Malwida von Meysenbug

Phädra



SCHUSTER & LOEFFLER
BERLIN und LEIPZIG

D 1202, b

Phädra

Von Malwida von Meysenbug erschienen im gleichen Verlage:

Memoiren einer Idealistin.

Der Lebensabend einer Idealistin.

Stimmungsbilder.

Individualitäten.

Himmlische und irdische Liebe.

Eine Reise nach Ostende (1849).

Phädra.

PHÄDRA

ROMAN VON

MALWIDA VON MEYSENBUG

ZWEITE AUFLAGE

MIT EINEM VORWORT VON GABRIEL MONOD



SCHUSTER & LOEFFLER
BERLIN UND LEIPZIG
1907

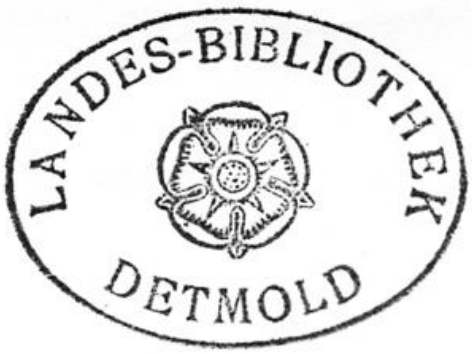
S 1939/720



„Ce qui est menacé aujourd'hui, c'est la liberté morale, c'est la conscience, c'est la noblesse même de l'homme, c'est le respect de l'âme. Défendre l'âme, ses interêts, ses droits, sa dignité, c'est le devoir le plus pressant pour quiconque voit le danger; défendre l'humanité dans l'homme, c'est ce que doivent faire l'écrivain, le pasteur, l'instituteur, le philosophe. L'homme, l'homme vrai, l'homme idéal, telle doit être leur devise, leur cri de ralliement. Guerre à ce qui l'avilit, le diminue, l'entrave, le dénature; protection à ce qui le fortifie, l'ennoblit, l'élève. La pierre de touche de tout système réligieux, ou politique ou pédagogique, c'est l'homme qu'il forme. Si le système nuit à l'intelligence, il est mauvais; s'il nuit au caractère, il est vicieux; s'il nuit à la conscience, il est criminel."

H. F. Amiel,

Fragments d'un Journal Intime.



VORWORT

Malwida von Meysenbug empfand eine gewisse Vorliebe unter ihren Werken für ihren Roman Phädra. Hatte sie ihn doch sozusagen mit ihrem Herzen geschrieben. Von jeher hatten die falsche Stellung und die harte Behandlung der unehelichen Kinder in der bürgerlichen Gesellschaft ihr besonderes Interesse erregt; die revolutionäre und sozialistische Bewegung der Kommune hatte sie aufs tiefste bewegt. Phädra ist ein Liebesdrama, dessen Konflikt durch die ausnahmsweise Lage eines unehelichen Kindes gebildet wird; und die Pariser Kommune liefert den Rahmen zur Katastrophe dieses Dramas.

Was Phädra für Malwida von Meysenbug besonders anziehend gemacht hatte, war der Umstand, dass sie zu diesem Roman durch eine wahre Geschichte begeistert worden war, deren Hauptheld uns bekannt war. Hier ist sie in ihren wesentlichen Zügen:

Ein junger Forstaufseher hatte während seines einsamen Lebens inmitten der Wälder Ostfrankreichs die Bekanntschaft einer jungen Bäuerin gemacht, und sich in diese verliebt. Er hatte einen Sohn von ihr, und als die

Wechselfälle seiner Laufbahn ihn nach Paris zurückgeführt hatten, liess er Kind und Mutter dorthin kommen. Aber hier lockerte nach und nach die Verschiedenheit der Bildung und des gesellschaftlichen Milieus die sentimentalen Bande, die die Verliebten verbunden hatten; der junge Mann begegnet in der Gesellschaft einem schönen jungen Mädchen, das gebildet, künstlerisch veranlagt und mit einem wunderbaren Talent für die Musik begabt war, und zu dem er von einer masslosen Liebe entbrannte. Die junge Mutter, die er nicht im Stiche gelassen hatte, die sich aber doch ein wenig verlassen fühlte, erhörte den Heiratsantrag eines tüchtigen Arbeiters, der sie von Herzen gern heiratete und ihren Sohn an Kindesstatt annahm. Der Vater des Kindes wusste sich mit der völligsten Freimütigkeit zu benehmen, ehe er sich mit der Jungfrau, die er liebte, verlobte: er gestand ihr sein Abenteuer, sagte ihr, dass er einen Sohn habe, und dass er willens sei, sich dessen auch fernerhin anzunehmen. Das junge Mädchen hörte ihm zu, ohne ein Wort der Überraschung oder des Tadels auszusprechen, und sagte ihm, sie nähme seine Hand an, ohne an das Vergangene zu denken, indem sie nur das Gegenwärtige und Zukünftige ins Auge fassen wolle. Die Heirat fand statt, wie es schien in vollkommener Übereinstimmung ihrer Herzen. Als aber kurz darauf der junge Gatte von neuem mit seiner Frau von seinem Sohne und den Anordnungen sprechen wollte, die er hinsicht-

lich seiner Erziehung mit ihr treffen wollte, fiel sie ihm mit hochmütiger Trockenherzigkeit ins Wort: „Ich habe Ihr Bekenntnis angehört und habe Ihnen keinen Vorwurf gemacht für das Vergangene. Aber dieses Vergangene geht nur Sie an. Ich will nicht, dass es je zwischen uns zur Sprache komme. Bekümmern Sie sich um Ihren Sohn, aber sprechen Sie mir nie von ihm.“ Der Unglückliche, der durch und durch eine Gefühls- und Pflichtnatur war, sah plötzlich den glänzenden und lügnerischen Schleier sich zerreissen, den die Liebe über seine Augen gewoben hatte. Er sah ein, dass er ein herzloses Wesen geheiratet hatte, das ihn genommen hatte, weil es arm war, seines Vermögens und der Stellung wegen, die er in der literarischen und künstlerischen Welt von Paris zu erringen gewusst. Dann begann ein entsetzliches, ein um so entsetzlicheres Leben, als die beiden Unglücklichen, die eine damals unlösliche Ehe aneinander gekettet, vor der Welt die moralische Scheidung verbargen, durch die sie bald zu Feinden wurden. Ein Lächeln schwebte auf ihren Lippen, wenn sie sich in einer Gesellschaft befanden; er horchte mit Bewunderung auf die Lieder, in die sie die volle Rührung einer Seele legte, deren einzige Leidenschaft die Kunst war. Hatten sie Freunde zu Tisch oder zur Abendunterhaltung zu sich geladen, dann führten sie ein heiteres Gespräch, und niemand ahnte das seltsame und stillschweigende Drama, das sich in ihrer Häuslichkeit

abspielte. Waren sie wieder allein, dann wechselten sie niemals andere Worte als solche, die die Erfordernisse des praktischen Lebens notwendig machten. Eine Familie, einen häuslichen Herd fand der unglückliche Gatte nur in dem bescheidenen Arbeiterhaushalt, wo sein Sohn erzogen wurde. Oft ging er hin und brachte dort lange Stunden zu, und eine seltene und rührende Freundschaft war entstanden zwischen dem echten Vater und dem Adoptivvater des Kindes. „Wir liebten ihn so sehr," sagte dieser einige Jahre später; „er machte unsere ganze Familie aus." Gleichzeitig war für die junge Frau das Haus ihres Gesanglehrers zum Mittelpunkt, zur wirklichen Familie geworden. Mehrmals bemühte sich der Mann, von seiner Frau die Einwilligung zu erlangen, diesem unerträglichen Zustand durch eine Trennung ein Ende zu machen. Schonungslos verweigerte sie es. „Niemals", sagte sie, „werde ich Ihnen irgend einen Klagegrund geben, der es Ihnen erlaubte, die Trennung gegen mich zu verlangen, und niemals werde ich sie gegen Sie fordern. Ich habe Sie geheiratet, um eine Stellung in der Welt zu haben. Ich behalte sie." Dem Unglücklichen blieb keine andere Zuflucht als der Selbstmord. Töten wollte er sich nicht seines Sohnes wegen. Andererseits aber galt ihm das Leben zu wenig, als dass er seine Gesundheit geschont hätte. Der Gram über seine vereitelten Glücksträume zehrte an seinem Lebensmark. Seine seelische Niedergeschlagenheit machte ihn für alle Krank-

heitseinflüsse empfänglich. Er versagte es sich, im Sommer auf dem Lande Ruhe und Erholung zu suchen. Er hatte sich in wissenschaftliche Arbeiten gestürzt, in die er sich zum Nachteil seiner Gesundheit zu eifrig versenkte. Bald wurde er infolge mehrerer schlecht gepflegter Luftröhrenentzündungen brustleidend; er weigerte sich, irgend etwas zu versuchen, um sich zu heilen, und verschied bald in Verzweiflung, Freunden die Sorge überlassend, über seinen Sohn zu wachen, der übrigens schon das Jünglingsalter erreicht hatte.

Malwida von Meysenbug hat diesem der Wirklichkeit entnommenen psychologischen Stoff, der ihr die Idee zu ihrem Roman eingegeben hat, ein neues Element hinzugefügt, das der eigentliche Grundgedanke der Phädra ist: nämlich die fast unwillkürlich blutschänderische Liebe der Weltdame zu dem Sohn ihres Mannes, den sie nicht hat kennen wollen. Die heilige Idealistin, die Malwida von Meysenbug war, hat diesen brennenden Gegenstand mit einer Kühnheit und einer Arglosigkeit behandelt, über die einige Leser lächelten, die aber unseres Erachtens der Erzählung einen orginellen und pikanten Reiz verleihen. Malwida von Meysenbug war aber doch mehr in ihrem Element, wenn sie die revolutionäre Bewegung von Paris beschreibt, in die ihr junger Held mit hineingerissen wird. Auch hier konnte Malwida von Meysenbug, um die Psychologie der Aufrüher der Kommune, zum mindesten der edelsten

und uneigennützigsten unter diesen zu durchdringen, sich auf persönliche Erinnerungen berufen. Während des Winters 1869 — 1870, den sie in Paris mit ihrer Adoptivtochter Olga Herzen zubrachte, hatte sie einige der Persönlichkeiten kennen gelernt, die eine Rolle in der Bewegung der Kommune spielen sollten: die Romanschriftstellerin André Léo (Mme Champseix), die Verfasserin jener bewundernswürdigen Bücher „Eine Skandalehe", und „Die zwei Töchter des Herrn Plichon", die sich in freier Ehe mit einem der ausgezeichnetsten Mitglieder der Pariser Kommune, mit Benoît Malon verband; und besonders die zwei Brüder Reclus, den grossen Geographen Elisée, der bei einem der ersten Ausfälle der Aufrührer gefangen genommen wurde, und dessen Bruder Elie, einen sanften Träumer, der die Leitung der Nationalbibliothek übernommen hatte, um sie gegen die bilderstürmerische Wut seiner politischen Glaubensgenossen zu schützen. In diesem Winter 1869 — 1870 war Malwida von Meysenbug mit mir in öffentliche Versammlungen gegangen, wo man mit der Schwärmerei der Illuminaten und der Begeisterung der Neubekehrten alle sozialen Fragen erörterte, und wo wir die feurigen Reden von mehreren derjenigen Männer hörten, die sich während der Kommune hervortun sollten, von Varlin, Beslay, Vallès, Vermorel, Vaillant, Longuet, Flourens. Sie hatte der Leicherfeier von Victor Noir am 12. Januar 1870 angewohnt und ge-

fühlt, wie ein Revolutionsschauer durch die Menge lief. Die Erinnerungen aus diesem Winter, wo man schon das Vorgefühl der nahen Trauerspiele hatte, sind auf glückliche Weise im letzten Teile ihres Werkes zur Geltung gekommen. In diesem findet man also neben zahlreichen Gebilden der Phantasie auch viele psychologische aus der Wirklichkeit gegriffene Beobachtungen; und dieser selbst erlebte und beobachtete Teil des Romans „Phädra" ist es, der ein ganz besonderes Leben ausstrahlt.

Gabriel Monod.

Alle Rechte vorbehalten

I.

In einem mit ernstem Geschmack eingerichteten Studierzimmer schritt ein junger Mann, in sichtbarer Aufregung und in lautlosem Selbstgespräch, auf und ab. Endlich stand er an seinem Schreibtisch still, atmete tief auf und sagte vor sich hin: „Vielleicht ist es am Besten so.“ Darauf nahm er einen offenen Brief, der auf dem Tische lag, und las ihn wieder. Derselbe war mit ziemlich schlechter Handschrift und unorthographisch geschrieben und lautete wie folgt:

„An Herrn Alfred!

Ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen. Ich habe Ihnen einmal früher gesagt, ein gewisser Martin von hier hätte mich lieb gehabt, aber er wäre aus Kummer über das Vorgefallene weggegangen in die weite Welt. Er war immer der Beste im Dorf, nun ist er noch viel rechtschaffener geworden. Er ist jetzt zurückgekommen. Seine Mutter war all die Jahre sehr gut gegen mich. Als meine Mutter starb, sagte sie zu mir: Margarethe, du bist brav, du tust deine Pflicht an deinem Kind, es kann dir

Niemand mehr etwas nachsagen und ich will deiner Mutter Stelle ersetzen. Wäre nur der Martin nicht um deinetwillen in die weite Welt gegangen! Nun die Freude! Der Martin kam zurück. Er war freundlich mit mir, er sprach nicht viel, er war immer ein stiller Mensch. Am meisten freute mich, dass er mit dem Knaben so gut war, er hatte ihn stundenlang bei sich in der Werkstatt. Neulich war es schon Abend, das Kind kam nicht nach Haus. Ich ging sonst nie in die Werkstatt, nun bekam ich aber Angst und fasste mir ein Herz. Als ich die Tür aufmachte, sah ich den Martin sitzen mit dem Kleinen auf seinen Knieen. Der Kleine sah mich und rief: Mutter! Martin kam auf mich zu, nahm meine Hand, zog mich herein. Ich war beklommen. Da rief der Kleine, Martin wolle sein Vater sein. Ich erschrak sehr. Martin sagte: ja das Kind sprichts aus; Margarethe, ich denke über dich wie meine Mutter. Ich habe dich lieb gehabt vordem und ich habe dich noch lieb. Willst du mein Weib sein, so bin ich glücklich und ich will deinem Kinde ein treuer Vater sein. Ich musste bitterlich weinen, als ich dies hörte. Er sagte: Margarethe, ich will dich nicht überreden; überleg es, und sag mir morgen deinen Beschluss. Denke aber auch, dass ich dir einen ehrlichen Namen gebe, denk an dein Kind und denk auch, dass du mir viel Leid zugefügt hast und dass ich dich doch über alles liebe. Die Tränen liefen dem festen Mann dabei über die

Backen. Ich konnte nur sagen: Danke Martin, morgen sollst du es wissen, und ging mit dem Kleinen. Der rief immerfort, er wolle den Martin zum Vater und bat und schmeichelte, dass wir zu Martin ins Haus ziehen sollten. Ich schlief die ganze Nacht nicht; ich betete, dass Gott mir den rechten Weg zeigen solle. Da überkam es mich, dass es wohl am Besten wäre, wenn ich es täte, so nähme ich die grosse Sorge aus Ihrem Leben. Ich weiss ja, Sie konnten nicht anders handeln, es hätte Ihr Leben zerstört, hätten Sie mir Ihr Wort gehalten. Ich zürne Ihnen nicht, Sie wissen es und ich weiss, Gott hat uns vergeben. Wir waren beide so jung, wir fehlten, aber wir waren nicht böse und Sie haben ja auch Ihr Kind nie vergessen. Nun denke ich, es ist recht und wohlgetan, wenn ich die Sorge aus Ihrem Leben nehme. Der Martin ist rechtschaffen, er wird für mich und den Knaben sorgen. So hab ich ihm das Jawort gegeben. Er ist glücklich. Es ist schön, wenn man einen Menschen glücklich machen kann. Und mein Philipp ist ein Goldkind, so wunderschön, so klug. Nicht wahr, Sie lassen mir das Kind? Obwohl ich nun den Martin habe, so könnt' ich doch nicht ohne das Kind leben und der Martin auch nicht. Ihnen wäre es doch ein Hindernis; wir brauchen auch keine Unterstützung für ihn, wir werden für ihn arbeiten und sorgen. Der Martin nähme es sicher nicht an.

Und nun leben Sie recht wohl, Herr — nein, einmal muss ich's noch sagen: lieber, lieber Alfred. Es war schön damals — aber nun ist's anders; ich hoffe, Gottes Segen wird darauf ruhen. Ich werde noch viel an Sie denken und beten, dass Gott sie recht, recht glücklich mache. Ich hielt es für meine Schuldigkeit, Ihnen dies alles zu schreiben, und bleibe den Vater meines Sohnes stets ehrerbietig liebende

Margarethe.

Nachschrift: Nächsten Sonntag werden wir getraut; der Martin will nicht mehr warten und seine Mutter sagt auch, es wäre besser so. Wir erwarten dann, was Sie wegen dem Philipp bestimmen werden und hoffen, dass er uns ganz und für immer bleiben wird als unser lieber Sohn." —

Alfred hatte sich am Tisch niedergesetzt und stützte den Kopf in die Hand. „Ja, Margareth, du hast recht," sagte er sich selbst, „es ist eine grosse Sorge, ein immer lebendiger Vorwurf aus meinem Leben genommen, und doch — wie beschämst du mich! Du bindest dich an das geringere Los, um mich frei zu machen, — aber — es ist nun geschehen; du selbst hast den Knoten gelöst, der mich innerlich noch band — doch den Knaben — nein den Knaben geb' ich Euch nicht. Für jetzt noch, ja mehrere Jahre; so lange er noch der Muttersorge bedarf, bleibe er bei dir, aber wenn du erst Kinder des zweiten Mannes in den Armen hältst, dann

nehme ich mir meinen Sohn, geb ihm sein heiliges Anrecht an Bildung und Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft, erziehe mir einen Freund in ihm und — dann — vielleicht — öffnen sich ihm andere Mutterarme — kommt er in ein glückliches Vaterhaus — zu holden Geschwistern — o Margarethe, vielleicht geht dein grossmütiger Wunsch in Erfüllung — vielleicht winkt mir des Lebens höchster Preis."

Der Schlag einer Uhr weckte ihn aus seinen Träumen, die zuletzt wohl schöner Natur gewesen sein mussten, denn ein froher Ausdruck hatte sich über das edle Antlitz gelagert. Nun fuhr er empor und sagte: „Ach mein Gott, die Essensstunde ist da und Mama wird ungeduldig, wenn sie warten muss." Hastig ergriff er Hut und Stock und verliess das Haus, um sich zu seiner Mutter zu begeben.

II.

Diese war Witwe und hatte nur den einzigen Sohn, den sie auf ihre Weise liebte, dessen Natur aber von der ihren so verschieden war, dass er es vorgezogen hatte, seine Selbständigkeit zu wahren und allein zu wohnen. Nur sein Mittagessen nahm er bei ihr ein und ertrug dann, mit so viel Geduld als möglich, die Erzählungen der weltlich gesinnten Frau. Einst, als bewunderte Schönheit, hatte sie durch ihre Koketterie das Leben seines Vaters verbittert

und nun, da das Alter dem Gefallenwollen ein Ziel setzte, suchte sie einen Ersatz darin, die eigne Torheit in anderen zu entdecken und zu geisseln. Sie wollte sich in die Stellung einer achtbaren Matrone einsetzen, vor deren Richterstuhl alles, was gegen die gesellschaftliche Form anstiess, unerbittlich verurteilt wurde. Ausserdem betätigte sie sich nach aussen hin durch Teilnahme an allen möglichen Wohltätigkeitsvereinen, half Schulen gründen; interessierte sich für die Frauenfrage, soweit diese nicht „über die Grenze des Weiblichen" hinausging; kurz sie wusste sich geltend zu machen und hatte es dahin gebracht, dass sie in die gebildetsten Kreise der Gesellschaft aufgenommen war. Allerdings geschah dies mehr aus Rücksicht für den Sohn, welcher durch Charakter, Bildung und Schönheit ausgezeichnet, sich in einer glänzenden Stellung befand. Die tiefe innere Verschiedenheit zwischen Mutter und Sohn blieb den Besseren nicht verborgen, da Alfred sie aber mit zarter Schonung so viel als möglich zu überdecken suchte, so tat man, als bemerke man sie nicht und ehrte den Sohn in ihr.

Als Alfred bei ihr eintrat, fand er sie seiner bereits wartend. Sie hielt ihm zum Gruss die schöne weisse Hand hin, welche ein goldner Reif am Handgelenk umschloss, den alte Spitzen halb verdeckten. Alfred führte die Hand flüchtig an seine Lippen, legte Hut und Stock ab und sagte: „Ich komme ein wenig spät, Sie werden mich entschuldigen, Mama. Ich hatte einen

Brief erhalten, der mich aufgeregt hat und über den ich die Zeit vergessen habe."

„Nichts Unangenehmes, hoffe ich?" fragte die Mutter.

„Nein, eher das Gegenteil," sagte Alfred, indem er ihr den Arm reichte und sie in das Esszimmer führte.

„Das ist schön, so hast du mir etwas Gutes mitzuteilen, mein Freund," versetzte die Dame. „Wäre es Unangenehmes, so bäte ich dich, mich heute damit zu verschonen. Ich bin etwas nervös und du weisst, ich liebe überhaupt unangenehme Eindrücke nicht; die Zeit ist ohnehin unerbittlich genug und unangenehme Eindrücke sind gefährliche Bundesgenossen der Zeit. Es ist nun einmal Grundsatz bei mir, dass es Pflicht für jede Frau ist, so lange als möglich schön zu bleiben. Ich weiss, du denkst, diese Ansicht sei verwerfliche Eitelkeit; du wirst anders denken, wenn du verheiratet bist."

Alfred unterliess es, auf Erörterungen über diese schon oft gehörte Theorie einzugehn, und sagte nach einem Augenblick des Schweigens: „Der Brief betraf Philipp."

„Nun?" fragte die Mutter in einem gedehnten Tone, der deutlich verriet, dass der Gegenstand eher in die Kategorie der unangenehmen Eindrücke gehöre.

„Nun — Margarethe wird sich verheiraten — mit einem braven Mann, welcher den Knaben liebt und in dessen Händen ich ihn zunächst ohne Sorge lassen kann."

„Gottlob, das ist wirklich eine gute Nachricht," versetzte die Dame sichtlich erheitert. „Es wäre ja im ganzen ziemlich gleichgültig, so oder so; denn du hast die Person niemals Mangel leiden lassen, ja sie fast überreich versorgt. Aber bei deinen selbstquälerischen Ansichten ist es ein wahres Glück, wenn du endlich einmal über diesen Punkt zur Ruhe kommst. Die meisten deiner Freunde sind nicht so gewissenhaft wie du. Wie viel uneheliche Kinder gibt's nicht in der Welt! Man gibt im besten Falle eine Summe, so lange das Kind klein ist, bis es ein Handwerk gelernt hat, um sich selbst zu ernähren. Aber du hast eben ein anderes, ich möchte sagen ein deutsches Gewissen, wie dein Vater, welcher die deutsche Abkunft nie hat verleugnen können, obwohl er in Paris geboren und erzogen war. Du quälst dich nun schon seit Jahren, nicht nur wegen des Kindes, sondern auch wegen der Person."

„Margarethe ist ein treffliches Wesen, ein Herz, wie man es selten bei den Frauen unserer Gesellschaft findet," fiel Alfred ein, indem eine leichte Zornesröte sein Antlitz überflog, „wäre ich damals nicht zu schwach gegen die anerzognen Vorurteile und besonders gegen Ihren Widerstand und Ihre Vorwürfe gewesen —"

„So hättest du eine Torheit begangen und deine ganze Zukunft ruiniert," unterbrach ihn die Mutter. „Ich bitte dich, Alfred, lass das Gespräch nicht diese Wendung nehmen; es regt mich im höchsten Grade auf und ich habe

dir eben gesagt, ich kann Aufregungen heute nicht vertragen. Die Sache ist ja somit abgetan. Wenn du ein Übriges tun und jährlich eine kleine Summe für das Kind geben willst, bis es ein Handwerk gelernt hat“ —

„Nein, ich werde mehr tun für meinen Sohn,“ erwiderte Alfred mit gereiztem Tone, „ich werde ihn nur so lange dort lassen, als er die Pflege der Mutter noch nötig hat. Inzwischen bekommt sie wahrscheinlich andere Kinder, welche ihr dieses ersetzen, und dann werde ich ihm eine vollständige Erziehung geben und ihn anerkennen.“

„Und was wird deine künftige Frau dazu sagen?“ fragte die Mutter spöttisch lächelnd.

„Es wird das erste sein, was ich derjenigen, welcher ich mein Herz und meine Hand anbiete, sagen werde,“ versetzte Alfred bestimmt, „ich werde nie eine Frau heiraten, welche diese meine Vergangenheit nicht kennt und nicht annimmt.“

„Du wirst eine solche Dummheit nicht begehen, mein Freund,“ fuhr die Dame noch immer lächelnd fort. „Die Gefühle eines jungen, wohlerzogenen Mädchens beleidigt man nicht mit solchen Geständnissen. Wenn du einmal wahrhaft verliebt bist, wirst du dich wohl hüten, das Glück deines Lebens auf das Spiel zu setzen. Die Sache ist viel zu wenig wichtig, viel zu alltäglich, um sie so tragisch zu behandeln. Deine Vergangenheit geht deine zukünftige Frau nichts an. Auch sag' ich mit Stolz: sie ist untadelhaft.“

„Die Sache ist im Gegenteil sehr wichtig, und ich, der ich diese Frage speziell besprechen und die Rechte der illegitimen Kinder verteidigen, ja es als eine heilige Verpflichtung hinstellen will, denselben die vollen Ansprüche der Kinder einer legitimierten Ehe zuzuerkennen — ich darf wahrlich nicht anstehen mit gutem Beispiel voranzugehen. Doch lassen wir das, die Zeit ist noch nicht da und es ist allerdings unnütz, uns jetzt darüber aufzuregen."

„Jawohl, und ich habe dir nun auch etwas mitzuteilen, was dir angenehm sein wird," sagte die Mutter mit einem schlauen Seitenblick auf ihren Sohn. „Ich bekam heute ein Billett von meiner teuren Albertine, worin sie mir anzeigt, dass sie mit der Familie in die Stadt zurückgekehrt ist und dass sie ihre wöchentlichen Empfangsabende morgen wieder anfängt. Sie bittet mich dringend zu kommen und trägt mir ausdrücklich auf, dich in ihrem Namen um das Gleiche zu bitten. Ich gehe jedenfalls. Albertine ist von guter, alter Familie und hat die aristokratische Sitte nicht verleugnet, als sie den reichen bürgerlichen Bankier heiratete. Sie geniesst ihren Reichtum mit Geschmack in wahrhaft vornehmer Weise, und ich gestehe, dass ich deshalb lieber mit ihr umgehe, als mit den meisten meiner Bekannten aus diesen Kreisen. Der Adel gibt nun einmal einen gewissen Stempel, welchen die Geldaristokratie vergebens sucht. Zum Glück hat sie ihre Vorzüge auf Bianka vererbt. Die Tochter ist der

Mutter würdig. Ich kenne kein junges Mädchen, welches sich mit ihr messen könnte, weder an Schönheit, Geist und Talent, noch an Grundsätzen und vornehmem Wesen. Sie ist mein Ideal.“ Sie hielt einen Augenblick inne und blickte wieder flüchtig zu ihrem Sohn hinüber, der eifrig bemüht war, den Inhalt seines Tellers zu leeren, so dass ihm keine Zeit blieb aufzusehen oder etwas zu erwidern. „Du begleitest mich doch morgen?“ fragte die Mutter, da sie kein beistimmendes Wort erhielt.

„Ich werde dich keinesfalls hinführen können, da ich eine unabweisbare Verabredung für morgen Abend habe. Aber wenn möglich, komme ich später, um dich abzuholen,“ erwiderte Alfred mit anscheinender Gleichgültigkeit.

„Du hast mir eigentlich nie gesagt, ob dir Albertinens Haus auch so angenehm ist wie mir,“ fuhr die Dame mit hartnäckiger Neugier fort. Sie wusste, dass ihres Sohnes Schweigen gewöhnlich gerade bei den Gegenständen eintrat, die ihn am tiefsten bewegten und die er nicht besprochen haben wollte. Gerade dann aber fühlte sie sich unwiderstehlich getrieben, ihn zu einer Antwort zu zwingen, aus welcher sie nachher ihre mehr oder minder richtigen Schlüsse zog.

„Ich halte Albertine für eine der geistreichsten und liebenswürdigsten Frauen, welche ich kenne, deshalb gehe ich natürlich gerne zu ihr,“ erwiderte Alfred mit jenem kalt abwehrenden Ton, den er jedesmal annahm, wenn seine Mutter ihn mit ihren Fragen in Belagerungszustand versetzte.

„Nun und findest du nicht, dass Bianka ganz das Ebenbild ihrer Mutter ist?“ fuhr die Fragerin fort.

„Nein,“ sagte er kurz.

„Nicht? und worin nicht?“

„Sie ist stolzer als ihre Mutter,“ erwiderte er.

„Ist das ein Fehler? Mir scheint, ein jedes Mädchen von so hohen Vorzügen wie Bianka müsste stolz sein.“

„Es kann wenigstens unter Umständen zum Fehler werden,“ versetzte Alfred und brachte dann, mit einer plötzlichen Wendung, das Gespräch auf völlig andere Dinge, so dass es seiner Mutter nicht möglich war, auf den vorigen Gegenstand zurückzukommen. Nach dem Essen empfahl er sich bald, wie er es gewöhnlich tat, worauf sie ihre Abende im Theater oder in Gesellschaft zubrachte, oder Besuch bei sich empfing.

III.

Albertine verdiente wirklich das Lob, das Alfred und seine Mutter ihr gespendet hatten. Sie hatte in die ihr aufgezwungene Ehe mit einem ungeliebten Mann, dessen grosses Vermögen dem zerütteten Finanzzustand des väterlichen Hauses aufgeholfen hatte, die feine Sitte hinübergebracht, welche eine lange Gewöhnung dem Geburtsadel beinah zur zweiten Natur gemacht hat. Die Leere und Unbefriedigtheit

ihres Herzens suchte sie zu ersetzen durch hohe Geisteskultur und den Kultus alles wahrhaft Schönen. Niemand ahnte, welche Kämpfe sie durchzumachen gehabt hatte, um sich in das Verhältnis zu dem weit unter ihr stehenden Mann zu finden, den sie mit feinem Takt vor anderen so hinzustellen wusste, dass er beinah als das erschien, wozu sie ihn hätte machen mögen.

War ihr Haus so schon ein Anziehungspunkt für Alle gewesen, welche edle Geselligkeit liebten, so wurde es das noch mehr, seitdem neben der Mutter die Tochter in allem Reiz der Jugend und der feinsten Bildung erschien. Sie war, wie Alfred's Mutter gesagt hatte, das Ebenbild Albertinens, nur war ihre Schönheit glänzender, und eine stolze Ruhe gab ihrer Erscheinung etwas Kaltes, während der Ausdruck jener voll Güte und Milde war.

Wenn diese ausgezeichneten Frauen von ihrem Landsitz in die Stadt zurückkehrten, beeilten sich alle Bekannten sie zu begrüssen, und so fand denn auch Alfred, als er spät am Abend erschien, die Salons voll von Menschen. Albertine empfing ihn mit besonderer Herzlichkeit; er war ihr vor allen andern jungen Männern ihres Kreis wert, und sie hegte im Grunde ihres Herzens den Wunsch, dass er ihr Schwiegersohn werden möge. Ihre Tochter konnte zwar, das wusste sie wohl, vermöge ihrer Schönheit und ihres Reichtums auf die glänzendsten Verbindungen Anspruch machen, sie wusste aber auch aus eigener Erfahrung, dass es kein schreck-

licheres Los für ein edles Weib gibt, als mit all' ihren Vorzügen, mit ihrer Reinheit und ihrem Geist einem Titel oder dem Reichtum zum Opfer gebracht zu werden. Sie hatte es vermocht, diese geheime Wunde tiefer Erniedrigung durch sittliche Vollendung beinahe zu einem Triumph zu erheben, aber sie hatte es sich in ihrem Herzen gelobt, dass Bianka nie einen solchen Kampf durchzumachen haben sollte, und wenn sie gleich entschlossen war, ihr völlige Freiheit bei der Wahl eines Gatten zu lassen, so behielt sie sich doch vor, soweit es möglich war, nur solche jungen Männer in ihr Haus zu ziehen, von welchen sie annehmen durfte, dass das Glück ihres Kindes bei ihnen sicher sei.

Alfred näherte sich nach der Begrüssung mit der Frau des Hauses einem Salon, aus dem Musik ertönte, und sah neben dem Piano, auf welchem ein Musiker spielte, Bianka stehen, welche man gebeten hatte zu singen. Sie befand sich dem in die Tür Tretenden gerade gegenüber, so dass ihre wahrhaft klassische Schönheit ihm in dem hellen Kerzenlicht blendend entgegenstrahlte. Es mochte sein, dass eine flüchtige Erregung, vor so vielen Menschen zu singen, über sie kam, denn es flog in dem Augenblick ein leises Erröten über das schöne Antlitz, und die klangvolle Stimme bebte ein wenig bei den ersten Tönen. Bald aber verschwand jedes Zeichen einer Empfindung, welche nicht der Musik galt, und sie sang das: „Lascia

ch'io piango" von Händel mit solcher Erhabenheit, dass man fühlte, man habe es hier nicht mit einer Dilettantin, sondern mit einer wahren Künstlerin zu tun.

Als sie geendet hatte und der Beifallssturm, den ihr Gesang erregte, verrauscht war, trat Alfred auf sie zu und begrüsste sie. Sie erwiderte seinen Gruss mit jener vornehmen Ruhe, die ihrer ganzen Erscheinung eigen war, doch erschien ein flüchtiges Lächeln auf ihren Lippen, welches nur selten einem Ankommenden zuteil wurde.

„Jede Frage nach Ihrem Ergehen ist überflüssig, wenn man Sie sieht," sagte Alfred, „und wenn Sie von der Härte des Schicksals singen, so muss man sich wundern, wie Sie das mit einem so ergreifenden Ausdruck tun können, da Sie, der alles lächelt, nicht ahnen können, was eine dura sorte ist."

„Nein, erfahren habe ich das freilich nicht," erwiderte sie, „aber man kann doch den Ausdruck des Schmerzes wiedergeben, wenn man die Musik empfindet, gerade wie eine Schauspielerin die tragische Leidenschaft darstellen kann, obgleich sie diese nie gefühlt hat."

„Sie haben tausendmal recht, mein Fräulein; künstlerische Naturen erraten durch Intuition, was wir andern prosaischen Menschen erst durch schmerzliche Erfahrung lernen. Und Sie sind eine Künstlerin; diesen Vorzug kannte ich bis jetzt noch nicht, ich hatte Sie nie singen hören," sagte Alfred.

„Ich habe auch bis jetzt noch nie vor anderen gesungen, als vor meinem Lehrer und vor Mama. Ich hasse es, die Menschen mit den stümperhaften Versuchen einer Anfängerin zu plagen, und finde, dass es ein Armutszeichen für eine Gesellschaft ist, wenn sie nichts anderes zu tun weiss als das sogenannte ‚Musikmachen', wenigstens sobald dasselbe nicht einigen Anspruch auf künstlerische Vollendung hat. In der Familie mag man mit Anteil den schüchternen Versuchen der Lernenden zuhören, aber einer Gesellschaft solche Pein aufzuerlegen, ist inhuman."

Das stolze Selbstbewusstsein, das durch diese Worte hindurchklang, befremdete Alfred, aber der Eindruck verschwand augenblicklich, als er sie ansah. „Sie hat recht," dachte er, „sie darf stolz sein, denn sie ist in allem das Vollendete."

Hinzutretende Bekannte machten dem Zwiegespräch ein Ende. Es hatte nach der Landessitte, welche den Verkehr zwischen einem jungen Mann und einem jungen Mädchen auf das kleinste Minimum beschränkt, fast schon zu lang gedauert. Doch war in diesem Hause auch darin ein edlerer Ton eingeführt, und Bianka war gewöhnt, sich mit jungen Männern zu unterhalten, ohne daran zu denken, dass die Vermutungen, welche das Geschäft kleiner Seelen sind, sich an dieses oder jenes Gespräch knüpfen würden, um den von ihr bevorzugten Mann zu entdecken.

„Findest du nicht, dass Bianka wunderbar ist?“ fragte Alfred's Mutter, als sie nach Hause fuhren. Alfred antwortete nicht.

„Sie wird immer schöner,“ fuhr die Dame unerschrocken fort, „aus der Knospe wird die Blume und dieser Anstand, diese vornehme Haltung, diese Würde für ein so junges Wesen! Albertine wird nicht lange zu sinnen brauchen, um ihr ein glänzendes Los zu bereiten. Ich höre, es ist schon mehr als ein Freier da und es wird da nur heissen: die Wahl die Qual.“

Es half Alles nichts, Alfred blieb unerschütterlich stumm über den Gegenstand, über den ihn seine Mutter am liebsten hätte zum Sprechen bringen mögen. Ihre glühendsten Wünsche gingen nach einer Verbindung mit dem geachteten und reichen Hause Albertinens, und ein einziges Wort ihres Sohnes hätte ihr Gelegenheit gegeben, eine Fülle glänzender Motive zu entwickeln, welche Bianka ihr als Schwiegertochter wünschenswert machten. Aber Alfred schwieg so hartnäckig, dass auch sie endlich zum Schweigen gebracht wurde; nur an der Tür ihres Hauses sagte Alfred: „Ich werde Sie mehrere Tage nicht sehen, Mama, ich gehe, alles wegen Philipp zu ordnen;“ darauf wünschte er ihr gute Nacht und verliess sie, ehe sie Zeit fand etwas zu erwidern.

IV.

Das kleine Haus Meister Martin's, in dem Dorfe nahe der Hauptstadt, war neu und wohnlich geordnet. Man sah, dass die sorgende Hand einer jungen Hausfrau tätig gewesen, und es fehlte sogar nicht an manchem hübschen Schmuck, denn Martin war wohlhabend und hatte das nun endlich errungene Glück der Vereinigung mit der Geliebten seiner Jugend gefeiert, indem er neuen Hausrat anschaffte.

Martin und Margarethe standen einige Tage nach der Hochzeit in der Wohnstube und übersahen die neue Einrichtung; er ein kräftiger Mann mit ernsten, schönen Augen; sie eine für ein Landmädchen ungewöhnlich feine Erscheinung mit dem Ausdruck einer über ihren Stand hinausgehenden, edlen Empfindung in dem zarten Gesicht. Sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter und hörte mit grosser Aufmerksamkeit den Erklärungen zu, welche Martin ihr über die Männer gab, deren Bildnisse an den Wänden hingen. Er hatte während seiner Wanderjahre viel gehört, gesehen und gelesen, und war von sozialistischen Ideen durchdrungen. Die Porträts, die er ausgewählt hatte, um ihr Gemach zu schmücken, waren die der ersten Volksmänner aus der französischen Revolution und unter ihnen hing ein Bild, das Christus und die Ehebrecherin darstellte. „Das ist die Geschichte aus der Bibel, die weisst du?“ sagte

er. Maragarethe wurde rot und versetzte leise: „Die Geschichte einer Sünderin wie — ich.“

„Schweig doch,“ rief Martin, „immer noch das alte Lied! Nein, du bist rein und fromm wie ein Lamm; der Sünder ist allein Jener — wie alle diese feinen Herren, welche glauben, die Töchter des Volks sind nur da, um ihrer Lust zu dienen; die hasse ich und ihn vor Allen“ —

„O Martin, du kennst ihn nicht, er ist so gut,“ sagte sie bittend.

„Nun ja, du entschuldigst ihn, — aber lassen wir den; du bist jetzt mein Weib, mein Alles,“ dabei schloss er sie in seine Arme und bedeckte sie mit Küssen. Sie wehrte ihm sanft und sagte ablenkend: „Aber wie kommt der Heiland in die Reihe dieser Männer?“

„Da gehört er hin,“ erwiderte Martin, „ich habe ihn recht mit Absicht dahin gehängt. Er war der erste Sozialist, der Gleichheit und Brüderlichkeit predigte, und wär es nach ihm gegangen, wir wären jetzt eine brüderliche Menschheit und nicht getrennte Völker, die sich hassen und morden. Der da wollte den alten Fluch aufheben, den Kain in die Welt gebracht hat mit dem ersten Brudermord, aber die Menschen verstanden es nicht und der alte Fluch besteht noch.“

„Wie du gut sprichst, überhaupt du bist so klug,“ versetzte Margarethe, indem sie bewundernd zu ihm aufsah. „Ja, mein Philipp kann viel von dir lernen.“

„Das soll er auch, er soll ein tüchtiger Junge werden, ein Handwerksmann, wenn's nach mir geht; aber er soll auch ausserdem was Ordentliches wissen. O, es ist Zeit, dass das Handwerk wieder zu Ehren kommt, dass es nur eine Stufe unter der Kunst steht. Ja, Handwerker und Künstler müssen sich die Hand reichen. Aber er soll auch die Rechte unseres Standes kennen lernen, und wenn's nicht mehr für meine Zeit ist, so wird's doch für seine sein, diese Rechte zu erobern."

„Ach Martin, du wirst ihm Gedanken beibringen, die mir Angst machen; wenn nun sein —"

„O schon wieder der!" sagte Martin und drohte lächelnd seiner Frau mit dem Finger; „denk doch nicht mehr an ihn, mein Weibchen. Der wird froh sein, uns den Jungen zu lassen und nicht mehr nach ihm fragen, und um so besser! Er soll mein Erstgeborner sein und nicht minder geliebt als die Andern — nicht wahr, meine Margarethe? Nun, nun, erröte nur nicht so! Sie sollen nur kommen, je mehr je besser; eine Familie tüchtiger Menschen, zu Tugend und Arbeit erzogen, das kann man brauchen."

„Und zur Religion?" fragte Margarethe schüchtern.

„Ja nun, du frommes Gemüt," erwiderte er, „ja, ja Religion — was du und ich darunter verstehn. Aber nicht was die Priester sagen; die lass mir aus dem Spiel. Ein rechtschaffnes

Leben führen, seine Pflicht tun und barmherzig sein gegen seinen Nächsten — darauf kommt's an."

„Und auf eine andere Welt hoffen, wo uns keine Versuchung mehr kommt und wo wir mit dem Gewand der Unschuld gleich den Engeln bekleidet werden?" fragte sie und schaute mit freudigem Glanz in den sanften Augen zu ihm auf.

„Ja meine Geliebte," sagte er und schloss sie auf's neue in seine Arme, „du trägst es schon, dies Cewand, ohne dass du's weisst, und ich glaube mehr an dich als an die Engel. Aber lass uns zunächst für diese Welt sorgen. Ich bin glücklich; die Sonne ist mir aufgegangen in dir und mein Haus soll leuchten von hellem, frohem Licht."

Die Tür wurde in diesem Augenblick aufgerissen und ein wunderschöner Knabe von etwa acht Jahren sprang lachend in das Zimmer und versteckte sich hastig hinter der Schürze Margarethens. Ihm folgte eine alte Bäuerin, welche die unverkennbare Ähnlichkeit als Martin's Mutter kennzeichnete und deren ehrwürdiges Gesicht vergebens das Lachen unter einer strengen Miene zu verbergen trachtete.

„Grossmutter, wo bin ich?" rief der Knabe hinter der Schürze.

„Da wo du denkst, ich könnte dich nicht strafen, du wilder Bube," sagte die Alte.

„Was hat er denn getan?" fragte Margarethe.

Die Alte zwinkerte ihr mit den Augen zu, dass es nicht viel zu bedeuten habe und sagte

laut: „Er hat sich wieder die Kleider beschmutzt und ich hatte ihn erst heute Morgen so schön rein angezogen.“

„Grossmutter, weisst du auch wie's gekommen ist,“ fragte der Kleine und steckte seinen Kopf mit dem braunen Lockenhaar hinter der Schürze hervor.

„Nun, du bist wohl wieder auf einen Baum geklettert und heruntergefallen?“ versetzte die Alte.

„Falsch geraten,“ rief der Knabe frohlockend.

„Oder hast ein papiernes Schiffchen auf schmutzigem Wasser fahren lassen und dich bespritzt.“

„Ach Grossmutter, du kannst aber auch gar nicht raten,“ sagte der Knabe, indem er sein Versteck verliess und sich vor die Alte hinstellte, „ich will dir's nur sagen; dem kleinen Franz war sein Apfel in die Pfütze gefallen und er weinte jämmerlich; da sprang ich hinein, holte den Apfel und wischte ihn mit meiner Schürze ab, deshalb hin ich nass und schmutzig, aber der Franz war so froh.“

„So mein Goldkind, das hast du getan?“ rief die Alte und schloss ihn in ihre Arme, „sieh mal, da hast du ja recht getan, man muss seinem Nächsten helfen; jetzt holst du ihm den Apfel, später hilfst du ihm aus grösserer Not; du lieber Bube, komm, dass ich dich trocken anziehe.“

Damit zog sie den Knaben fort aus dem Zimmer. Martin und Margarethe sahen den

beiden lächelnd nach und Martin sagte: „Die Mutter ist ganz närrisch verliebt in den Philipp, die gute Alte! Was wird es sein, wenn sie meine Kinder hat!“

Die kleine Familie sass beim Mittagsmahl beisammen; der sonst so stille Martin war heiter und gesprächig, das Glück hatte ihn so gemacht. Er erzählte von seinen Reisen und den prächtigen Dingen, die er gesehen hatte, und Philipp starrte ihn mit seinen grossen, ernsten Augen an und vergass das Essen über dem Zuhören so schöner Dinge, die seine Phantasie mit lockenden Bildern füllten. Da klopfte es an die Tür und auf das „Herein“ trat der Briefbote des Dorfes ein, hielt einen Brief empor und sagte: „An Frau Martin, aus der Hauptstadt.“ Margarethe errötete, als sie den Brief nahm und die wohlbekannten Züge der Aufschrift erblickte. Sie warf einen schüchternen Blick auf Martin und sah, dass sich seine Augenbrauen finster zusammenzogen und der heitere Ausdruck seines Gesichts verschwand.

„Willst du ihn lesen, Martin?“ fragte sie leise und reichte ihm den uneröffneten Brief.

„Nein, nein, lies nur,“ sagte er ohne die Augen vom Teller zu erheben. Sie erbrach mit zitternder Hand das Kouvert und entfaltete den Brief. Er enthielt nur wenige Worte:

„Liebe Margarethe, grossmütiges Weib!

Sie sind besser als ich, ich erkenne es mit tiefer Beschämung. Möge des Himmels Segen auf Ihnen und Ihrem Gatten ruhen. Aber was ich gegen die Mutter gefehlt habe, will ich am

Sohne gut machen und Philipp soll von mir mit allen Rechten eines Sohnes erzogen werden. Doch vorerst bleibe er bei Ihnen, bis Kinder des neuen Bundes Sie in Anspruch nehmen. Dann hole ich mir meinen Sohn. Ich komme morgen Sie zu sehen und die Bekanntschaft Ihres Mannes zu machen, der ein würdiger Mensch sein muss, weil er Sie liebt. Wir besprechen dann Alles wegen Philipp, in dem ich stets, in reiner Freundschaft, auch die Mutter ehren werde. Empfangen Sie mich versöhnt, Margarethe; ich habe Ihre Vergebung nötig fürs Leben.

Alfred."

Tränen traten in Margarethens Augen beim Lesen dieser Zeilen. Sie reichte, ohne ein Wort zu sagen, den Brief ihrem Mann. Die Mutter, die merkte, dass eine Erklärung zwischen den Gatten erfolgen werde, erhob sich und lockte den Knaben unter einem Vorwand aus dem Zimmer. Martin hielt den Brief in der Hand, den er rasch überflogen hatte, und sah ernst vor sich hin. Margarethe trat zu ihm, legte die Hand auf seine Schulter und sagte leise: „Du wirst ihn gut empfangen, Martin, nicht wahr?"

„Ich wollte, er hätte uns allein gelassen und das Kind mit uns," sagte Martin dumpf.

„Aber ist es nicht schön von ihm, dass er sein Kind anerkennen will?" fragte sie, indem sie ihren Arm um seinen Hals legte und ihre Lippen auf seine Stirn drückte.

„Nun ja, du Schmeichlerin, deinetwegen

gleich den Beweis des unerschütterlichen Vertrauens geben, das er ihr gelobt hätte, und wolle auch den peinlichen Augenblick des Wiedersehens ihr nicht erschweren.

„Ja, das haben wir auch gemacht, Grossmutter und ich," sagte Philipp, „und du siehst gar nicht, dass Grossmutter mir meine besten Kleider angezogen hat. Ich will aber auch gewiss heute nichts verderben, denn mein Papa soll sehen, dass ich ordentlich bin."

Der Knabe sah so schön aus, dass Margarethens Augen mit Entzücken an ihm hingen, und sie sagte sich im Herzen: „Er wird stolz auf ihn sein," laut aber sagte sie: „Ich danke, Mutter."

„Lass gut sein, mein Schatz," erwiderte die Alte, „er ist doch ein vornehmer Herr und er soll sehen, dass sein Kind gut verpflegt und in anständiger Leute Haus ist." Damit ging sie zur Küche, um auch da nachzusehen, da sie bestimmt hoffte, der Gast werde ihrem Tische die Ehre antun mitzuspeisen. Philipp trat zu seiner Mutter an das Fenster. „Wenn nur der Papa bald käme," sagte er, „ich freue mich so ihn zu sehen; nicht wahr, er ist schön?"

„Ja, das ist er," sagte Margarethe leise und sah nach der andern Seite, um ihr Erröten zu verbergen.

„Und ein vornehmer Herr aus der grossen Stadt," fragte Philipp weiter.

„Ja, ein vornehmer und kluger Herr," sagte sie, „du musst nicht denken, Philipp, dass du

werd' ich wohl sanft sein müssen," sagte er; „ich will ihn mir ansehen, diesen vornehmen Herrn, der dem armen Handwerksmann beinah sein ganzes Lebensglück geraubt hätte. Aber weisst du, meine Grete, ich bin eifersüchtig auf ihn; ich denke immer, im geheimen liebst du ihn noch."

„O Martin, ich bin ein rechtschaffnes Weib!" versetzte sie und Tränen flossen auf ihre Wangen, „du strafst mich, wenn du daran zweifelst."

„Margarethe", rief er, „mein Ein und mein Alles! Alles kann ich ertragen, nur mein musst du sein und bleiben. Keiner soll dich mir mehr abwendig machen!" Aber sie liess nicht ab mit Bitten, bis er versprach, unwandelbar an sie zu glauben.

V.

Am folgenden Tage war von leiser Hand das Haus noch schmucker gemacht als gewöhnlich, wenn auch nichts darüber gesprochen wurde. Zur Mittagszeit kam auch die alte Bäuerin in ihrem Sonntagsanzug und stellte, ohne ein Wort zu sagen, einen mächtigen Blumenstrauss auf den Tisch.

„Wie schön," sagte Margarethe, die mit klopfendem Herzen am Fenster der Wohnstube stand, während Martin sich in die Werkstatt zurückgezogen hatte, indem er sagte, er wolle

gleich den Beweis des unerschütterlichen Vertrauens geben, das er ihr gelobt hätte, und wolle auch den peinlichen Augenblick des Wiedersehens ihr nicht erschweren.

„Ja, das haben wir auch gemacht, Grossmutter und ich," sagte Philipp, „und du siehst gar nicht, dass Grossmutter mir meine besten Kleider angezogen hat. Ich will aber auch gewiss heute nichts verderben, denn mein Papa soll sehen, dass ich ordentlich bin."

Der Knabe sah so schön aus, dass Margarethens Augen mit Entzücken an ihm hingen, und sie sagte sich im Herzen: „Er wird stolz auf ihn sein," laut aber sagte sie: „Ich danke, Mutter."

„Lass gut sein, mein Schatz," erwiderte die Alte, „er ist doch ein vornehmer Herr und er soll sehen, dass sein Kind gut verpflegt und in anständiger Leute Haus ist." Damit ging sie zur Küche, um auch da nachzusehen, da sie bestimmt hoffte, der Gast werde ihrem Tische die Ehre antun mitzuspeisen. Philipp trat zu seiner Mutter an das Fenster. „Wenn nur der Papa bald käme," sagte er, „ich freue mich so ihn zu sehen; nicht wahr, er ist schön?"

„Ja, das ist er," sagte Margarethe leise und sah nach der andern Seite, um ihr Erröten zu verbergen.

„Und ein vornehmer Herr aus der grossen Stadt," fragte Philipp weiter.

„Ja, ein vornehmer und kluger Herr," sagte sie, „du musst nicht denken, Philipp, dass du

das auch werden kannst. Das ist nicht für alle. Bleib du lieber bei Vater Martin in der Werkstatt und werde ein geschickter Tischler.“

„Mir gefällt's in der Werkstatt,“ sagte Philipp plötzlich nachdenklich, „aber ich will doch den Papa bitten, dass er mich einmal mitnimmt in die grosse Stadt, um zu sehen, ob ich nicht lieber ein vornehmer Herr würde.“

„Ach Philipp, nein; bleib bei mir, mein Sohn,“ sagte sie und drückte ihn zärtlich an sich, „du weisst nicht, wie unglücklich ich wär', gingst du von mir.“

„Du kommst auch mit und Vater Martin auch und die Grossmutter,“ rief der Knabe, „Papa hat gewiss ein grosses Haus, wo wir alle drin wohnen können.“

„Da kommt der Papa,“ rief Margarethe, als sie einen Wagen auf der Fahrstrasse kommen sah, „ich bitte dich, mein Philipp, sag' nichts dergleichen, wie du eben sagtest, zu Papa; er würde das unbescheiden finden und es würde ihn betrüben.“

„O, ich will ihn nicht betrüben, dann sag' ich gewiss nichts,“ versicherte das Kind.

„Komm, lass uns ihm die Tür öffnen,“ sagte Margarethe mit einem schweren Atemzug und fuhr rasch mit der Hand nach dem Herzen, als wollte sie sein ungestümes Schlagen stillen. Dann ergriff sie Philipps Hand und trat mit ihm in die Hausflur, als eben der Wagen vorfuhr, aus dem Alfred heraussprang. Er eilte auf die beiden zu.

„Margarethe!“ sagte er mit bewegter Stimme und reichte ihr die Hand. Sie gab ihm die ihre, unfähig ein Wort zu sagen. „Margarethe,“ sagte er noch einmal, „Sie empfangen mich ohne Groll? Sie haben mir vergeben?“

Ein Aufblick der blauen Augen, in denen Tränen schwammen und ein sanftes Lächeln, war die Antwort.

„Sie haben nicht bloss ein Opfer gebracht, Sie sind glücklich?“ fragte er mit dringender Herzlichkeit und hielt immer ihre Hand fest.

„Ich habe den besten Mann von der Welt und bin sein ehelich angetrautes Weib,“ sagte sie leise ohne aufzusehen. Er drückte warm ihre Hand, dann aber gewahrte er den Kopf des Knaben, der sich zuerst hinter die Mutter zurückgezogen hatte und nun forschend nach dem ihm Unbekannten, der ihn doch so nahe anging, blickte.

„O Gott, ist das“ — rief Alfred und stockte.

„Das ist Philipp,“ sagte sie und zog den Knaben hervor.

„Dieser Cherub ist mein Sohn?“ rief Alfred und Tränen entstürzten seinen Augen. Er hob den Knaben in seinen Armen auf, drückte ihn voll Inbrunst an sein Herz und küsste ihn wieder und wieder. „Mein Kind, mein Kind — o Margarethe!“ Er verbarg sein Gesicht an dem des Knaben und heisse Tränen rollten auf des Kindes Schulter.

„Aber Papa, du bist nie gekommen mich zu sehen, und nun weinst du?“ sagte der Knabe, dem es ängstlich zu Mute wurde, „ich

habe immer auf dich gewartet und nun freue ich mich. Komm, wir wollen fröhlich sein! Du musst Vater Martin sehen und die schöne Werkstatt; ich lerne auch schon hobeln und drechseln und die Grossmutter hat schon so was Gutes gekocht, denn du musst bei uns essen."

Diese kindliche Beredsamkeit brach den Bann des Gefühls, der die beiden gefangen hielt, und Alfred sagte: „Ja, Margarethe, führen Sie mich zu — Ihrem Mann."

Ein unterdrückter Seufzer zeigte, dass dies ein zweiter, schwerer Augenblick für Margarethe war, vielleicht sogar schwerer als der erste. Aber sie rief ihren Mut zusammen und sagte: „Ja, gehen wir;" dann öffnete sie die Tür der Werkstatt und trat mit Alfred und Philipp ein. Martin hatte den vornehmen Herrn in seiner Werkstätte empfangen wollen. Es sollte dies ein stummer Hinweis darauf sein, dass er, der schlichte Handwerksmann, edler an der Geliebten seiner Jugend gehandelt habe, als der Reiche Gebildete. Ein grosser Teil der alten Bitterkeit, die er jahrelang gegen den Räuber seines Jugendglücks genährt hatte, war in ihm zurückgeblieben, selbst jetzt, wo er die Geliebte sein nannte und wo ihn sein Herz getrieben hatte, das Kind jenes Mannes zärtlich zu lieben. Er stand frostig und steif an seinem Arbeitsplatz in der Werkstatt, und die alte Bäuerin hielt sich in würdiger Haltung einige Schritte hinter ihrem Sohn. Als nun aber der edel

schöne Mann, auf dessen Antlitz tiefe Rührung zu lesen war, zwischen der Frau und dem Kinde hereintrat, ging etwas in Martin's Herzen vor, was ihm selbst unerklärlich war. Er begriff alsbald, wie das junge, unerfahrene Mädchen diesen Mann hatte lieben und ihm, dem Bauernsohn, hatte vorziehen müssen. Er fühlte sich plötzlich so beklommen, als sei er der Schuldige, als habe er ein Unrecht in der Vergangenheit gut zu machen. Als nun gar Alfred mit Herzlichkeit auf ihn zutrat und ihm die Hand entgegen hielt, da war es ihm, als schmölze der alte Groll in seinem Herzen und als könne nun auch er diesen Mann lieben. Auch die alte Bäuerin schlug unwillkürlich voll Herzlichkeit in die dargebotene Rechte Alfreds ein und brach das verlegene Schweigen der kleinen Versammlung durch die Frage, die ihr selbst die wichtigste war:

„Nun, wie finden Sie unsern Philipp?"

„Über all' mein Erwarten herrlich, ich bin stolz auf ihn und ich danke Euch allen," versetzte Alfred.

„Papa, nun will ich dir Alles zeigen, was ich schon gearbeitet habe," rief Philipp, der seine ganze Unbefangenheit wieder gewonnen hatte, „natürlich ich kann's noch nicht so gut wie Vater Martin, aber er wird mich noch weiter lehren und ich werde es auch einmal so schön machen wie er." Damit holte er allerlei kleine Sachen herbei, die er an Hobel- und Drechselbank gearbeitet hatte; der Vater

lobte und ermunterte ihn zur Ausdauer und Fleiss, und da die gedrückte Stimmung nun etwas gewichen war, sagte er zu Martin: „Ich danke Ihnen ganz besonders, dass Sie den Knaben das Handwerk lehren; es ist ein trauriger Fehler in unserer Erziehung, dass man dies unterlässt; erstens ist es für ein Kind ein wahres Glück, derartige Beschäftigungen zu haben, die ihm viel näher liegen als abstraktes Lernen, und jedenfalls eine heilsame Abwechslung damit bilden. Dann aber auch für uns armen Arbeiter des Gedankens, welche Wohltat wär' es, zuweilen auszuruhen in solcher Beschäfigung, die auch künstlerisch befriedigen kann, und wie viel weniger ungeschickt würden wir in allem sein, was das praktische Leben angeht. Endlich aber — und das ist die Hauptsache — würden dadurch die Stände sich nähern und eine innigere Beziehung würde sich unter ihnen ausbilden. Durch die Bekanntschaft mit dem Handwerk und der Freude daran würde die Kluft von der einen Seite ausgefüllt, während auf der andern Seite der Handwerkerstand mit mehr Vertrauen zu uns herüberblicken würde und, indem er sich unserer Bildung bis auf einen gewissen Grad anschlösse, dazu beitragen könnte, die wahre Gleichheit zu erzielen, welche doch niemals eine absolute sein kann und gar nicht zu sein braucht, um ein schönes, menschliches Verhältnis zu Stande zu bringen."

„Sie sprechen da meine Gedanken aus," sagte Martin, welcher das Interesse an dem

früheren Nebenbuhler in sich wachsen fühlte. „Ich denke, wir sollten bemüht sein, das Handwerk wieder der Kunst zu nähern, bis dahin, wo uns die Maschine nicht mehr erreichen kann; denn es betrübt einen gar sehr, zu sehen, wie das Handwerk nach und nach Maschinenwerk wird und wie dadurch der Sinn für schöne Arbeit sinkt. Ich will gewiss die Vorteile der Maschine nicht verkennen, besonders wo man es mit grossen Massen und schwerem Material zu tun hat, bei denen sonst Menschenkräfte und Menschenleben geopfert wurden. Aber überall wo das Handwerk sich der Kunst nähert und mit ihr verwandt ist, da sollte die Maschine fern bleiben.“

„Ganz richtig,“ sagte Alfred, „und es kommt noch ein anderer, sittlicher Grund dazu: das Handwerk in seiner früheren Form hatte ein ideales Element in sich, das gewiss um Meister und Gesellen ein ganz anderes Band schlang als das Verhältnis heutzutage, wo weder inniges Lehren und Lernen, noch die zarte Sorgfalt herrscht, die auch das Unbedeutende durch edle Form zur Bedeutung erhebt.“

„Ja, es ist eben der Unterschied zwischen dem, was der denkende Menschengeist schafft und was eine Maschine aus Holz und Eisen schafft,“ sagte Martin.

Das Gespräch belebte sich immer mehr zwischen den beiden Männern und Margarethe

sah mit stillem Glück, wie die Falten auf Martins Stirn sich glätteten und einem freundlichen Ausdruck Platz machten, während Alfred mit sichtlicher Achtung dem schlichten Manne näher trat. Sie hielt es nun für angemessen, ihnen Zeit zu lassen, sich wegen Philipp auszusprechen, und dachte, dass es besser sei, sie bliebe nicht zugegen bei einer Unterredung, bei der die Rücksicht auf sie für beide Männer störend werden könnte. Sobald Alfred sah, dass sie sich mit dem Kind entfernt hatte, trat er noch näher zu Martin und sagte: „Ich glaube, ein guter Mensch kann dem andern keinen höheren Beweis von Achtung geben, als wenn er ihm offen seine Schuld bekennt und sich ihm ehrlich zeigt wie er ist. Ich habe auch gegen Sie gefehlt, ohne es zu wissen, indem ich Ihr Lebensglück verzögerte. Lassen Sie mich nur Einiges sagen, was vielleicht zu meiner Entschuldigung beiträgt. Ich war kaum neunzehn Jahre alt, als ich nach schwerer Krankheit zur Herstellung meiner Gesundheit hierher auf das Land geschickt und bei der Mutter Margarethens eingemietet wurde. Margarethe war fünfzehn Jahre alt, und in der Einsamkeit, in der ich lebte, mit dem strengsten Verbot, mich ernst zu beschäftigen, wurde sie mir eine liebliche Gefährtin. Wir waren wie Kinder, scherzten und spielten mit einander, jagten uns in Jugendlust in Feld und Wald umher, und Gesundheit und Heiterkeit kehrten mir zurück. Ihr dankte ich das, und ohne dass

ich es selbst wusste, war die Liebe plötzlich gross geworden in meinem Herzen. Ihr war es ebenso ergangen und so unschuldig war unsere Neigung, dass wir sie vor der Mutter nicht verhehlten, deren Bedenken ich mit der Versicherung überwand, dass Margarethe und keine andere mein Weib werden solle. Eines Tages aber belehrten mich Margarethens Tränen und der Schreck der Mutter, dass unser Eden zu Ende sei und dass die Schuld finster an unserm Himmel aufstieg. Doch war ich fest entschlossen zu tun, was ich gelobt hatte; denn ich konnte mir kein Lebensglück ohne sie denken. Ich schrieb sogleich an meine Eltern, erzählte mit grösster Offenheit das Vorgefallene, schilderte meine Liebe zu Margarethen und bat um ihren Segen. Die Bestürzung meiner Eltern, besonders meiner Mutter, war gross. Sie kam sogleich heraus und da sie sah, dass sie mit Widerstand bei mir nichts ausrichten würde, nahm sie zu andern Mitteln ihre Zuflucht. Sie sprach mit Margarethens Mutter, mit Margarethen selbst und brachte es dahin, dass diese es annahm und mich bat, das Gleiche zu tun, nämlich: uns der Probezeit von drei Jahren, welche meine Mutter verlangte, zu unterwerfen und uns während dieser Zeit nicht zu sehen. Ich gab endlich nach unter dem Versprechen des Briefwechsels. Überzeugt von der Ewigkeit meiner Liebe, reiste ich mit meiner Mutter ab, nachdem diese versprochen hatte, auf das frei-

gebigste für Margarethe zu sorgen. Meine Mutter aber hatte ihren Plan entworfen. Sie ist eine weltliche Frau und kennt das menschliche Herz von seiner schwachen Seite. Zwei Jahre waren mir noch nötig, meine unterbrochen gewesenen Studien zu vollenden. Sie verlangte, dass ich diese Zeit auf deutschen Universitäten zubringe, und mein Vater, der ein Deutscher war, willigte gern darein. Mein Briefwechsel mit Margarethe war ein eifriger. Sie meldete mir, dass sie Mutter sein werde, und weit entfernt sich zu beklagen, fand ihr liebevolles Gemüt, dass nun ihr Glück vollkommen sei, da sie des Vaters harren könne mit einem Ebenbilde seiner selbst. Als sie mir anzeigte, dass mir ein Sohn geboren sei, fühlte ich mich stolz und glücklich und arbeitete doppelt, um dieser Wesen wert zu sein. Auch war ich nahe daran mein Wort zu brechen und hinzueilen, um meinen Sohn zu sehen, aber sie bestand darauf, dass wir die Probe aushalten sollten. Das zweite Jahr nahmen meine Studien mich mehr und mehr in Anspruch; das geistige Leben in Deutschland übte einen grossen Einfluss auf mich, der Verkehr mit bedeutenden Menschen wurde mir immer mehr Bedürfnis. Ich wurde fortgerissen in mannigfache Beziehungen und Interessen, und ohne dass etwas in mir verändert schien, vergingen doch unmerklich öfter längere Zeiträume, ohne dass ich zum Schreiben kam. Margarethe klagte nie, schrieb heiter

und beglückt über das Kind und ich wusste, dass meine Mutter gewissenhaft für beide sorgte, wie es besprochen war. So lebte ich in sorglosem Vertrauen auf die Zukunft, um so unbesorgter, als sich mir nach allen Seiten ehrenvolle Aussichten öffneten. Am Anfang des dritten Jahres erklärte meine Mutter, sich mit mir auf eine längere Reise begeben zu wollen, ehe ich mir eine feste Lebensstellung schüfe. Ich fand den Plan meinen Wünschen entsprechend. Es zog mich fort in die Welt, denn einmal verheiratet, hätte ich nicht so leicht hoffen können, diesem Sehnen Genüge zu leisten. Wir bereisten die grösseren Hauptstädte Europas, ich lernte, sah, beobachtete, fühlte mein Wissen wachsen und meinen Ideenkreis sich erweitern. Das Bild des stillen, einfachen Glücks, das ich geträumt hatte, trat mehr und mehr in den Hintergrund meiner Seele zurück. Ich schrieb immer seltner und merkte es kaum, dass auch ihre Briefe seltner wurden und nicht nur seltner, auch kürzer und kälter; die Liebe zu dem Kinde nahm einen stets grösser werdenden Platz ein und schien die zum Vater zu verdrängen. Dennoch war ich bis dahin nicht untreu gewesen, obwohl nicht gleichgültig gegen das freundliche Entgegenkommen holder Frauen, die vom Reiz der Bildung und der Eleganz umgeben waren. Da gingen wir in's Zauberland Italien, und dort schlangen Kunst, Natur und Geselligkeit ein magisches Netz um mich. Ehe ich wusste wie

es gekommen war, lag ich gefesselt zu den Füssen der schönsten und gefeiertsten Frau in Florenz, einer jener glutvollen Zauberinnen des Südens, die zu entzünden verstehen wie kein anderes Weib der Welt. An Fortgehen war nicht zu denken. Ich liess meine Mutter allein zurückreisen und sie liess mich ruhig in den Banden einer verheirateten Frau, denn es schmeichelte ihr, dass ihr Sohn der Bevorzugte dieses Sternes in der vornehmen Gesellschaft war. So vergingen abermals zwei Jahre. Die Probezeit war längst vorüber, aber es war mir unmöglich, mich aus den Fesseln zu befreien, in die ich geschlagen war. Vor der Macht, welche jene Frau über mich besass, schwand der Widerstand der Vernunft. Da kam die furchtbare Katastrophe: ich entdeckte, dass sie mir untreu war und sie hatte den Mut, es mir lächelnd zu gestehen. Zu gleicher Zeit erhielt ich einen Brief meiner Mutter, die mich zurückrief, da mein Vater im Sterben lag. Dies war meine Rettung. Ich eilte zu ihm. Sein Ende verzögerte sich; aber ich empfing seine letzten Mitteilungen, die mich von mir selbst abzogen und mir neue Pflichten auferlegten. Meine Mutter hatte ihn nicht glücklich gemacht, hatte ihren Ruf nicht geschont. Die letzte Bitte des Edlen war, dass ich durch ein tadelloses Leben und die Achtung, die ich mir erwürbe, für sie ein Schild werden und ihr Alter vor Missachtung schützen solle. Ich versprach es und hielt Wort. Lange hatte ich so keine Zeit, in mein Inneres

zu blicken. Noch blutete jene Wunde, aber ich erlangte endlich die Kraft, gegen die Leidenschaft anzukämpfen. Mein Pflichtgefühl war in voller Stärke erwacht; damit trat auch der Gedanke an Margarethe und mein Kind wieder in den Vordergrund, aber ich musste mir gestehen, dass die Liebe — erloschen war und nur noch wie ein blasser Morgentraum in der Erinnerung schwebte. Durfte ich Margarethe aus ihrer Sphäre herüberziehen in die meine, ohne ihr jene Liebe mitzubringen, die sie und mich über alles Schwere eines solchen Verhältnisses hinweggehoben hätte? Und hätte Magarethe selbst glücklich sein können an der Seite eines Mannes, der stets in ihr die Mutter seines Kindes geehrt haben würde, der sie aber nicht mehr liebte? Ich beschloss endlich, Margarethe selbst zur Richterin zu machen. Ich schrieb ihr einen reuevollen, aufrichtigen Brief und bat sie zu entscheiden. Ihre Antwort war ruhig und klar. Sie sagte, sie begriffe vollkommen, dass die langen Jahre des Fernseins und meine jetzige Stellung uns trennten und dass es von beiden Seiten Unrecht sein würde, wollten wir uns in andere Sphären begeben als die, in die wir gehörten. Das sei ein Traum der unerfahrnen Jugend gewesen, welcher der Vernunft weichen müsse. Sie sei vollkommen glücklich mit dem Kind, das an Schönheit und Güte nicht seinesgleichen habe, und sie hoffe, ich werde ihr dasselbe nicht nehmen. Dieser Brief war in so bestimmtem Ton geschrieben, dass er über mein Verhalten

entschied. Aber aus den ernsten Betrachtungen, die sich an diese Vorgänge knüpften, entstand mir die Pflicht, für die Rechte der Kinder, die nicht aus legitimer Ehe in die Welt kommen, einzutreten. Ich selbst will und muss das Beispiel geben. Mein Sohn wird von mir anerkannt werden, wird alle Rechte eines legitimen Kindes geniessen, und mehr als je bin ich dazu entschlossen, nachdem ich ihn gesehen habe. Ich würde ihn gleich mit mir nehmen, trotz aller Schwierigkeiten, die es jetzt noch für mich hätte, aber ich fühle, ich darf Margarethe dieses Leid nicht antun. Über deren Schicksal bin ich nun ruhig. Ich sehe, dass sie einen würdigen Mann gefunden hat, und ich hoffe, dass es mir gelingen wird, die Freundschaft dieses Mannes zu erwerben. Auch das Kind wüsste ich nirgends besser aufgehoben als bei Ihnen, aber — tun Sie es auch gern, ohne schmerzliche Empfindung, die vielleicht auch einmal dem Kinde fühlbar werden würde?“

Er hielt inne; Martin war zu tief erregt, um das Wort zu finden, welches ihm das passende geschienen hätte, und Alfred fuhr fort: „Sie haben nun mein ehrliches Bekenntnis gehört und Sie könnten mich nicht strenger tadeln, als ich es selbst getan habe. Aber gutmachen werde ich, das schwöre ich Ihnen. Sagen Sie mir nun auch offen, was Sie denken.“

Noch ehe Martin das rechte Wort fand, trat die alte Bäuerin, die, von den Männern unbemerkt, in einer Ecke gesessen und bald leise

den Kopf schüttelnd, bald sich die Tränen aus den Augen wischend, aufmerksam zugehört hatte, mit feierlichem Ernst vor Alfred hin und sagte: „Herr, wenn man gut sein will, muss man es ganz sein. Mein Sohn wäre nicht gut, wenn er die Margarethe liebte und nicht auch das Kind. Als mein Sohn aus der Fremde wiederkam und ich sah, dass sein Herz immer noch an ihr hing, da sagte ich ihm: die Margarethe hat aus Jugend gefehlt, aber ihr Herz ist rein und sie ist ein rechtschaffnes Weib. Nimm sie, aber nimm auch das Kind und lieb es als ob's dein eigen wär. Denn was kann die unschuldige Kreatur dafür, dass man ihr das Leben gab? Das Kind ist ohne Sünde und es wäre Sünde, wolltest du es für das Vergehen der Eltern strafen. Nimm es mit der Mutter an dein Herz und Gottes Segen wird auf dir ruhn. So hat's mein Sohn getan und so ist er entschlossen es ferner zu tun. Lassen Sie ihm das Kind, er wird es rechtschaffen erziehen."

„Die Mutter hat gesagt was ich denke," versetzte Martin, als die Alte schwieg; dann fuhr er mit bewegter Stimme fort: „Aber nun, da ich Sie kenne, weiss ich nicht, ob ich nicht unrecht an dem Philipp tue, wenn ich ihn ganz zum Sohn annehme, wie ich wollte. Ich — ich will auch gestehen — ich meinte — ich glaubte — es sei gut, den Knaben — vor Ihnen — zu hüten. Jetzt denk' ich anders und ich fühle, dass ich den Jungen eines solchen Vaters nicht berauben darf. Aber das ist ge-

wiss: Sie nehmen auch mir etwas, nicht bloss der Magarethe, wenn Sie ihn uns nehmen."

Er hatte dies alles stockend und in grosser Erregung gesprochen. Alfred sagte gerührt: „Ihr seid bessere Menschen als die meisten meiner Standesgenossen und barmherziger als die christliche Gesellschaft, die jene Unschuldigen ausstösst, sie von der Geburt an brandmarkt und von den Rechten legitimer Kinder ausschliesst, als hätten sie ein Unrecht begangen. Ich lasse euch vorerst das Kind. Möge es von euch die einfache Tugend lernen, welche den Menschen höher ehrt als Rang und Reichtum. Lehrt meinen Sohn fern bleiben von den Lügen der Gesellschaft, die, in falscher Scham über ihr eignes Unrecht, die Folgen davon auf Unschuldige wirft. Aber ich will nicht hinter euch zurückbleiben, deshalb lass ich euch das Kind nicht ganz. Noch ist es am besten hier. Doch ich werde es anerkennen und wenn ich mich verheiraten sollte, wird es ein doppeltes Vaterhaus haben, bei euch und bei mir."

Der alten Bäuerin rollten die Tränen über die gefurchten Wangen. Sie sah ihren Sohn an und nickte ihm zu; dann nahm sie Alfreds Hand zwischen ihre beiden Hände und sagte: „Gott segne Sie; Sie sind gut. Ja, wenn Sie eine Frau nehmen, sagen Sie es ihr, ehe sie Ihnen das Jawort gibt; man muss nicht mit einer Täuschung in die Ehe treten, das bringt Unglück. Wenn man aber vorher alles weiss

und das Mädchen ist es zufrieden, dass sie schon ein Kind zu lieben hat, ehe noch ihr Schoss eins getragen, dann ist es recht; dann weiss die Frau, dass der Mann es ehrlich mit ihr meint, dann ist Frieden im Haus."

Das ernste Gespräch wurde jetzt auf das Heiterste durch Philipp unterbrochen, welcher hereingesprungen kam und verkündete, dass das Mittagessen bereit sei. Alfred nahm es an, mit zu dem Familienmahl nieder zu sitzen, und in der befreiten Stimmung, in der sich nun alle befanden, wurde dasselbe zu einem heitern Fest. Ganz besonders war es Philipps Liebreiz, seine klugen Fragen, seine sinnvollen Antworten, die die älteren Personen mit einem Gefühl inniger Sympathie verbanden. Als Alfred ihn beim Weggehen in seine Arme schloss, fühlte er, wie das Pflichtgefühl, das ihn zu dem Kinde hergeführt hatte, sich in einen Strom warmer Vaterliebe verwandelte, und als der schöne Knabe mit tausend Liebkosungen an seinem Halse hing und fragte: „Nun kommst du doch oft, mich zu sehn, Papa?" da antwortete er zärtlich: „Oft, oft, mein lieber Sohn, mein teures Kind."

Mit Margarethen befand er sich noch einen Augenblick allein; er reichte ihr die Hand und sagte voll Innigkeit: „Noch einmal sagen Sie es mir, dass Sie mir ganz und rein vergeben haben, dass ich Ihr treuer Freund bleiben darf fürs Leben und dass Sie mir helfen wollen, Ihres Mannes Freund zu werden."

Sie hatte jetzt ihre ganze Fassung wieder, legte ihre Hand mit sanftem Druck in die seine und sagte fest: „Uns bindet ein heiliges Band, durch ihn sei für uns beide die Vergangenheit gesühnt; den Vater meines Knaben und den Freund meines Mannes werde ich achten und — lieben, wie ich es darf."

So schied Alfred, von allen gebeten, bald wieder zu kommen und es mit Freude gelobend. Es war licht und rein geworden in seinem Herzen und er kehrte voll Glauben an die Zukunft heim.

VI.

In dem kleinen Kabinett von Madame Claudine, Alfred's Mutter, in welchem sie nur ihre intimeren Freunde zu empfangen pflegte, sass an einem Winternachmittag die Bewohnerin und neben ihr ein ältlicher Herr.

Es war einer von jenen, von denen der Ruf gesagt hatte, dass er einst der Dame näher gestanden habe, als der eigne Mann. Nun, in vorgerücktem Alter, gehörte er zu der Zahl der ganz Vertrauten, denen der Zutritt zu dem kleinen Heiligtum jederzeit offen stand. So sass er jetzt auch in behaglicher Ruhe, Zigaretten rauchend, und von Zeit zu Zeit einen Schluck Mokka schlürfend, der in feiner Sevres-Porzellantasse vor ihm stand.

„Claudine, Ihr Kaffee ist noch immer vor-

trefflich," sagte er, „und wenn es einen Trost gäbe für tempi passati che non ritornan' più, so wäre es der, hier gemütlich neben Ihnen zu sitzen, diesen herrlichen Kaffee und diese trefflichen Zigaretten zu geniessen. Und Sie sind wahrhaftig noch immer schön, Claudine! Ihre Hand ist noch so jugendlich weich und weiss, dass man sich nicht enthalten kann, einen Kuss darauf zu drücken." Er zog die wirklich sehr schöne Hand von der eleganten Stickerei, an der sie nähte, ab und führte sie an seine Lippen. Claudine gab ihm lächelnd einen kleinen Schlag und sagte: „Sie wissen, dass es mich glücklich macht, wenn Sie sich wohl bei mir fühlen; nun aber weiter von unserm Thema; also was sagen Sie zu Alfred's Schrift?"

„Meine Freundin, es ist Ihnen bekannt, dass ich Ihres Sohnes Talente hochstelle, wenn wir gleich nicht sehr gute Freunde sind. Er ist ein sehr begabter Mensch, eine Zierde unseres Justizwesens, seine Rednergabe ist bedeutend; seine Argumente sind immer tief und schlagend; aber er nimmt mehr und mehr eine bedauerliche, fast möchte ich sagen, sozialistische Richtung. Was in aller Welt treibt ihn dazu, plötzlich die Stellung der illegitimen Kinder zum Thema zu nehmen und mit dieser Leidenschaftlichkeit zu verteidigen? Was sollen diese scharfen Phrasen von der Immoralität derjenigen, welche ‚aus Feigheit oder Scham', ‚aus Egoismus oder Leichtsinn', die Folgen ihres Vergehens von sich weisen und unschuldige Kinder dem Elend

des Findelhauses oder einer untergeordneten Stellung im Leben preisgeben, sie der Elternliebe und der Kindheit im Vaterhaus berauben und der Verachtung, oder dem zweideutigen Mitleid der Gesellschaft überlassen? Was sollen diese Ermahnungen an den Staat, solche Verhältnisse ernster zu berücksichtigen, eine sorgfältigere Überwachung der Geburtsregister zu veranlassen, der Vaterschaft mit aller Strenge nachzuforschen und die Pflichtvergessenen zur Erfüllung ihrer Vaterpflicht zu zwingen? — Ha, ha, meine Beste, der Staat hat wahrlich anderes zu tun, es ist jetzt die unselige Manie der Jugend, alles vom Staate zu verlangen, sogar die Einmischung in die Privatangelegenheiten. Nicht wahr, teure Claudine," sagte er, indem er sich nahe zu dem Gesicht der Dame hinneigte, „anständige Leute wissen das zu machen, so dass alles gewahrt wird, was Stellung und Meinung der Welt betrifft und das Gewissen dabei vollkommen in Ruhe bleibt?"

„Vollkommen?" sagte sie mit Betonung und neigte den Kopf etwas nach seiner Seite. Er küsste die ihm so dargebotene Wange und sagte seufzend: „Ja Claudine, du warst zu grausam; es hätte da noch ganz gut geschehen können, als er starb."

„Um Gotteswillen, August, nicht wieder das alte Thema! Ich bin Witwe und will es bleiben. Meine Stellung in der Welt ist jetzt gesichert; ich will sie nicht riskieren; ich bin es auch Alfred schuldig."

„Und Marcel?“ sagte der Baron, „freilich ich habe durch den zärtlichen Onkel ihn vergessen machen, dass der Vater fehlt, aber die Mutter —“

„Nun deshalb eben sag ich: ist das Gewissen vollkommen ruhig? Doch genug davon, mein Freund; kehren wir in unsere angenommene Haltung zurück, die unserm Alter und den Verhältnissen angemessen ist und die wir am besten auch ganz unter uns beobachten, um die aus der Rolle zu fallen. Marcel entbehrt nie Mutter nicht, weil er sie nie gekannt hat. Ein Gut, was man nicht kennt, entbehrt man nicht, und ich gestehe, dass es sonderbar ist: während doch keine Frage sein kann, welcher der Väter mir teurer war,“ — dabei warf sie einen zärtlichen Seitenblick auf den Baron, den dieser mit einer Kusshand beantwortete — „so ist es doch, was die Söhne betrifft, gerade das Gegenteil: Marcel ist mir gleichgültig, ich kenne ihn kaum, während ich Alfred liebe und stolz auf ihn bin.“

„Nun — er hat Ihnen doch schon manche Sorge gemacht, Claudine, während Marcel —“

„Pah! ein uninteressanter Mensch; es tut mir leid, lieber August, aber es ist so.“

Der Baron biss sich auf die Lippen; dann sagte er: „Der vortreffliche Alfred hatte doch gar keine Mühe, seiner bäuerischen Braut untreu zu werden und seine Vaterpflicht zu vergessen.“

„Ach im Gegenteil; hätte ich nicht manche Briefe unterschlagen und dem Mädchen dringend

zugeredet, dass sie kälter und kälter schreiben, ihn entbinden solle von Fesseln, die sein Herz nicht mehr bänden, so wäre alles anders gekommen. Das Mädchen war einfältig genug es zu tun, weil sie glaubte, ihn durch dies Opfer glücklich zu machen. Er dachte, sie sei verändert wie er selbst, und so verliess er sie. Jetzt ist sie, Gottlob, verheiratet. Aber was das Kind betrifft — da werde ich noch genug Kampf haben. Er will es durchaus anerkennen, und die Schrift ist wohl entstanden als eine Vorrede zu den weiteren Schritten, die er zu tun gedenkt."

„Um Gotteswillen, tun Sie doch alles Mögliche, um ihm d e n Unsinn auszureden. Das wäre etwas Schönes, wenn plötzlich der so hoch gepriesene Alfred, das Vorbild aller tugendhaften Mütter für ihre Söhne, der Seufzer aller heiratsfähigen Töchter, die Hoffnung unserer Legislatur, mit einem fils naturel hervorträte, den er anerkennt. Wenn man wenigstens noch von einer liaison in den höchsten Kreisen murmeln könnte, von einer hochgestellten Frau, die man nicht kompromittieren dürfe, das machte die Sache pikant. Aber der Sohn eines gemeinen Bauernmädchens — unmöglich! Meine Freundin, unmöglich! Und besonders für Sie, Claudine, kann ich das nicht zugeben. Alfred d a r f Ihre Ruhe, Ihren Ruf nicht so auf's Spiel setzen."

„Und was wollen S i e dagegen tun, wenn e r will?" frug Claudine fast spöttisch.

„Ah, das ist's eben, meine grausame Freundin; hätten Sie mir das Recht gegeben, als Alfred's Stiefvater Einsprache —“

„Schon wieder!“ sagte sie ungeduldig. „Alfred hätte auch dann Ihnen nicht gehorcht und dann erst recht nicht. Aber es gibt wohl andere Mittel.“

„Und die wären?“ fragte der Baron; indem er sich in seine Ecke zurücklehnte.

„Nun eine neue Liebe und eine Frau, die ihn diese Manie der Pflichterfüllung vergessen machte!“

„Und ist er etwa dazu schon auf dem Wege?“ fragte der Baron.

„Ich möchte es glauben, obwohl er undurchdringlich ist seit jener unglücklichen Geschichte in Italien und dem Tod seines Vaters.“

„Unausstehlicher Charakter,“ murmelte der Baron, „und wer ist die Glückliche?“ sagte er laut.

„Nun, das ist doch nicht schwer zu raten,“ versetzte Claudine, „wer anders als Albertinens Tochter, der Stern der Schönheit, der an unserm Gesellschaftshimmel glänzt? Mein Alfred kann doch nichts anderes als das Schönste wählen.“

„Hm! es wäre sonderbar!“ sagte der Baron halblaut.

„Was?“ fragte Claudine, indem sie ihn scharf ansah, „Sie finden doch nicht, dass Bianka zu gut ist für meinen Alfred?“

„Immer Ihr Alfred,“ versetzte der Baron mit ausbrechendem Ärger, „ich finde nur, dass sie auch nicht zu gut wäre für meinen Marcel.“

Claudine liess die schönen Hände mit der Stickarbeit auf die Knie sinken und sah den Baron einen Augenblick lang an, dann brach sie in ein spöttisches Gelächter aus und sagte: „Nun wahrhaftig, August, Vaterliebe macht blind; ist Marcel nicht ein vollkommener Affe im Äussern und Bianka sollte den lieben?“

„Hm! man sagt doch, dass Marcel mir ähnlich sieht und mich hat doch auch eine gewisse Dame, die man mit Recht eine Schönheit nannte, geliebt oder wenigstens — vorgegeben zu lieben,“ versetzte der Baron, indem Zornesröte in sein Gesicht stieg. Er sprang vom Divan auf und griff nach Hut und Stock. Dann trat er vor Claudine hin und rief: „Sie sind ein herzloses Weib, Claudine! Der arme Marcel, dem ich Vater und Mutter unter dem Namen des Onkels habe sein müssen, hat es nicht um Sie verdient.“

„August“, sagte Claudine, die an dergleichen Vorwürfe gewöhnt war, „August“, und dabei ergriff sie des Barons Hand und sah ihn zärtlich an, „als wenn du es nicht wüsstest, dass du, wenn auch nicht schön, doch sehr interessant aussahst, dass dein Auge von Geist leuchtete und dein Witz das Entzücken der Salons ausmachte! Was aber eine gewisse Schönheit anbetrifft, so würde ich, wenn es in ihrem Alter nicht lächerlich wäre, sagen: sie liebt dich noch!“ Sie zog die Hand des Barons, die ebenfalls wohl gepflegt war, an ihre Lippen und drückte einen Kuss darauf.

„Ach Claudine,“ rief der Baron, dessen Zorn

jedesmal vor der besänftigenden Huld der einstigen Geliebten schmolz, „du machst immer noch aus mir was du willst; die Fesseln, die man solang getragen, löst man nicht mehr. Ich bin dein Sklave und bleibe es.“

Sie zog ihn lächelnd wieder zu sich auf den Divan und streichelte seine Wange mit ihrer weichen Hand; dann sagte sie: „Nun genug mein Freund, kehren wir zu unserem Thema zurück. Sie waren gestern bei Albertine; waren viele Menschen da und sprach man von Alfreds Schrift?“

„Ja, es waren ziemlich viele Besuche dort, man bedauerte, Sie und Alfred nicht zu sehn. Die Schrift wurde allerdings besprochen, von einigen scharf angegriffen, von den meisten gelobt!“

„Und Albertine? Sagte sie etwas darüber?“

„Ja, sie war ganz entzückt; sie ist ja immer enthusiastisch für Alfred. Sie wies einen Herrn ziemlich scharf ab, der sich über den sentimentalen Schluss lustig machte, in welchem der Autor auf dereinstige höhere ethische Zustände in der Gesellschaft hinweist, wo man dahin kommen würde, sich überhaupt schuldiger Taten zu schämen, aber nicht bloss ihrer Folgen, wie jetzt; wo man im Gegenteil die Übernahme der Folgen seiner Taten als eine strenge Pflicht betrachten und dadurch jede staatliche Einmischung unnütz machen würde, die eben nur ein Notbehelf inmitten unmoralischer Zustände, menschlicher Schwäche und menschlichen Leicht-

sinns sei. Sie erinnern sich des Schlusses? Der Herr verspottete diesen in sehr geistreicher Weise und meinte schliesslich, ein solcher Tugendstaat würde furchtbar langweilig sein, denn nichts sei liebenswürdiger als menschliche Schwäche, und ein wenig Korruption mache das Leben pikant. Da wurde Albertine ganz blass vor Entrüstung und sagte streng: „Für diesen Staat der Zukunft wird es nur ein Gewinn sein, wenn die, die ihn langweilig finden, sich von vornherein von ihm scheiden.“ Damit drehte sie dem Herrn den Rücken. Der erhob sich, nahm seinen Hut und verschwand, nachdem er noch mit einigen Damen geflüstert und spöttisch gelächelt hatte. Er brachte natürlich eine augenblickliche Störung in die Stimmung der Gesellschaft; aber es wurde dann musiziert, Bianka sang und da war alles vergessen.“

„Wie unangenehm! Solch' eine Szene in der Gesellschaft! Ja die gute Albertine — nun wir wissen's ja, sie ist eine Pedantin. Man nimmt doch der Konversation allen Reiz, wenn man die Worte so auf die Wagschale legt. Was schadet etwas Frivolität, vorausgesetzt, dass sie elegant und graziös ist? Ja, Albertine ist vortrefflich — aber sie ist eine kalte Natur, sonst hätte sie nicht an der Seite eines Mannes, den sie nie geliebt hat, bleiben können, ohne sich im geheimen zu entschädigen.“

„Schade, dass sie etwas zu alt ist,“ sagte der Baron lächelnd, „sonst hätte Alfred gewiss Chancen gehabt.“

„Bah! Ich hoffe das hat eine andere Bewandtnis," versetzte Claudine, „übrigens bin ich ihr dankbar, dass sie für Alfred's Schrift Partei nimmt."

Der Baron erhob sich, um Abschied zu nehmen. Claudine reichte ihm die Hand. Er hielt sie fest und sagte verlegen: „Claudine, ich habe eine Bitte: darf — Marcel nicht öfter kommen? Ich möchte ihn so gern öfter bei Ihnen wissen, wenn er auch nie erfährt, was sie ihm sind; aber Ihr Einfluss auf ihn —"

„Lieber August," unterbrach ihn Claudine, „an meinen zwei Empfangstagen kann er ja immer kommen, ich habe Ihnen das schon oft gesagt; aber allein — ich weiss wirklich nicht, was ich mit ihm reden soll."

Der Baron küsste mit betrübter Miene die schöne Hand, seufzte, küsste sie noch einmal und ging.

VII.

Zur selben Zeit, wo die eben erwähnte Unterredung über Alfred's Schrift stattfand, beschäftigte sich auch Albertine mit ihr. Sie lag in ihrem Schlafzimmer auf einem Ruhebett und hielt die Schrift, die sie soeben zum zweiten Mal gelesen hatte, in der Hand. Ihr Gesicht, auf dem der Frieden jener Seelen zu lesen war, die das Leben und seinen tiefsten Schmerz überwunden haben, hatte den

Ausdruck ernsten Nachdenkens. „Wie recht hat dieser liebe Mensch," dachte sie, „dass er das Messer an eines der schmählichsten Übel unserer Gesellschaft legt. Ja, unter allen Ungerechtigkeiten unserer Zivilisation ist es die schreiendste, Kinder in das Leben, das ja ohnehin kein Glück ist, zu rufen und sie dann dem Zufall oder dem Elend preiszugeben! Ach, diese vielen geheimen Wunden, an denen unsere äusserlich so glänzenden Zustände kranken! Wo ist die Hülfe? Können Gesetze helfen? Sind Zwang, oder Furcht vor der Strafe, ausreichend, um wirkliche Tugend zu schaffen? Sind das nicht vielmehr nur negative Mittel? — Die Erziehung? — Ja, wenn sie das innerste Wesen durchdringt und den Menschen wirklich umbildet — dazu gehört aber ein ethisches Ideal. Wo ist das? — In unsern Kirchen?" — sie schüttelte den Kopf, — „ich fürchte, da ist es nicht mehr. Die Welt bereitet sich vor auf eine Katastrophe, vielleicht völlige Auflösung alles Bestehenden — vielleicht — Wiedergeburt — ich erlebe es nicht mehr," sagte sie und fuhr mit der Hand nach dem Herzen, „hier ist das Ende klar verzeichnet, über kurz oder lang — aber wenn nur eine schönere Zeit herauf käme für sie — für sie — für das teure Kleinod, das einzige, in dem ich Ersatz fand für mein geopfertes Herz." Sie heftete einen langen, liebenden Blick auf ein Bild ihrer Tochter, das über ihrem Bett hing. Dann griff sie wieder zu der Schrift und wollte eben darin

weiterlesen, als die Tür sich öffnete und das Original des Bildes eintrat, von einem Spaziergang heimkehrend, die Wangen gerötet von der frischen Luft und so strahlend von wahrhaft königlicher Schönheit, dass der Mutter Blick wie geblendet auf ihr ruhte, während ein glückseliges Lächeln ihr Antlitz erhellte.

„Nun Mama, du lächelst mich so freundlich an, ist dir etwas Besonderes begegnet?“ sagte Bianka, indem sie sich zum Kuss auf ihrer Mutter Stirn neigte.

„Nein, nichts Besonderes, vielmehr das Gewöhnliche, dass ich eben an mein Kind dachte und dass nun dieser geliebte Gegenstand herein tritt und so voll glühenden Lebens, dass es mein Herz erquickt.“

„Gute Mama,“ sagte Bianka uud drückte einen zweiten Kuss auf die Stirn der Mutter, „aber nein, du hast auch da noch etwas in der Hand, was dich interessiert hat. Ich kenne den Ausdruck deines Gesichts, wenn du in Nachdenken über etwas versenkt bist. Was ist's denn?“ fragte sie und nahm die Schrift aus der Hand der Mutter, „ach so!“ fuhr sie fort, als sie den Namen des Autors sah, während ein höheres Rot ihre Wangen färbte, „immer noch die Schrift von deinem Liebling! Mama, ich werde eifersüchtig auf diesen Herrn und er wird mir noch ganz zuwider werden, weil du ihn so sehr liebst.“

„Das wäre doch gerade ein Grund, ihn gern zu haben,“ sagte Albertine lächelnd

„und er verdient gewiss, dass man ihn gern hat.“

„Aber du wirst ihn eitel machen, wenn du ihn so auszeichnest,“ versetzte Bianka.

Die Mutter sah mit Wohlgefallen den lebhaften Farbenwechsel auf der Tochter Wangen und das kleine Scharmützel schien ihr eine mädchenhafte List, die wahre Meinung dahinter zu verbergen; sie sagte daher lächelnd: „Auszeichnung, die wirklichem Verdienst gilt, macht nicht eitel, und mein junger Freund hat wirkliches Verdienst. Es gehört kein kleiner Mut dazu, in so edler Weise sich zum Verteidiger der Unterdrückten aufzuwerfen, weil man dabei an geheime Saiten der Gesellschaft rühren muss, die man sich gewöhnt hat heuchlerisch zu verbergen, und weil man sich unzählige Feinde macht in denen, die sich getroffen fühlen.“

Nachdem Bianka den Titel angesehen hatte, versetzte sie rasch: „Aber diese Schrift ist doch nur für die untern Volksklassen geschrieben.“

„Nein, mein Kind, leider muss ich dich enttäuschen,“ versetzte die Mutter, „es ist gerade kein Gegenstand, um ihn mit einem jungen Mädchen zu besprechen, allein du bist kein Kind mehr und ich halte es sogar für gut, in deinem Alter die Welt nicht mehr bloss durch den Schleier jugendlicher Illusionen zu sehen, sie im Gegenteil zu sehen, wie sie ist, mit all' den Unvollkommenheiten, die ihren Grund in dem Wesen der Menschen haben und in

Folge dessen in die Verhältnisse und Institutionen übergehn. Leider muss ich es sagen, diese Schrift trifft mit ihrer Verurteilung mehr die Reichen, die ihre Pflicht vergessen, als die Armen, die oft nur die Not dazu zwingt und die es im ganzen viel weniger tun."

„In der höheren — in unserer Gesellschaft also — träfe man auch solche Verhältnisse, existierten Kinder, die nicht in legitimer Ehe geboren wären, die verheimlicht würden?" fragte Bianka, indem in ihrem Antlitz Unwillen aufflammte.

„Ja, leider ist es so. Dass so etwas vorkommt, hat oft viele Entschuldigungsgründe, Jugend, Unerfahrenheit, Gelegenheit; dass man aber nicht gut zu machen sucht und an unschuldigen Wesen rächt, was man selbst verschuldet hat, das ist das Abscheuliche und das ist's, wogegen diese Schrift eifert."

Bianka schwieg einen Augenblick sichtlich erregt und mit einem Gedanken kämpfend, endlich sagte sie: „So könnte man also in den Fall kommen, einen Mann zu lieben und zu heiraten und nachher zu finden, dass er schon Vater wäre?"

„Ja, das kann vorkommen und kommt vor. Wohl wenige Mädchen heiraten einen Mann, dessen erste Neigung sie sind, und leider ist es so, dass sie sehr oft nur die ersten legitimen Gattinen sind."

„Oh, ich glaube, ich ertrüge es nicht, einen Mann zu lieben, der vor mir schon geliebt

hätte," rief Bianka mit ausbrechender Heftigkeit.

„Geliebte Bianka, du darfst nicht so absolut sein. Du musst bedenken, dass du an die Vergangenheit eines Mannes, in der er dich noch nicht kannte, kein Recht hast, vorausgesetzt, dass es keine Unwürdige war und dass er ein edler Mann ist, und einen andern könntest du doch nie lieben."

„Ach Mama, du bist immer die Milde und die Versöhnung. Aber keinesfalls würde ich es vergeben, wenn er mir nicht vorher die volle Wahrheit sagte, nein — das nie — nie," rief sie mit steigender Heftigkeit und warf ihr schönes Haupt zornig zurück, „ich glaube, da könnte sich bei mir Liebe in Hass verkehren."

„Oh meine stolze Tochter, komm," sagte die Mutter begütigend und strich mit ihrer zarten Hand sanft über das glänzende schwarze Haar des Mädchens, „hoffentlich kommt meine Bianka nie in den Fall, zu hassen, wo sie geliebt hat. Wir sind da auf ein sonderbares Gespräch gekommen, indes du bist nicht wie die meisten jungen Mädchen. Dein klarer Verstand befähigt dich, dem Leben in seiner wirklichen, oft so hässlichen Gestalt in das Antlitz zu sehen, ohne den Mut zu verlieren, es für dich selbst in eine edle Fassung zu bringen. Ja es ist mir lieb, wenn du die Wahrheit siehst, um dich vor mancher bittern Täuschung zu bewahren. Nur steige dir, in eben dem Masse, wie du nach

der einen Seite die Idealität des Lebens verschwinden siehst, nach der andern Seite der Wert der unbefleckten Tugend, der Liebe, der Geduld und des Mitleids mit den Schwächen der menschlichen Natur, das nicht nur des Weibes schönste Mitgift, sondern auch seine höchste Kraft ist, durch die man das Böse überwindet und die Menschen oft zu der Höhe hebt, wo man sie haben möchte. Glaube mir, Bianka, das Leben fordert Konzessionen von uns, die oft schmerzlich genug sind, die wir aber doch machen müssen, weil wir dadurch ein höheres Ziel erreichen."

„Du kannst aber doch nur Konzessionen meinen," sagte Bianka, „bei denen wir uns nichts, auch nicht das kleinste, vergeben."

„Unserm bessern Selbst, nein, gewiss nicht," erwiderte Albertine mit einem unterdrückten Seufzer, „aber wir müssen uns wohl hüten, unseren Egoismus mit dem Selbst, dem wir nichts vergeben dürfen, zu verwechseln, und das geschieht nur zu oft."

„Mama, du bist ein Engel, aber nicht alle Menschen haben solch eine Natur, in deren Nähe auch das Gewöhnliche sich adelt. Ich z. B. habe einen angebornen Abscheu gegen alles Triviale, alles Rohe, alles Gemeine, und da kann ich weder tolerant noch mitleidig sein; da kann ich nur stolz mich abwenden, oder verachten."

„Ja, dazu hast du auch das Recht, meine herrliche Tochter," sagte Albertine, indem sie

Bianka in ihre Arme schloss, „und dein hoher Sinn wird da stets das Rechte finden."

VIII.

Mehr als Albertine es ahnte, hatte ihre Tochter mit ihrer ungewöhnlichen Intelligenz das traurige Geheimnis des Lebens ihrer Mutter durchschaut. Sie war geistig zu bedeutend, um nicht die Nullität ihres Vaters zu empfinden, und die Aussenseite des Weltmannes täuschte sie nicht über die Hohlheit seines Innern. Wie sehr sie nun auch ihrer Mutter Selbstverläugnung anerkannte und die edle Art, wie diese ihr Unglück vor der Welt verbarg, ja den Gatten mit einem Schein von Wert umgab, durch den er sich selbst und die Welt ihn für mehr hielt als er war, so fand sie doch, ihrer verschiedenen Natur nach, oft, dass ihre Mutter zu viel Sanftmut übe, und es trug dies mit dazu bei, dass sie ihr nicht die gleiche unbegrenzte Hingebung und Offenheit zeigte, wie diese ihr. Sie hätte stolz und fast verächtlich auftreten mögen, wenn des Vaters kleine Natur sich im häuslichen Leben kund gab, und da sie es aus Schonung für die Mutter nicht tat, so verschloss sie ihre Empfindung in sich und befestigte sich in dem Gedanken, dass es besser sei, Unerträgliches kalt abzuwehren als zu dulden. Im Reichtum erzogen, von ihrer ganzen Umgebung verwöhnt, war sie gewohnt zu herrschen, ohne dass sich

dabei eine harte Seite in ihrem Wesen gezeigt hätte, da sie nie Widerspruch fand. Durch die sorgfältigste Erziehung geistig ungewöhnlich entwickelt, mit Talenten begabt, näherte sie sich nur bedeutenden Menschen und verhielt sich unteilnehmend gegen alle, die ihr nicht so schienen. Ob ihr Herz schon einem der vielen, die sich ihr huldigend nahten, einen Vorzug zugewendet habe, war für jedes, auch das schärfste Auge nicht bemerklich, denn sie behandelte alle mit derselben stolzen Ruhe.

Nur einer traute es sich zu, dass er in dem mit sieben Siegeln verschlossenen Buch der jungfräulichen Seele gelesen habe. Dieser eine war der junge Marcel, der bei seinem angeblichen Onkel, dem Baron, lebte, von dem er, wie er glaubte, nach dem Tode seiner Eltern, die er nie gekannt hatte, an Kindesstatt angenommen worden sei, dem er alles verdankte und dessen Erbe er sein sollte. Nach einem der letzten Bälle, welche die Wintersaison beschlossen hatten, sassen Onkel und Neffe beim Frühstück, der Baron in einen seidnen Schlafrock gehüllt, aus einer türkischen Pfeife rauchend, Marcel mit ziemlich verdriesslicher Miene ihm gegenüber mit dem Löffel in seiner Tasse Kaffee herumrührend, als habe er das Getränk erst zuzubereiten. Der Baron beobachtete ihn eine Weile schweigend, dann sagte er: „Nun, Marcel, wirst du mir heute nicht die Chronik deiner Erlebnisse von gestern Abend mitteilen? Du

siehst ja so aus, als ob du dir nicht einen, nein, zehn Körbe geholt hättest.“

„Ach, von Korbholen ist nicht die Rede,“ versetzte Marcel und entschloss sich endlich, die Kaffeetasse an den Mund zu setzen und einen langen Zug zu tun.

„Nun, was verstimmt dich denn so?“ fuhr der Baron fort, „ich machte meine Partie Whist und habe nicht gesehen, was sich zugetragen hat. Wollte die kleine Miss Lilian nicht mit dir tanzen?“

„Ach, Miss Lilian, was liegt mir an der,“ brummte Marcel und verzog sein Gesicht zu einer verächtlichen Grimasse.

„Nun, oder hatte Gräfin Charlotte de Roux keinen Tanz mehr frei?“

„Ach, Charlotte — die alberne Person,“ fuhr der Neffe in demselben Tone fort.

„Enfin, um was handelt es sich denn?“ versetzte der Baron.

„Es handelt sich darum, dass ich jetzt weiss, wie es mit Bianka steht,“ fuhr Marcel heraus, „und dass es wieder dieser unausstehliche Alfred ist, dieser hochmütige Mensch, der mir in den Weg kommt und meine Hoffnung vereitelt!“

„Wieso denn? Erzähle doch, was weisst du denn?“ fragte der Baron voll Neugierde, indem er das Pfeifenrohr in der Hand hielt, und vergass weiter zu rauchen.

„Ach, es ist eine lange Geschichte,“ sagte Marcel, nun doch froh, dass er sein Herz erleichtern konnte. „Also, ich hatte gleich am

Anfang des Abends Bianka um einen Tanz gebeten; sie antwortete kalt, wie immer, sie habe keinen mehr frei. Nach einiger Zeit, müde vom Tanzen und gelangweilt, dass ich nicht mit ihr tanzen konnte, zog ich mich in das kleine Kabinett der Hausfrau zurück, das entfernt von dem Ballsaal und leer war. Ich warf mich in einen Lehnstuhl in der Fensternische, der völlig von einem dichten Vorhang verdeckt wurde, so dass ich sehen konnte, wer in das Kabinett eintrat, aber nicht gesehen wurde. Ich wollte meinen Unmut da ein wenig verrauchen lassen, da — siehe — trat plötzlich Ihre alte Freundin, Madame Claudine, herein" —

„Nun, so alt ist sie noch nicht," fiel der Baron ein.

„Ach ja so, in Ihren Augen, Onkel, nicht — pardon," versetzte Marcel spöttisch, „mir ist die Dame unausstehlich, aber ich habe freilich auch nicht die Ehre, bei ihr in Gnaden zu stehen."

„Da spreche man noch von der Stimme des Bluts," dachte der Baron und seufzte.

„Nun also, sie trat ein und — an ihrem Arm: Bianka. Kommen Sie, meine süsse, junge Freundin, sagte die alte — ja so, pardon — sagte Claudine, gönnen Sie mir diese Pause des Tanzes, denn sonst kann man Sie, die gefeierte Königin des Balles, doch nicht sprechen. Dabei zog sie Bianka zu sich auf ein Sofa; ich war in fieberhafter Aufregung, wagte kaum zu atmen, denn, ich weiss nicht warum, aber

ich hatte die Ahnung, dass ich etwas Entscheidendes erfahren würde.“

„Du horchtest also mit anderen Worten?“

„Wenn Sie es so nennen wollen, ja,“ sagte Marcel achselzuckend, „Madame Claudine sagte dem Mädchen soviel übertrieben Schönes, streute ihr solchen Weihrauch, dass ein Wesen wie Bianka das alles nicht so wohlgefällig mit angehört hätte, wäre nicht eine andere Rücksicht mit im Spiel gewesen.“

„Und die wäre?“ fragte der Baron.

„Nun, dass die Al — dass die kluge Schmeichlerin die Mutter des Herrn Alfred ist und dass man die lauten Huldigungen der Mutter hinnimmt, weil man die stummen des Sohnes gern hat.“

„Nicht übel beobachtet! Du bist ein Psycholog, Marcel, das hätte ich dir nicht zugetraut,“ sagte der Baron lachend.

„Ja, Onkel, Sie trauen mir überhaupt zu wenig zu,“ bemerkte Marcel verdriesslich.

„Na, mein Junge, sind das alle deine Beweise?“ fragte abermals der Baron.

„Oh bewahre! natürlich wurde das Gespräch nun auf feine Weise auf den Sohn gelenkt; die Mutter ergoss sich in sentimentalen Phrasen über seine Vortrefflichkeit und führte zuletzt sogar das Taschentuch an die Augen, indem sie sagte, dass er seit einiger Zeit so melancholisch sei und sie nicht wisse, was ihm fehle.“

„Und Bianka?“ unterbrach ihn der Baron.

„Ich konnte sie im gegenüberstehenden

Spiegel sehen. Sie, die sonst stets so Sichere, war befangen, hielt die Augen niedergeschlagen, zupfte an den Schleifen ihres Ballkleides und blieb stumm."

„Nun, das sagt doch noch nichts; vielleicht war sie auch gelangweilt, sie fühlte die Absicht," bemerkte der Baron.

„Ja, das hoffte ich auch," sagte Marcel, „aber nein, mitten in den Erguss mütterlicher Gefühle, wer erscheint in der Tür, wie herbeigerufen? Alfred. Immer mit seiner Affektation vornehmer Ruhe und überlegnen Ernstes. Als er die beiden erblickte, malte sich Erstaunen und angenehme Überraschung auf seinem Gesicht, Bianka wurde aus einer weissen eine rote Rose. Ei mein Alfred, rief die Mutter, eben verklagte ich dich bei Fräulein Bianka, weil du in letzter Zeit so melancholisch warst. — Durchaus nicht melancholisch, im Gegenteil, sehr glücklich, dich so hier zu finden, erwiderte der liebe Sohn, indem er sich mit einem ausdrucksvollen Blick gegen Bianka verneigte. Diese, wahrscheinlich um der peinlichen Situation zu entgehen, fragte plötzlich, sich zu Alfred wendend: Sie tanzen heute gar nicht? — Schon seit längerer Zeit habe ich es aufgegeben, erwiderte er, und ich fürchte, ich bin nun zu ungeschickt geworden, um es wagen zu können, Sie um einen Tanz zu bitten. — Ach, er tanzt vortrefflich, rief die Mutter dazwischen. — In jedem Falle will ich es wagen, sagte Bianka lächelnd, ich habe den kommenden Tanz frei.

— So führte mich mein guter Stern hierher, und wenn ich ungeschickt bin, sichern Sie mir im voraus Vergebung? fragte er. — Vollständige Absolution, sagte sie mit einem Lächeln, um einen rasend zu machen. Und es machte mich rasend — mir hatte sie gesagt, sie hätte keinen Tanz mehr und ihm bot sie ihn an — ich war wie von Sinnen und ohne zu überlegen —"

„Mein Gott, du bist doch nicht —" rief der Baron erschrocken.

„Ja, ja, ich muss es sagen, denn die Alte erzählt's Ihnen doch wieder. Ich sprang zornglühend hervor und rief: Mein Fräulein, wenn Sie einen freien Tanz haben, gehört er mir; ich habe Sie am Anfang des Abends darum gebeten, ich fordere mein Recht. Die Drei standen eine Sekunde lang sprachlos vor Erstaunen, aber schon sah ich, wie es sich auf Alfred's Stirn zusammenballte, er kam einen Schritt auf mich zu; aber Bianka trat rasch zwischen uns und sagte mit einem Ton, der etwas Vernichtendes hatte: mein Recht ist es, zu tanzen mit wem ich will. Vorhin hatte ich keinen Tanz frei und jetzt würde ich noch weniger einen frei haben für jemand, der so seltsam die Gespräche, die nicht für ihn bestimmt sind, anhört. Damit nahm sie Alfred's Arm und verliess das Kabinett. Ich bebte vor Wut, Beschämung und Schmerz. Da trat Claudine auf mich zu und sagte: Marcel — denn sie nimmt sich die Freiheit, mich bei meinem Taufnamen zu nennen, wahrscheinlich aus Zärt-

lichkeit für Sie, Onkel — Marcel, sagte sie, welche unglaubliche Taktlosigkeit, um es mit dem mildesten Wort zu nennen, haben Sie begangen. Danken Sie dem Himmel, dass Bianka und ich da waren, Sie hätten sonst von Alfred eine Lektion bekommen, die Sie sobald nicht vergessen hätten. — Oder ihm eine gegeben, stammelte ich mit vor Wut erstickter Stimme. Da trat die verhasste Frau dicht vor mich hin und sagte beinah drohend: Marcel, dass es Ihnen nie einfällt, etwas gegen Alfred zu unternehmen; Sie wissen, dass ich bei Ihrem Onkel etwas vermag und dass Ihre ganze Zukunft allein von diesem abhängt; das lassen Sie sich gesagt sein. — Damit liess sie mich stehen. Ich verliess natürlich sogleich das Haus, aber ich musste durch den Ballsaal um hinaus zu kommen, und da sah ich das Paar tanzen, hörte wie man sie bewunderte; und ich muss gestehen, er tanzte gut, es war also wieder Affektation, dass er tat als könne er es nicht. So — nun wissen Sie alles, Onkel, und nun begreifen Sie, warum ich heute nicht sehr aufgelegt bin."

Der Baron war während des letzten Teils der Erzählung aufgesprungen, hatte seine Pfeife bei Seite gestellt und mass das Zimmer mit heftigen Schritten; jetzt blieb er vor Marcel stehen und sagte zornig: „Marcel, du — bist ein —"

„O, bitte Onkel, keine schmeichelhaften Epitheta, ich habe mir schon alle nur erdenklichen selbst gegeben, das genügt wahrhaftig.

Geben Sie mir lieber Rat, guter Onkel, was soll ich tun?“

Der Baron fühlte seinen Zorn schon schmelzen und dachte bei sich: „Es ist wahr, der arme Schelm, was kann er denn dafür, dass man ihn in's Leben gerufen hat und dass er so hässlich ist, dass kein Mädchen sich in ihn verliebt und — schliesslich ist er doch auch mein Einziges — „Na Marcel,“ fuhr er nun laut fort, „ich will dir nichts weiter sagen, denn du bist bestraft genug, aber höre: du musst — ja du musst — die beiden Damen heute um Verzeihung bitten.“

„Oh Onkel, wo denken Sie hin? Schlimmer als der Tod wäre das verächtliche Abweisen von Bianka und die Predigt der — Ihrer Freundin. — Und was soll ich denn sagen? Ich habe ja gehorcht!“

„Nun Marcel — hm — ja wie könntest du — ah sieh! Du könntest sagen, du habest geschlafen, seiest gerade aufgewacht im Moment als vom Tanz die Rede war, und der Schmerz, abgewiesen worden zu sein, habe dich zu dieser Unschicklichkeit hingerissen.“

„Nun ja — allenfalls — ginge das,“ versetzte Marcel zögernd, „bei Bianka, aber bei — Madame Claudine — nein Onkel, sie ist mir zu sehr zuwider; ich kann mich nicht wie einen Schuljungen von ihr behandeln lassen.“

„Aber Marcel, du hast Unrecht, du könntest viel von ihr lernen, gerade in geselliger Hinsicht, und wenn du dich ihr mit mehr Ehrfurcht —

kindlich möchte ich sagen — nahtest, dich ihr unterwürfig zeigtest, sie würde —“

„Nein, nein, alles umsonst, Onkel; heucheln kann ich nun mal nicht, das ist eine von meinen guten Eigenschaften, so wenig ich sonst deren haben mag. Das könnten Sie nun schon machen, Onkelchen, nicht wahr? Sie vermögen doch alles bei der Dame und Ihnen wird sie leichter meinen Pardon gewähren als mir.“ Er war aufgestanden und hatte seinen Arm um den Hals des Barons gelegt. Dieser zwinkerte mit den Augen, als wolle er eine verräterische Träne, die sich da eingeschlichen, in ihre Schranken zurückweisen, und sagte: „Nun, nun — schon gut — ich will mal sehen — es wird sich ja wohl machen lassen — aber Marcelchen — mein Junge — na lass gut sein mit dem Streicheln — nun ein andermal machst du mir keine solche Dummheiten mehr, nicht wahr, mein Kindchen? Siehst du, auch wenn man verliebt ist, muss man sich zu beherrschen wissen, und ein wohlerzogener Mensch wahrt immer das Dekorum — nun ja Marcel — hör' doch auf — du wirst mich noch ganz weich machen.“

Denn Marcel hing nun wirklich mit Rührung an des Onkels Hals, küsste ihn zu wiederholten Malen und streichelte seine Wangen. „Mein guter Onkel, was für ein Herz Sie haben,“ sagte er, „und die Welt hält Sie für einen blossen Lebemann und Egoisten! Was wäre wohl aus mir geworden, dem die Eltern starben,

ehe er zum Bewusstsein des Daseins kam und der hilf- und mittellos in der Welt zurückblieb, wenn Sie nicht gewesen wären?“

Der Baron wandte sein Gesicht ab, denn es rollte nun doch eine Träne nach der andern über die Wangen herab, und sagte: „Ich habe meine Pflicht getan an dir, Marcel, das ist alles.“

IX.

An die Stelle der Wintervergnügungen waren endlich die ländlichen Freuden getreten, zu denen der besonders schöne Frühling in den herrlichen Umgebungen der Stadt einlud, ehe sich die begüterte Gesellschaft zum Sommeraufenthalt auf die Privatgüter zurückzog, Badeorte aufsuchte oder auf Reisen ging. Eben hatte auch der engere Kreis, zu dem die Familie Biankas und Alfred nebst seiner Mutter gehörten, eine Einladung zu einem ländlichen Fest erhalten, das in einer Villa, zu der ein See gehörte, gegeben wurde. In heiterer Geselligkeit waren mehrere Tagesstunden verflossen und die allgemeine Heiterkeit setzte sich fort bei dem Abendessen, das im Gartensalon eingenommen wurde. Alfred, der dabei Biankas Tischnachbar war, hatte, während man ringsum plauderte und lachte, unbemerkt mit ihr ein tiefes, sinniges Gespräch führen können, bei dem zarte Gefühlssaiten erklangen, ihre Blicke sich oft begegneten und

es ihm schien, als leuchte aus den ihren eine glückverheissende Antwort auf die Frage, die die seinen mit einer nicht mehr zu beherrschenden Offenheit an sie richteten.

Tief erregt, unfähig, an dem leichten Geplauder der Übrigen teilzunehmen, verliess er, als die Tafel aufgehoben war und Bianka von der Tochter des Hauses in das Musikzimmer fortgezogen wurde, den Saal, um im Garten die heisse Stirn in der Abendluft zu kühlen. In der Gesellschaft wurde indes der Vorschlag laut, ob man nicht die herrliche Mondnacht zu einer Fahrt auf dem See benutzen und so das Fest beschliessen solle. Allgemeiner Jubel empfing den Vorschlag; eilig wurden vom Herrn des Hauses die Befehle gegeben, die nötige Anzahl Kähne herbeizuschaffen, und die Gesellschaft brach auf, um sich an den See zu begeben. Der Hausherr bot Albertinen, die sich mit Alfreds Mutter im Gespräch befand, den Arm, um sie zum See zu führen. Claudine, die absichtlich eine grosse Intimität mit der Jugendgefährtin, mit der sie zusammen in Pension gewesen war, von welcher Zeit her auch noch das vertrauliche du zwischen ihnen herrschte, zur Schau trug, sagte mit dem Ausdruck zärtlicher Besorgnis: „Du bist blass, geliebte Albertine, und siehst angegriffen aus; wäre es nicht besser, du bliebest hier? Ich leiste dir Gesellschaft.“

„Nein, nein, die Luft wird mir gut tun, es ist nichts,“ versetzte Albertine, „aber ich weiss

nicht, wo Bianka ist, ich möchte, dass sie nicht vergässe ihre Mantille mitzunehmen, auf dem Wasser könnte es kühl sein."

„Ich besorge es, Teure; geh nur ruhig," rief Claudine eifrig. Albertine dankte mit freundlichem Neigen des Kopfes, gab dem Herrn den Arm und ging. Claudine sah sich hastig nach ihrem Sohn um, da jetzt auch ihr einer der älteren Herren den Arm bot, um sie zum See zu geleiten. Wie gerufen, trat jener eben aus dem Garten in den Saal zurück, um zu sehen, was die Bewegung dort bedeute.

„Ach gut, dass du kommst, Alfred," rief seine Mutter, „suche doch Fräulein Bianka auf und sage ihr, die Mama liesse bitten, ja die Mantille nicht zu vergessen, für den Fall, dass es kühl sei auf dem See. Du sorgst dafür, nicht wahr, Alfred?"

Er verbeugte sich stumm zum Zeichen des Gehorsams und Claudine liess sich zum See führen, innerlich frohlockend, dem Sohn die Gelegenheit gegeben zu haben, mit Bianka zusammen zu sein. Alfred war in den Schatten eines Baumes getreten und liess den Rest der Gesellschaft an sich vorüberziehn, um seinen Auftrag auszurichten. Zu seinem Schreck aber waren nun die letzten Personen vorüber und Bianka war nicht unter ihnen gewesen. Mit bitterer Enttäuschung dachte er, dass sie wahrscheinlich in den ersten Kahn gestiegen sei, und eben wollte er sich in einen einsamen Teil des Gartens zurückziehn, um seinen Unmut

zu überwinden, als ein paar Akkorde aus dem Musikzimmer ertönten und ihn aufhorchen machten. Er eilte nach diesem Raum durch eine Reihe von Zimmern, die ihn von der Gartenseite des Hauses völlig absonderten, so dass das Geräusch der abziehenden Gesellschaft dorthin nicht gedrungen sein mochte. Eintretend sah er Bianka, die am Klavier sass, ein aufgeschlagenes Notenbuch vor sich, in dem sie eifrig las, während ihre eine Hand zuweilen einzelne Akkorde anschlug. Als sie Schritte hörte, wandte sie sich um und errötete, indem sie den Kommenden erkannte und sah, dass niemand sonst im Zimmer war.

„Ich komme als Abgesandter," sagte Alfred „und danke es der Musik, dass sie mich Ihre Spur finden liess; ich glaubte Sie schon mit dem ersten Kahne fort und zürnte meinem Schicksal" —

„Mein Gott, was ist denn geschehen, wo sind denn die Andern?" fragte Bianka mit einer Unruhe, die ganz von ihrer sonstigen Fassung abwich.

„Sie wissen es nicht?" erwiderte Alfred, „die ganze Gesellschaft ist in Kähnen auf dem See."

„Meine Mutter auch?" fragte Bianka mit wachsender Verwirrung.

„Ja und ich bin beauftragt Sie zu geleiten und für die Mantille zu sorgen," sagte er, indem er den kleinen Zusatz zu seinem Auftrag machte.

„Wie ungeschickt von mir; ich habe mich

hier in das Lesen eines mir unbekannten Musikstückes vertieft und darüber ist es mir entgangen, dass die Andern das Zimmer verlassen hatten. Lassen Sie uns eilig folgen."

„Ich möchte bitten hier zu bleiben," sagte er schüchtern, „aber ich wage es nicht" —

„Oh nein, ich muss meiner Mutter nach," rief sie hastig und eilte schnellen Schrittes voran, dem Garten zu. Er folgte, dem Schicksal zürnend, welches ihm die höchste Gunst nicht gewähren zu wollen schien. Aber als sie am See anlangten, waren alle Kähne fort und nur noch ganz von weitem tönte ein Geräusch von Stimmen über die mondbeglänzte, spiegelglatte Fläche.

„Sie sind fort," rief Bianka.

„So danke ich meinem Stern, der die entscheidende Stunde meines Lebens heraufführt," begann Alfred in tiefster Erregung; er wollte weiter sprechen, aber die Stimme versagte ihm. Bianka stand vor ihm, vom Licht des Mondes übergossen, wie eine Marmorstatue in dem weissen Kleide, das sie trug. Das stolze Haupt war etwas gebeugt und ihr dunkles Auge heftete sich auf die glitzernde Wasserfläche, über der eben die letzten, fernen Laute der Sprechenden in den Kähnen verklangen und ein träumerisches Schweigen zu herrschen begann. Laue Frühlingslüfte wehten Veilchenduft herzu und kaum vernehmbar plätscherte die Welle des See's am Ufer zu ihren Füssen. Lieblich verklärt bot sich den Beiden die Stunde

der verhängnisvollen Entscheidung dar, in der der Mensch ein ewiges Glück zu besiegeln meint, uneingedenk des wehmutsvollen Lächelns, das die Lippen des göttlichen Eros umspielt; denn die Unsterblichen wissen, dass das ewige Glück nicht im Lande des Scheins und der Täuschung zu finden ist.

Alfred suchte seiner Bewegung Herr zu werden und brach das Schweigen, das sie beide minutenlang gefesselt gehalten hatte: „Darf ich reden, Fräulein Bianka," fragte er mit Innigkeit, „darf ich aussprechen, was Sie bereits wissen?"

Sie wandte sich ihm nicht zu, aber sie sagte leise: „Ich höre."

„Ja Sie wissen es schon, was ich zu sagen habe," hub er wieder an, „und doch muss ich sprechen, weil ich Ihre Antwort hören muss. Dass die Liebe zu Ihnen allmächtig in meinem Herzen herrscht — Sie haben es gefühlt. Ich bin ein ernster Mann und biete Ihnen die ernste Hingabe eines ganzen Lebens. Aber ich will Sie nicht überraschen, Sie nicht zu einem schnellen Wort veranlassen. Sagen Sie mir nur mit der ganzen Offenheit Ihrer edelstolzen Natur: darf ich hoffen?"

Bianka wendete ihm ihr Gesicht zu, ein sanftes Lächeln spielte um ihren Mund; frei und fest sagte sie: „Dem Mann, den meine Mutter am meisten ehrt, kann ich nicht abgeneigt sein" und reichte ihm die Hand. Alfred ergriff und küsste diese mit leidenschaftlicher

Glut. „Oh Bianka, darf ich mir dieses Wort ganz deuten wie ich will?“ rief er, „welch eine Seligkeit eröffnen Sie mir! Ihr Leben soll ein langer Traum des Glücks sein; und das meine nur Ihnen, nur Ihnen allein —“

Plötzlich hielt er inne, ein Ausdruck tiefen schmerzlichen Empfindens zog über sein Antlitz und er bedeckte die Augen mit der Hand; ein schwerer Kampf schien in ihm vorzugehn und ein tiefer Seufzer, wie von einem tödlich Gequälten, rang sich aus seiner Brust. Bianka stand erstaunt und betroffen. Mit jener stolzen Freigebigkeit, wie Königinnen verschenken, hatte sie das Höchste geben wollen, was sie zu geben hatte und einen Ausbruch unermesslicher Freude, grenzenlosen Dankes, vergötternder Liebe erwartet. Anders wäre es gewesen, wenn das Übermass des Glücks ihn sprachlos gemacht hätte, aber es sah vielmehr aus, als ob das höchste Glück plötzlich zum höchsten Unglück geworden wäre. Nach einem Augenblick peinvollen Schweigens fragte sie leise: „Was ist Ihnen?“ und als sie auch da nicht gleich Antwort erhielt, wandte sie sich tief verletzt, um zu gehen.

„Oh gehen Sie nicht, Verzeihung, Verzeihung,“ rief Alfred, indem er die Hand von den Augen nahm. „Ich bitte, ich beschwöre Sie, hören Sie mich an. Der Augenblick, in dem das Glück plötzlich in strahlender Vollendung auf mich hernieder kam, hatte mich verblendet, mich einer heiligen Pflicht vergessen machen. Ehe ich das seligste Geständnis ent-

gegennehme, muss ich Ihnen ein Bekenntnis machen. Wie schwer, wie furchtbar schwer es mir auch wird, wenn ich alles auf das Spiel setze — wenn Sie das beglückende Wort, das Sie gesprochen haben, zurücknehmen — es muss sein. Mir bleibt dann nur der Trost, als ein Ehrenmann gehandelt und das Glück nicht durch eine Täuschung erkauft zu haben."

Bianka lehnte sich bleich und bebend an einen Baumstamm und sagte: „Reden Sie."

Alfred warf sich auf die Kniee und sprach: „Zu Ihren Füssen will ich bekennen, dann sprechen Sie mein Urteil. Ich werde es hinnehmen, wie ein Gottesurteil, ohne Klage, auch wenn es mich vernichtet. Seit ich Sie kenne, weiss ich, dass ich zum ersten Mal liebe, so liebe, wie der bewusste Mensch für's Leben liebt. Aber in erster Jugend, noch kaum ein Jüngling, glaubte ich schon einmal so zu empfinden — es ist nichts Beleidigendes für Sie in diesem flüchtigen Traum, es war ein gutes, unschuldiges Wesen, dem er galt — aber — er hatte eine Folge — die mir — eine Pflicht auferlegt — ich habe — einen Sohn — oh Bianka, Sie wenden sich ab, Ihr jungfräulicher Sinn bebt zurück vor diesem Geständnis — und doch — ich schwöre es bei dem reinen Licht der Sterne, die über uns leuchten, ich bin Ihrer Liebe nicht unwert, und den Fehler des unbesonnenen Jünglings wird der Mann mit allem Ernste sühnen."

Er schwieg, noch immer auf den Knieen

liegend. Nun ging in Bianka ein heftiger Kampf vor. Im ersten Augenblick empörte sich alles in ihr gegen die Entdeckung. Bis zu der Unterredung mit ihrer Mutter hatte sie geglaubt, alle Unregelmässigkeiten in den menschlichen Verhältnissen gehörten nur in die niedersten Schichten der Gesellschaft, und ihre stolze Seele hätte sich zu beflecken geglaubt, solchen Dingen nur einen Augenblick des Nachdenkens zu weihen. Jene Unterredung hatte sie mit Schrecken die Nähe solcher dunkeln Flecken in der eigenen Gesellschaft ahnen lassen, und nun musste es geschehen, dass der Mann, dem sie das hohe Geschenk der ersten Liebe freigebig hatte darbringen wollen, gerade einer von jenen war, die ihr wie schuldbefleckt vorkamen. Und doch war ihr derselbe Mann bisher als der Ausgezeichnetste unter allen jungen Männern, die sie kannte, erschienen; er hatte in ihrem Herzen Gefühle erweckt, wie kein anderer; sein Mut, dies Geständnis abzulegen, flösste ihr Achtung ein; die Worte ihrer Mutter kamen ihr in's Gedächtnis, dass sie kein Recht habe auf die Vergangenheit, sofern diese keine unwürdige sei. Endlich sagte sie sich, dass ihre Grossmut seine Liebe noch erhöhen werde; es schmeichelte ihrer Eigenliebe, so gross, so erhaben zu vergeben, und zuletzt sprach ihr Herz und verlangte Lossprechung für ihn. — Sie wendete sich langsam zu ihm; er lag noch auf den Knieen; sein edles Gesicht war totenblass, das ernste Auge hing an ihr und er

sagte mit trauriger, sanfter Stimme: „Sprechen Sie mein Urteil; ich habe meine Pflicht erfüllt und muss die Folgen tragen.“

„Stehen Sie auf,“ sagte sie voll Hoheit, aber sanft und reichte ihm von neuem die Hand, „Ihr Geständniss ist mir eine Bürgschaft, dass Sie mich nie täuschen werden, da Sie es in dieser Stunde nicht taten — es — soll uns — nicht scheiden. Nur kein Wort mehr davon; es ist zu neu, zu überwältigend; ich muss mich fassen, muss mich besinnen.“ —

„Oh Bianka, göttliches Wesen,“ rief Alfred, indem er ihre Hand mit Küssen bedeckte, „womit verdiene ich dieses Glück? — Mit allem was ich bin, was ich zu werden hoffe, dir ergeben zu sein, dich zu lieben, wie nie ein Weib geliebt wurde, dich mit Glück zu umgeben, damit will ich's verdienen.“ Der ganze Strom seines Gefühls wurde frei und fand jenen Zauber des Ausdrucks, der dem Mädchen, das ihn zum erstenmal von dem geliebten Mann vernimmt, den Blick in eine ideale Welt, in ein poesieerfülltes Dasein öffnet, an dessen Ende in solchen Augenblicken zu glauben gewiss noch keiner begegnet ist. Auch Bianka wurde von diesem Zauber befangen und vergass den grellen Misston, der soeben durchgeklungen hatte. Die wundervolle Nacht umspann sie mit lauter Poesie und entrückte ihnen die Welt. Erst die Stimmen der in den Kähnen Zurückkehrenden weckten sie aus dem schönen Traumland, und eine grosse Befangenheit befiel sie zu dieser Stunde in kaum

zu verbergender Aufregung, hier allein gefunden zu werden. Rasch entschlossen kehrte Bianka in das Musikzimmer zurück, um zu erklären, wie es ja die Wahrheit war, dass sie die Abfahrt der Gesellschaft überhört habe. Alfred aber wollte sich unbemerkt unter die Übrigen mischen, als sei er mit bei der Fahrt gewesen. Man bedauerte Bianka von allen Seiten, nicht bei der entzückenden Fahrt gewesen zu sein; in jedem Kahn hatte man geglaubt, sie sei in einem der andern. Bianka flüsterte rasch ihrer Mutter etwas zu und diese verlangte nach ihrem Wagen, indem sie sagte, dass ihr nicht ganz wohl sei. Am Wagen stand Alfred und bat um die Erlaubnis, am folgenden Tag sich nach ihr erkundigen zu dürfen. Albertine lächelte ihm Gewährung zu und sah ihn mit einem Blick an, aus dem, so schien es ihm, eine Fülle von Segen auf ihn niederströmte. Leise und unbemerkt drückte er Biankas Hand, als er sie in den Wagen hob, und leise wurde der Druck erwidert.

Als Bianka sich mit der Mutter im Wagen allein fand, fing sie an das Vorgefallene zu erzählen und bemerkte in ihrer Aufregung nicht, wie still die Mutter war, bis plötzlich deren Hand in der ihren zuckte und ihr Haupt lautlos auf ihre Schulter sank. Bianka fasste sie in ihre Arme und fragte voll Angst was ihr sei, bekam aber keine Antwort. Sie erkannte, dass sie eine Ohnmächtige in den Armen halte. Was sollte sie tun? Nach einem

Augenblick des Zweifels schien es ihr das beste, rasch das eigne Haus zu erreichen, sie spornte den Kutscher zur höchsten Eile, während sie die Ohnmächtige in's Leben zurück zu rufen versuchte, aber umsonst. Die Mutter blieb regungslos, und die Angst in der Tochter Herzen stieg zur folterndsten Qual. Endlich erreichte man die Stadt und das elterliche Haus und die Bewusstlose wurde in ihr Zimmer getragen. Die Kammerfrau, welche die Herrin entkleidete, schüttelte traurig den Kopf, als sie den erkaltenden Körper berührte, aber Bianka behauptete, es könnte nur Scheintod sein. Sie benetzte das bleiche Antlitz mit Tränen, küsste die kalten Hände, rief die Mutter mit allen Liebesnamen und bat sie, sie gerade jetzt nicht zu verlassen — aber alles umsonst.

Endlich kam der herbeigerufene Arzt, ein langjähriger Freund des Hauses. Auch er schüttelte traurig den Kopf, wandte sich zu Bianka und ihrem Vater, der an der Landpartie nicht teilgenommen hatte, und sagte:

„Meine Freunde, fasst euch, das Schwerste zu tragen: eine der Edelsten ihres Geschlechts ist dahin! Sie litt seit lange an einem Aneurhysma, aber sie hatte mich geloben lassen, es euch nicht zu sagen. ‚Lasst sie bis zuletzt meines Besitzes sich freuen, lasst meiner Bianka die Sorglosigkeit der Jugend; vielleicht lebe ich lange genug, sie nach meines Herzens Wunsch glücklich zu sehen, dann ist es früh genug für sie, zu erfahren, dass jeder Augenblick unserem

Zusammensein ein Ende machen kann', so sagte sie. Ich hoffte selbst, was ich so sehnlich wünschte, aber leider ist es anders gekommen, das Aneurhysma ist gesprengt und hat dieses plötzliche Ende herbeigeführt."

Bianka lag auf den Knien neben der Leiche, über die sich bereits die Schatten des Todes breiteten. Aber auf dem edlen Antlitz lag ein verklärter Ausdruck, als wenn der letzte Gedanke der eines reinen Glückes gewesen sei. Das war der einzige Trost, der in Biankas Seele Raum fand. „Sie hat es noch gewusst, es hat sie beglückt, uns segnend ist sie geschieden", sagte sie zu sich selbst, und dieser Gedanke erhöhte den Wert der Liebe, in deren Besitz sie nun auch Ersatz für die Verlorne finden musste.

Als Alfred am andern Morgen in das Haus kam, um sich bei Biankas Eltern seines Glückes zu versichern, empfing er die Trauerbotschaft. Ein unermesslicher Schmerz bemächtigte sich seiner, nicht nur um Biankas und seines verzögerten Glückes willen, sondern auch des Verlustes der edlen, zarten Frau wegen, die er mit hohem Glück Mutter zu nennen gehofft hatte. Er schrieb an Bianka, um ihr zu sagen, wie er mit ihr litt, wie es nun eine doppelt heilige Aufgabe für ihn sein werde, sein Leben ihrem Glück zu weihen, und bat sie ihm ein Zeichen zu geben, wann er, ohne ihr Gefühl zu verletzen, sich nahen dürfe, um mit ihrem Vater zu sprechen.

Bei dem Begräbnis der allgemein betrauerten Frau war er, die eigne Familie nicht ausgenommen, einer der am tiefsten Ergriffnen. In der Kirche, wo der Trauergottesdienst gehalten wurde, sah er wie durch einen Nebel durch die Tränen, die sein Auge füllten, den mit Blumen bedeckten Sarg, der ein so teures Wesen barg, auf prächtigem Katafalke stehen. Die flammenden Kerzen in der düstern Kirche, die Weihrauchwolken, die Chöre der Trauermesse, das einförmige Murmeln des Priesters, das wie aus dem grauenvollen Einerlei des Grabes hervorzudringen schien — alles versetzte ihn in eine ihn sonst selten anwandelnde, dunkle, phantasievolle Erregung. Vorstellungen und Bilder schwankten geisterhaft durcheinander; ein unsägliches Weh zog sein Herz zusammen; ihm war es, als ging sein Lebensglück unter in den Schauern des Todes, als müsse der Liebesfrühling, der in jener Zaubernacht so wonnig begonnen hatte, ersterben unter diesem De profundis. Angstvoll sah er nach der Stelle, wo er die Lichtgestalt zu finden hoffte, die ihn aus diesen Qualen retten sollte, aber er schauderte beinah, als er dort nur eine in Trauerkleidung gehüllte Gestalt knien sah, deren Gesicht, von dichten, schwarzen Schleiern verborgen, in den Händen ruhte. Kein leuchtender Äther umgab sie, keine Flügel hoben sie empor. Es herrschte der Schmerz, und an Glück zu denken war Vermessenheit. Erst als er aus der düsteren Kirche in den hellen Frühlingsmorgen hinaus trat,

wichen die Phantome und erlösend flossen seine Tränen an dem Grab, in das, mit Blumen überdeckt und von Sonnenstrahlen gegrüsst, nun so viel Anmut, Geist und Güte hinabsank. Er rief in seinem Herzen der Geschiednen das Gelübde nach, für das Kleinod, das sie ihm gelassen, mit seiner ganzen Manneskraft und Liebe zu sorgen, und es war ihm, als grüsse sie ihn segnend aus einer besseren Welt.

X.

Bianka und ihr Vater begaben sich nach dem Begräbnis für mehrere Wochen auf ihr Landgut und Alfred musste seine Sehnsucht zügeln, wie schwer ihm auch die Ergebung wurde; aber er hoffte, Bianka werde es seiner zarten Rücksicht Dank wissen, dass er sich selbst bezwungen habe, um sie ganz ihr gerechtes Leid ausleben zu lassen. Endlich kam ein kurzer Brief von Bianka's Vater, worin dieser sagte, dass seine Tochter ihm alles mitgeteilt habe und dass er Alfred einlade, auf das Gut hinauszukommen, um sich in tiefer Stille zu sehen und zu sprechen. Alfred hatte seiner Mutter bisher nichts von dem entscheidenden Schritte gesagt, den er getan hatte. Jetzt teilte er ihr mit, in welcher Absicht er auf das Gut reise, und nahm, in Aussicht seines kommenden Glücks, die Ausbrüche ihrer Freude mit Geduld hin. Für sie war es die Erfüllung aller

Wünsche, und da ihr Sohn Philipps nicht erwähnte, so hütete sie sich wohl, an ihn zu erinnern, und hoffte, er habe sich „jene Grille“ nun aus dem Kopf geschlagen.

Auf dem Landgute wurde indes die Verlobung vollzogen. In der Verlobten Glück mischten sich Schmerz und Wehmut, aber es schien ihnen, als gäbe das ihrem Verlöbnis eine höhere Weihe. Alfred vermied mit zarter Sorge alles, was Bianka hätte verletzen oder in die schmerzlich-schöne Stimmung ihres Zusammenseins einen Missklang bringen können. Er erwähnte des Kindes nicht, ja es war für den Augenblick in seinen eignen Gedanken in den Hintergrund getreten, denn die Liebe füllte sein Herz mit solcher Allgewalt, dass nichts anderes in seiner Seele Platz fand. Bianka drückte den Wunsch aus, noch einige Wochen in ländlicher Einsamkeit ungestört dem Andenken der Mutter zu leben, und sie lud Alfred's Mutter ein, diese Zeit bei ihr zuzubringen, da ihr Vater sowohl wie Alfred Geschäfte halber in die Stadt zurück mussten. Alfred fürchtete, dass das Zusammenleben mit seiner Mutter für Bianka peinlich werden könnte, allein zu seiner grossen Beruhigung ersah er aus den Briefen, die er erhielt, dass das Verhältnis sich sehr befriedigend gestaltete. Ebenso gab ihm ein Brief Martins grosse Beruhigung. Er hatte diesem von seiner Verlobung geschrieben, sowie dass er von Philipp gesprochen habe. Martin sandte herzliche Glückwünsche und schrieb, er

möge sich der jungen Liebe in Ruhe freuen. Dem Knaben ginge es gut; es würde liebevoll für ihn gesorgt und er schlösse ihn alle Tage mehr mit Vaterliebe in sein Herz, umsomehr da es schien, als ob ihm der Himmel keine eigenen Kinder schenken wolle.

So gab sich Alfred denn auch unbesorgt dem Bestreben hin, der Geliebten über den Schmerz hinwegzuhelfen, der ihre Schönheit und ihr Wesen mit einer sanften Wehmut übergossen hatte, die sie ihm noch anziehender machte. Für den Herbst war die Hochzeit festgesetzt; obgleich das Trauerjahr dann noch nicht vorüber war, so kam man doch von beiden Seiten überein, das Glück der Liebenden nicht länger hinauszuschieben. Die Hochzeit sollte in aller Stille begangen werden; unmittelbar darauf wollte das junge Paar nach Italien abreisen und erst im Frühling zurückkehren, um sich häuslich einzurichten. Wenige Tage vor der Trauung nahm Claudine ihren Sohn bei Seite und sagte: „Lieber Alfred, ich hoffe du denkst jetzt nicht daran, durch die Anerkennung Philipps Biankas Seelenfrieden zu stören. Sie hat mir gesagt, dass sie darum weiss, dass sie es aber nicht ertragen würde, in der Liebe zu dir jetzt einen Nebenbuhler zu haben; ja, dass sie, die ohnehin schwer Getroffene, zu sehr leiden würde, wenn sie deine Gedanken mit etwas anderem beschäftigt wüsste als mit ihr allein. Zerstöre dir also dein Glück nicht, ziehe dir nicht einen ewigen Vorwurf zu,

indem du dies herrliche Wesen kränkst. Nachher, wenn sie deine Frau ist, wenn sie den Schmerz um die Mutter überwunden hat und selbst Kinder bekommt, wird sich alles von selbst geben."

Zu anderer Zeit würde Alfred kaum auf diesen Rat gehört haben, jetzt aber sprach sein eigenes Herz für die Sache, welche die Mutter vertrat. Auch war er dieser dankbar für das gute Einvernehmen, in dem sie mit der Geliebten lebte, und daher geneigter, ihrem Rat zu willfahren. Eine leise Stimme im tiefsten Innern warnte ihn wohl, sich nicht selbst untreu zu werden, allein wer hätte nicht schon einmal im Leben diese leise Stimme überhört, wenn die Lockungen der Maja ihm vorspiegelten, dass er dadurch ein teures Gut verletzen, Liebe kränken oder des holden Wahnsinns Tore sich verschliessen würde? Wer hätte nicht mit jener Schmeichlerin gehofft, dass noch unzählige Stunden kommen würden, in denen er das einzig rechte wählen und tun könnte? Wer endlich hätte nicht schon übermütig mit der Gefahr, durch e i n e solche versäumte Stunde sich die Kette von Folgen an den Fuss zu binden, die seinen Schritt auf ewig hemmen, gespielt?

Alfred überhörte die leise Mahnung völlig in der Seligkeit seines Glücks. Er führte sein schönes Weib nach Italien, um, ungestört von Geschäften, Welt und Menschen, die erste Zeit der Liebe zu geniessen und ganz nur ihr zu leben. Nach wonnevollen Tagen in den ver-

schiednen Städten Italiens richteten sie sich für einige Zeit in einer Villa auf Capri ein, auf diesem zauberischen Felseneiland, welches das schönste Wunder unter allen Wundern des Golfes von Neapel ist. Hier lebten sie ein Leben voller Poesie und empfanden das Glück ihrer Liebe doppelt durch den Einklang mit der sie umgebenden Natur, die es dem Menschen leicht zu machen scheint, in Frieden und Harmonie mit seinesgleichen zu leben. Diese Meinung äusserte Bianka, als sie eines Tages auf dem Salto Tiberio sassen und, nachdem sie einige Zeit in Tasso's „befreitem Jerusalem" gelesen hatten, das Auge über die Schönheit der zwei Golfe, die sich zu ihren Füssen ausbreiteten, hinschweifen liessen.

„Ja meine Geliebte," erwiderte Alfred, „hier an deiner Seite, auf dieser seligen Erde, scheint es auch mir, als müsse die grosse Beglückerin, die Liebe, alle finsteren Mächte des Lebens durch ihre Allmacht besiegen können. Ich begreife es in diesem Augenblick nicht, wie je ein feindseliges Gefühl gegen irgend etwas auf Erden noch in meinem Herzen entstehen sollte, oder wie überhaupt Raum ist für den Hass auf der Erde. Und doch wohnen die Dämonen im eigenen Herzen und wenn wir es am wenigsten denken, steigen sie aus ihren Tiefen herauf, um uns den Frieden zu rauben und die Erde zu einer Folterkammer zu machen. Hier auf diesem himmlischen Gipfel frönte der grause Tiber einst seiner Mordlust." —

„Oh still," rief Bianka, indem sie ihm scherzend mit der Hand den Mund zuhielt, „weg mit solchen Nachtgedanken, die wie schwarze Gespenster vor dies Lichtbild treten. Was Dämonen! Unser Machtgebot scheucht sie in ihr Schattenreich zurück; da mögen sie mit ihren Fledermausflügeln sitzen und die ewige Nacht anstarren, aus der sie geboren sind. Wir wollen uns Licht und Liebe nicht durch sie verkümmern lassen." — —

„Signora, datemi un Bajocco," sagte in diesem Augenblick eine leise Kinderstimme hinter ihnen. Beide sahen sich um und gewahrten einen kleinen Knaben von acht bis neun Jahren, nur mit einem zerlumpten Hemdchen und einer Hose bekleidet, der bittend die Hand hinhielt. Es war keiner jener frechen kleinen Bettler, wie sie Italien leider nur zu häufig auferzieht, sondern ein schüchternes, schönes Kind, das mit seinen dunkeln Augen treuherzig zu ihnen aufsah und wahrscheinlich von der unfern hinter einem Felsen wartenden Mutter, die Kräuter zu Futter gesammelt hatte, angetrieben worden war, die forestieri anzusprechen.

Alfred wurde seltsam von dem Anblick des Kleinen erschüttert. Es ereignet sich zuweilen, dass Gedanken, welche lange geschlummert haben, durch irgend einen Anstoss plötzlich mit solcher Gewalt in uns erwachen, dass sie, besonders wenn sie eine Mahnung des Gewissens enthalten, uns zu unüberlegtem raschem Wort

oder zu rascher Tat hinreissen. So trat in Alfred's Seele plötzlich der Gedanke an seinen Sohn hervor, und der Vorwurf, diesen in seinem Glück ganz vergessen zu haben, einte sich mit einem Aufflammen der Liebe zu ihm in seinem jetzt von Liebe und Wohlwollen ganz erfüllten Gemüt, so blitzschnell und übermächtig, dass er ausrief: „So sieht mein Philipp aus! gerade solche treuen, schönen Augen hat er — wie konnte ich ihn nur so ganz vergessen! Zauberin, Armida, daran bist du schuld! — aber du wirst ihn auch lieben; oh ja, sag es mir in dieser schönen Stunde zu: dass du ihm Mutter sein willst" —

Er hielt erschrocken inne, denn er sah, dass Bianka erblasste und mit einer heftigen Handbewegung ihm winkte zu schweigen. Dann zog sie hastig ihre Börse aus der Tasche, drückte dem Knaben eine Goldmünze in die Hand und sagte: „Rasch fort, Kleiner, und komme nie wieder zu uns."

Das Kind lief halb erschrocken, halb froh der Mutter zu, die sich entzückt über die reiche Gabe schnell mit ihm auf den Weg machte, da eine gebieterische Handbewegung der Dame ihr noch einmal den Befehl eingeschärft hatte.

Alfred blieb einen Augenblick wie erstarrt; er wusste nicht, wie ihm geschah; es war alles blitzschnell vorüber gegangen, doch fühlte er an dem Weh in seinem Herzen, dass es Wirklichkeit gewesen war. Es schien ihm, als lege sich ein dunkler Schatten über die lichtbestrahlte Erde, und, durch einen der unerklärlichen Vor-

gänge in den geheimen Werkstätten der Erinnerung, stieg ihm das Bild jener Totenfeier herauf, als er, von Angstempfindungen gepeinigt, an der Stelle, wo er das Antlitz der Geliebten zu sehen hoffte, nur eine in Grabesdunkel gehüllte Gestalt erblickt hatte. Jedoch mit raschem Entschluss die Phantome scheuchend, wandte er sich seiner Frau zu. Sie hatte den Kopf von ihm abgewendet, er konnte ihr Gesicht nicht sehen.

„Bianka," sagte er sanft, aber durch seine Stimme zitterte etwas wie Schmerz.

Sie erwiderte nichts.

„Bianka," widerholte er zärtlich und griff nach ihrer Hand.

Sie zog ihre Hand weg und sagte ohne sich nach ihm umzuwenden: „Armida!"

In dem Ton klang es wie ein bitterer Vorwurf. Es war das erste Mal, dass er diesen Ton hörte; es war der erste Moment in ihrer Ehe, wo ein Schatten zwischen ihnen stand. Aber schon machte sich auch Alfred Vorwürfe, dass er zu rasch, zu unvorbereitet jene Erinnerung in ihr wachgerufen habe, die ihr, im Rausche ihres Liebesglücks, vielleicht ganz entschwunden gewesen war. Er schlang den Arm um sie und sagte liebevoll: „Ja Armida, aber dein Rinaldo freut sich der holden Zauberketten, die ihn binden, und will sie ewig tragen. Ich habe unvorsichtig einen Punkt berührt, über den ich zu anderer Stunde hätte mit dir sprechen sollen, aber du siehst es ja, welch ein Egoist

ich geworden bin in deiner Liebe. Ich vergesse alles, was du nicht bist.“

Sie wandte sich langsam nach ihm um und sah ihn an mit einem jener Blicke, denen kein Liebender zu widerstehn vermag. Dann sagte sie: „Wohl, ich bin auch egoistisch und eifersüchtig. Ich kann es nicht ertragen, dass ein anderer deine Liebe mit mir teile und noch dazu — der Sohn von einem — gemeinen Weibe.“ — Dann fügte sie leise und errötend hinzu: „Vielleicht dann — wenn du erst unser Kind in deinen Armen hältst — fühle ich anders. Bis dahin, gelob es mir, kein Wort mehr davon.“

Und vor diesen Augen, die in die seinen Liebespfeile sandten, vor diesen Lippen, die er in langem Kuss berühren durfte, schwand seine Mannesstärke; er versprach abermals, nicht eher wieder des Gegenstandes zu erwähnen, bis sie selbst es ihm sagen werde.

Wohl war sie nach diesem Vorfall schöner, huldreicher als je; wohl schien er sich selbst der glücklichste der Menschen, aber in seinem Innern pochte doch von da an öfter ein stiller Mahner, und er übertönte nur den warnenden Laut immer von neuem mit der Antwort: wenn sie unser Kind in meine Arme legt, dann wird sie die ihren meinem Sohne öffnen.

XI.

Mehrere Jahre waren seitdem vergangen und wir finden den Baron wie ehemals, im seidnen Schlafrock, beim Frühstück sitzend und aus seiner türkischen Pfeife rauchend. Der Zahn der Zeit war nicht spurlos an ihm vorüber gegangen, denn das schon immer spärliche Haar lag jetzt silberweiss an den Schläfen und das Gesicht hatte einige Falten mehr bekommen. Er las die Zeitung, rauchte und schlürfte von Zeit zu Zeit seinen Kaffee. Dieser friedliche Zustand wurde durch den Eintritt des Dieners unterbrochen, der einen Augenblick zögerte und auf den geeigneten Moment wartete, um seine Botschaft anzubringen.

„Nun Jean?“ fragte der Baron, langsam die Augen von der Zeitung erhebend.

„Es ist ein Herr draussen, welcher den Herrn Baron zu sprechen wünscht,“ meldete Jean mit kaum verhaltenem Lächeln.

„Ein Herr? um diese Stunde? und ich bin noch ganz im Morgenkostüm“ —

„Der Herr sagt, der Herr Baron möge sich nicht genieren,“ versetzte Jean.

„Nun bitte einzutreten, wer kann es denn sein?“ sagte der Baron, indem er den seidnen Schlafrock vorn übereinander schlug. Ein eleganter junger Mann, mit einem Vollbart, trat herein und verbeugte sich tief. Der Baron erhob sich und sagte: „Mit wem habe ich die Ehre?“

Der Fremde sah den Baron eine Sekunde lang an, brach dann in lautes Lachen aus und fiel ihm um den Hals: „Nun, Onkelchen, das muss ich sagen, Sie erkennen mich nicht?“

„Marcel — Marcel — ist's möglich?“ rief der Baron freudig überrascht; „nein wahrhaftig, ich erkannte dich nicht; du siehst gut aus, Marcel — du bist schöner geworden — der Vollbart kleidet dich gut, mein Junge — nun Marcelchen, sei willkommen. Aber wie konntest du denn von deinem Posten fort? Hast du Urlaub genommen?“

„Nein, bester Onkel; Sie müssen wissen, dass ich ein sehr gewissenhafter Mensch geworden bin, und wenn wir Legationssekretäre bei den Gesandtschaften anscheinend auch nur wie kleine Satelliten um die Sonne, den Gesandten, kreisen, so sind wir doch oft die wirklichen Lichtspender, wenn es der Sonne da fehlt,“ dabei deutete er auf die Stirn, „aber jetzt bin ich hier auf höheren Befehl; es scheint, dass man mich im Ministerium des Auswärtigen brauchen will.“

„Ei Marcel, das wäre ja schön; so machst du Karrière und so hätte ich dich wieder bei mir! Ich fühle mich doch oft recht allein, das Alter und die Gicht“ —

„Ach bewahre Onkel, Sie sehen aus wie ein Jüngling, und an Pflege fehlt's Ihnen doch gewiss nicht, denn alte Liebe rostet nicht — nun Sie wissen schon, Onkelchen, was ich meine,“ dabei klopfte Marcel lachend dem

Baron auf die Schulter und fuhr fort: „Madame Claudine befindet sich wohl, hoffe ich?“

„Ja, sie ist unverwüstlich, immer noch elegant, immer noch schön,“ erwiderte der Baron etwas verlegen.

„Nun ich werde ihr jetzt die Cour machen, Onkel, ich habe alle meine früheren Unarten abgelegt, und da ich ein Mann in Amt und Würden bin, find' ich auch wohl Gnade in ihren Augen.“

„Wollen's hoffen, Marcelchen, wollen's hoffen,“ sagte der Baron und rieb sich vergnügt die Hände; „nun mein Junge, setz' dich und nimm ein Frühstück zu dir. Jean!“ Der herbeieilende Diener erhielt Befehl, rasch ein Frühstück zu bringen, wie es für einen hungrigen Reisenden erforderlich sei. Marcel berichtete indessen einiges von seinem Leben als Diplomat im Ausland, berührte die politischen Verhältnisse, die Beziehungen des Hofes, an dem er gewesen, zu seiner Heimat, schilderte die Staatsmänner, die er dort gesehen, mit allerlei drastischen Zügen, welche den Baron herzlich lachen machten, kurz er zeigte, dass das Leben in der Fremde ihn entwickelt und gereift habe, und der lebendige Ausdruck seines Gesichts, die freie Haltung, machten ihn wirklich zu einer angenehmen Erscheinung. Der Baron war entzückt und dachte unaufhörlich: „Was wird Claudine sagen! Wie wird sie überrascht sein! So habe ich doch recht gehabt mit meinem Vertrauen auf den Jungen — und auf meine Erziehung“. — Mit

befriedigtem Selbstgefühl lächelte er dem jungen Mann zu, nickte wohlgefällig bei seinen Scherzen, trippelte selbst hin und her, damit nichts bei Marcels Frühstück fehle, klopfte ihm mehreremal freundlich auf die Schulter und sagte: „Ja, ja Marcel, du bist ein gentleman geworden; das freut mich, das freut mich! Das war es was ich wünschte! Und Karrière machst du auch, bravo mein Söhnchen, bravo! Du wirst deinem alten Onkel Ehre machen."

Marcel lehnte sich, nachdem er sich gelabt und eine Zigarre angezündet hatte, behaglich im Lehnstuhl zurück: „Nun Onkel, habe ich erzählt, jetzt ist die Reihe an Ihnen" sagte er. „Ich bitte mir etwas Chronik über die alten Bekannten hier aus. Wie steht es denn mit meinem Freund Alfred und seiner schönen Frau, meiner alten, noch immer nicht ganz erloschenen Flamme? Sie liessen mal kürzlich in Ihren Briefen einige Andeutungen fallen, als ob das eheliche Glück nicht so sehr dauerhaft sei? Was ist's denn? Ist die schöne Bianka eine Frau nach der Mode geworden und entschädigt sich anderweitig für die Pedanterie ihres Mannes?"

„Nu, nu, nu, nicht so schnell, mein Freund," erwiderte der Baron; „Bianka ist die Tugend selbst, stolzer und abwehrender als je!"

„Oh, das ist ja vortrefflich! Da ist Alfred also noch immer ihr Ideal," sagte Marcel spöttisch.

„Hm, was das betrifft," meinte der Baron kopfschüttelnd.

„Nun? Sie spannen mich auf die Folter, erzählen Sie doch, Onkel," rief Marcel.

„Ja, man weiss eben nichts genaues. Gewiss ist nur, dass Alfred gar nicht mehr so glücklich aussieht, wie in der ersten Zeit; dass er sich mehr und mehr zurückzieht von allen Bekannten, oft gar nicht oder nur flüchtig im Salon seiner Frau erscheint, während diese doch alles um sich versammelt, was auf Geist und Bildung Anspruch macht, und selbst als ein Stern erster Grösse auf jedem Gebiet des Geistes leuchtet."

„Haben sie Kinder?" fragte Marcel.

„Nein, wie es scheint, ist keine Aussicht dazu und das mag eben wenigstens ein Grund zu Alfreds düsterer Stimmung sein."

„Hm, das sind ja kuriose Sachen. Sie sind doch aber an der Quelle, Onkel, um das genaue zu erfahren und hinter diese Mysterien zu sehen; Madame Claudine wird Ihnen gewiss —"

„Oh, daher erfahre ich nichts," unterbrach ihn der Baron. „Claudine vergöttert ihre Schwiegertochter; ich glaube, alles, was von Liebesfähigkeit in ihr war, hat sie auf die konzentriert; sie würde auch jetzt einzig dem geliebten Alfred Unrecht geben, wenn er seine Frau nicht glücklich macht. Ich wag' es nicht mehr, sie zu fragen; einmal fing ich an über Alfreds sichtliche Verstimmung zu reden, aber Claudine schnitt mir das Wort ab und sagte: „Nun, das versteht sich doch, dass Menschen

comme il faut, nicht immer wie die Turteltauben girren können und dass der Honigmond nicht ewig währt.“ Diese Heirat ist ihr Stolz und ihr Glück gewesen und sie will nicht, dass man an dem vollkommenen Erfolg zweifelt.“

„Die Geschichte interessiert mich,“ sagte Marcel, „ich werde ihr auf die Spur zu kommen suchen. Vielleicht kann ich mich jetzt für die erlittene Niederlage von damals rächen.“

„Marcel, wo denkst du hin?“ versetzte der Baron, „Bianka ist unnahbar und dann wirst du nicht gleich mit einer solchen Geschichte hier anfangen“ —

„Oh Onkelchen, seien Sie unbesorgt,“ fiel ihm Marcel in's Wort, „erstens ist schon manche uneinnehmbar geglaubte Festung gefallen und zweitens gibt es mancherlei Art sich zu rächen, und ich habe doch den Stachel jener Zurücksetzung nie ganz verwinden können. Aber ich bin Diplomat, Onkel, und weiss jetzt, wie man ‚das Decorum wahrt‘, was Sie mir früher immer anbefahlen.“

XII.

Wie stand es aber in Wahrheit um jene beiden, äusserlich so Beneidenswerten? War aus den unergründlichen Tiefen der Brust, wo sich das Schicksal der Menschen zubereitet, jenes erste kleine Wölkchen an ihrem Himmel zur drohenden Wolke angewachsen, die ihrem

stolzen Lebensschiff den Untergang drohte? Das Glück, dem Alfred die Erfüllung seiner von ihm als heilig erkannten Pflicht zu danken hoffte, war ihnen nicht zuteil geworden. Alle Gaben hatte das Geschick über sie ausgeschüttet, nur Kinder hatte es ihnen versagt und damit das Band, das die meisten Ehen unlöslich macht, indem es einen Kreis von gemeinsamen Pflichten um die Eltern zieht, welche die erkaltenden Gefühle in einem dritten Punkte wieder vereinigen. Denn wie selten genügen sich zwei Menschen so ganz, dass die höchste Liebe wie ein stiller Abendstern heraufsteigt, wenn die Sonnenglut der Leidenschaft erloschen ist?

Alfred's Gemüt, tief und zärtlich angelegt, empfand jene Versagung unendlich schmerzlich und jemehr die Hoffnung schwand, dass Bianka ihm werde Kinder schenken, jemehr erwachte in ihm die Liebe zu dem Sohne einer andern Mutter und das Verlangen, diesem Kinde die volle Vaterliebe und alle Kindesrechte zuzuwenden. Aber er gewahrte, anfangs mit schmerzlichem Erstaunen, dann mit immer wachsender Bitterkeit die Wirkung, die das versagte Mutterglück auf seine Frau hatte. Die Anlage zu übermässigem Stolz, die ihm früher schon bedenklich gewesen war, bildete sich in raschem Fortschritt zu dem Bestreben aus, die dunkle Stelle in ihrem Leben durch den Glanz ihrer Vorzüge zu verdecken. Aber je mehr sie nach aussen hin strahlte, jemehr entflohen Licht und

Wärme aus ihrem Herzen und es zog eine Kälte da ein, die dem am traurigsten fühlbar wurde, der ihr am nächsten stand. Nie hatte sie das Schweigen gebrochen, das sie inbetreff des Knaben ihrem Manne auferlegt hatte. Wenn Alfred aber doch, des gegebenen Versprechens vergessend, davon anfing, hatte sie ihn zuerst mit Heftigkeit, dann mit immer schneidender werdender Kälte abgewiesen, indem sie sagte, dass sie an die Stelle, wo das Lächeln eigner Kinder fehle, unmöglich den setzen könne, der die Liebe des Vaters, die jenen gehört hätte, allein auf sich konzentrieren würde. Zuerst hatte Alfred immer von neuem aus Schonung für ihren Schmerz, sich das Mutterglück versagt zu sehen, seine Wünsche in seinem Herzen verschlossen, hoffend, dass die Zeit dennoch ihren Sinn ändern werde. Er war nur heimlich von Zeit zu Zeit hingegangen, seinen Sohn zu sehn. Bianka aber erriet die Wahrheit, doch war sie viel zu stolz, danach zu fragen, und hüllte sich in ein frostiges Schweigen, das ihren Mann, wenn er, das Herz voll von der immer wachsenden Güte, Intelligenz und Schönheit seines Kindes, zurückkam, wie eine tödliche Beleidigung traf. Jedes freie, offene Verhalten und Aussprechen entfloh unmerklich mehr und mehr aus ihrem Verkehr; sie vermieden es, allein mit einander zu sein, da die Spannung, die zwischen ihnen obwaltete, solches Zusammensein zu einer Qual machte.

So stand es um sie, als Marcel von seinem

Onkel jene Mitteilungen empfing. Nachdem er wirklich eine bedeutende Stelle im Ministerium erhalten hatte, beeilte er sich, seine Besuche in den Häusern der vornehmen Gesellschaft zu machen, und sein erster Besuch galt, aus Rücksicht auf den Baron, Claudinen. Diese war bereits durch ihren Freund von der vorteilhaften Entwicklung und der aussichtsreichen Karriere Marcel's unterrichtet und es hatte sie bewogen, ihn freundlicher als sonst zu empfangen. Auch benahm sich Marcel so klug, wusste der Dame so feine Komplimente über ihr unverändertes Aussehen zu machen, ihr so bescheiden die Hoffnung auszusprechen, sich ihrer Gunst fortan zu erfreuen, dass sie die geheime Abneigung gegen ihn, der ihr als ein stummer Vorwurf unbequem war, etwas schwinden fühlte. Nach langem Gespräch fragte Marcel endlich, wie es Alfred gehe, „diesem Glücklichsten der Sterblichen", setzte er hinzu, „dem alle Gaben zuteil wurden, der sie aber auch verdient".

Madame Claudine erwiderte: „Ja, er verdient sie gewiss, aber der Himmel hat ihm doch eine versagt, er hat keine Kinder."

„Mich dünkt," versetzte Marcel, „dass im Besitz eines so wunderbaren Weibes man auch selbst die Entbehrung verschmerzen kann. Ich glaube, ich würde ewig zu den Füssen einer solchen Frau liegen und kein anderes Glück begehren, als ihr Sklave zu sein," dabei seufzte er tief.

Claudine sah ihn aufmerksam an und es

regte sich in ihr der Gedanke, ob sie nicht besser getan hätte, die Bewerbung dieses Sohnes um die vergötterte Schwiegertochter zu begünstigen, denn Alfred's Wesen entging ihr immer von neuem und sie hatte keine Macht über ihn, während es ihr jetzt schien, als ob sie aus Marcel einen ihr ganz ergebenen, ihrer innersten Natur verwandteren Sohn hätte machen können. Ihr Unrecht an ihm gut zu machen, fiel ihr nicht von ferne ein, aber sie nahm sich vor, ihn zu „protegieren" und sich seines aufsteigenden Sternes in der Gesellschaft zu bedienen, indem sie ihn an ihren Dienst fesselte. Als der Baron sich später am Tag bei ihr einfand, um schüchtern nach dem Eindruck zu fragen, den Marcel gemacht hätte, lächelte sie ihm zu und sagte: „August, ich gratuliere Ihnen."

„Claudine," rief der Baron entzückt und Freudentränen traten in seine Augen, „Sie fangen an, unsern Marcel zu lieben?"

„Ich finde, dass Ihr Marcel sich vorteilhaft verändert hat, und ich werde ihn protegieren," sagte sie trocken und reichte dem Baron die Hand. Dieser führte die Hand an seine Lippen, aber die Tränen im Auge versiegten und in seinem Herzen rief es: „Nein, lieben kann sie nicht."

Claudine aber begab sich zu ihrer Schwiegertochter, schilderte mit den lebhaftesten Farben die Veränderung Marcel's und war seines Lobes so voll, dass Bianka lächelnd sagte: „Mama, Sie machen mich fast neugierig auf dieses Wunder;

es gab doch eine Zeit, wo Sie ihm gar nicht wohl wollten."

Das Wunder liess auch nicht lange auf sich warten. Am folgenden Tage wurde Baron Marcel gemeldet und mit jener vornehmen Ruhe empfangen, welche einen magischen Kreis um die schöne Frau zu ziehen schien, an dessen Rand geschrieben stand: bis hierher und nicht weiter. Doch war diesmal ein leichter Anflug von Wohlwollen in ihrem sonst so kalten, abgemessenen Benehmen fühlbar, vielleicht eine Vergütung für einstige Kränkung, das Marcel nicht entging. Nachdem er einige Zeit in ernsten Gesprächen eine angenehme Bildung gezeigt und offenbar keinen ungünstigen Eindruck gemacht hatte, sagte er mit anscheinend grösster Unbefangenheit:

„Ich habe auch eine Mission an Alfred, und da Mann und Frau eins sind, darf ich sie Ihnen vielleicht übertragen, gnädige Frau. Sie, die unbeschränkte Herrscherin der Gegenwart, können ja der Vergangenheit nicht grollen, besonders wenn man sieht, wie tief das Andenken an Alfred's Wert und Vortrefflichkeit den Bruch mit ihm überlebt hat."

Ohne auf den Ausdruck von Befremden, der sich auf Bianka's Zügen malte, zu achten, fuhr er fort:

„Ich traf öfters mit einer Marquise Ferrari zusammen, die Sie natürlich aus den Erzählungen Alfreds kennen. Sie ist nicht mehr jung, doch immer noch schön und liebenswürdig. Sie er-

fuhr zufällig, dass ich ein Bekannter Alfreds sei, und nun floss ihr Herz über in Erinnerungen an die Zeit, wo er zu ihren Füssen lag. Sie klagte sich oft bitter an, dass sie das Band zerrissen habe, denn sie hätte nie Ersatz für seine Liebe gefunden. Sie dürfen sich nicht wundern, gnädige Frau, über diese Offenheit; es ist die Art der Italienerinnen, mit grösster Freiheit über ihre verschiedenen Verhältnisse und Anbeter zu sprechen. Als ich ihr sagte, welch beneidenswerter Mann Alfred sei, da glühte in ihren dunkeln Augen ein eifersüchtiges Feuer auf und sie rief: Ach, diese Frau könnt' ich beneiden. Bei meinem Abschiedsbesuch gab sie mir ein Päckchen und bat mich, es Ihrem Mann zu übergeben; hier ist es, ich darf Sie wohl um die Besorgung bitten, da Alfred heute nicht zu sprechen ist"; dabei zog er ein versiegeltes Päckchen aus der Tasche und reichte es Bianka. Sie nahm es nicht und sagte kalt: „Ich habe kein Recht auf die Geheimnisse meines Mannes."

„Geheimnisse?" versetzte Marcel lächelnd, „wie könnte Alfred Geheimnisse haben vor Ihnen? Seine Leidenschaft für die Marquise war ja auch eine allgemein bekannte Sache; ich wollte ihm nur das liebenswürdige Andenken, das das Päckchen wohl enthält, nicht lange vorenthalten, sonst könnte ich es ihm —"

„Legen Sie es dahin, ich werde es ihm geben," unterbrach ihn Bianka und fing dann rasch ein anderes Gespräch an, auf das Marcel

sogleich einging, bis er endlich, nachdem er eine Einladung erhalten, an den Empfangsabenden des Hauses teilzunehmen, sich empfahl.

Er war kein schlechter Mensch, aber eine von jenen ärmeren Naturen, die es den reich Begabten nicht vergeben können, dass ihnen jedes Glück und jeder Erfolg als natürliches Resultat ihrer höheren Begabung zufällt, und die nicht selbstlos genug sind, um es in sich wahrzumachen, „dass es gegen grosse Vorzüge eines andern kein Rettungsmittel gibt als die Liebe.“ Nun konnte er sich einer kleinen Schadenfreude nicht erwehren, da er hörte, dass dieses stolze Lebensglück an einer heimlichen Wunde kranke, und einen Tropfen Bitterkeit mehr hinein zu mischen, schien ihm kein Unrecht. Doch dieser Tropfen Bitterkeit war grösser als er dachte. Bianka wusste nichts von dem Verhältnis ihres Mannes zu der Marquise. Die Rücksichten, die Alfred im Anfang ihrer Ehe zum ferneren Schweigen über das einmal gemachte Geständnis bestimmt hatten, liessen ihn ganz über das Verhältnis verstummen, das ja, für immer abgebrochen, keinen weiteren Einfluss auf sein Leben mehr hatte und wirklich vor der Liebe zu seiner Frau wie ein ferner Traum verblasst war. Er versparte die Erwähnung jener Beziehung bis zu einer Zeit, wo, wie er hoffte, Bianka zu ruhigerer Aufnahme solcher Mitteilungen fähig sein würde. Aber diese Zeit kam so wenig wie ihre Bereitwillig-

keit, das Kind in ihr Haus aufzunehmen, und als infolgedessen die Spannung zwischen den Gatten immer grösser und die trennende Kluft immer weiter wurde, da war es ganz mit dem vertraulichen Besprechen vergangener Gefühle aus. Das Gespräch mit Marcel erzeugte daher in Biankas Herzen nur eine neue, bittere Empfindung gegen ihren Mann. Sie sah in der dabei zu ihrer Kenntnis gelangten Episode seines Lebens eine ihr absichtlich verborgen gehaltene Tatsache, mithin eine Täuschung, und es zerstörte dies auch die Achtung, die sie wenigstens vor dem Charakter Alfreds bewahrt hatte. Sie hielt ihn nun jeder Täuschung für fähig. Als er zur Zeit des Mittagessens sich einfand, mit dem kühlen Grusse, den die Gatten jetzt nur mit einander austauschten, — zeigte Bianka auf das versiegelte Päckchen und sagte: „Der Baron Marcel bringt dies von einer Dame, die sich ihrer einstigen Beziehungen zu dir rühmt, und ich muss die Beschämung erfahren, es zu empfangen in der Voraussetzung, dass mir nichts unbekannt sei von einer Vergangenheit, die, wie es scheint, noch seltsame Enthüllungen für mich aufbewahrt."

Sie sagte das mit jener Kälte, die mehr als alles Alfreds weiches Gemüt verletzte. Eine flammende Zornesröte flog über seine Züge, aber er fasste sich rasch und versetzte: „Du bist sehr willig, jeder Lüge oder jedem Schein Glauben zu schenken; wer weiss, was das für eine Sache ist!" Hastig riss er das Päckchen

auf, eine Menge Briefe fielen heraus auf den Boden. Alfred erblasste, als er sie sah; es waren seine eignen Briefe, in der Zeit jener Leidenschaft geschrieben. Obenauf lag ein Blättchen, worauf die folgenden Worte standen: „Es war die beste Zeit meines Lebens, die ich hiermit begrabe. Giulia.“

Bianka hatte mit einem Seitenblick die Bewegung, die sich im Gesichte ihres Mannes malte, beobachtet und gab dem Gedanken Raum, dass es sich um ein strafbares Verhältnis handle, das er ihr zu gestehn nicht gewagt habe. Als sie daran dachte, wie sie ihm grossmütig einst jene erste Eröffnung, um des Mutes der Wahrheit willen, den er dabei gezeigt, verziehen hatte, erschien er ihr doppelt schuldig wegen dieser Verheimlichung. Mit einem bittern Lächeln sagte sie, während Alfred sich bückte, die entfallnen Briefe aufzuheben: „Ich will bei dieser Beschäftigung nicht stören,“ und verliess das Zimmer.

In ihrem Herzen vollendete dieser Zwischenfall die Erbitterung gegen den Gemahl, und in Alfred regte er einen Sturm von Empfindungen auf, die sein ohnehin so bedrücktes Gemüt mit neuer Qual erfüllten. Er konnte sich nicht enthalten, einige jener Briefe durchzulesen; die Glut der Leidenschaft, in der sie geschrieben waren, die Erinnerung an den Verrat, der ihr gelohnt hatte, sowie das Schicksal seiner jetzigen Liebe, die an dem Egoismus eines kalten Tugendstolzes scheiterte, versetzten ihn

in eine Aufregung, aus der die bitterste Anklage gegen das weibliche Geschlecht hervorging.

„Was sind diese Wesen?“ sagte er in heissem Unmut zu sich selbst, „kalt, frivol, gleich meiner Mutter, das Glück eines Ehrenmannes, wie mein Vater war, in leichtsinniger Herzlosigkeit mit Füssen tretend, nur mit der Sorge um das Äussere beschäftigt, in der Jugend um die Schönheit, im Alter um die Stellung in der Gesellschaft; oder kokett und sinnlich wie die Marquise, in tollem Übermut mit Herzen und wahrer Liebe spielend; endlich tugendstolz und egoistisch wie Bianka, ohne jene Charitas im Herzen, ohne die auch Geist und unbefleckte Sitte nur wie ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle sind. Wo, wo sind die Frauen, in denen Reinheit der Seele, Fülle der wahren Liebe und jene Anmut der geistigen Entwicklung vereint sind, ohne die freilich auch ein gutes Wesen kaum auf ewig fesselt? Margarethe? Arme Margarethe, ja das Herz hast du — muss das Weib vielleicht inder Beschränkung bleiben, um liebenswert zu sein?“

Solchen Betrachtungen, die ihn mit bitterer, schmerzlicher Ironie erfüllten, zu entfliehen, beschloss er zu seinem Kinde zu fahren, sich am Anblick des aufblühenden Knaben zu erquicken und das Gleichgewicht seines umdüsterten Gemüts etwas wieder herzustellen.

„Könnte ich ihn wenigstens zu jener Harmonie des Wesens erziehen, in der sich die höchste Sittlichkeit und Reinheit wie von selbst

ergibt als die natürliche Blüte einer frei in den ihr notwendigen Bedingungen sich entwickelnden Pflanze! Könnte ich seine Jugend wahren vor der Schuld, die sich wie die Erinnys nachher an unsre Fersen heftet und allen Segen in Fluch verkehrt! Vielleicht ist nur der Mann jenes Ebenmasses fähig, das die vollkommene moralische wie physische Schönheit ist, weil nichts in ihm einen so exklusiven Charakter annimmt, wie in der Frau; weil die Liebe ihn nie so völlig beherrscht, dass nicht daneben alle geistigen Interessen ihr Recht behaupteten, weil das Gefühl der Ehre in ihm das Gebot der Moral und Vernunft, der Bekämpfung wilder Triebe unterstützt, weil — ach aber wir sind allzumal Sünder," unterbrach er sich selbst mit einem tiefen Seufzer, „wer weiss es besser als ich? Doch wenn ich der Menschheit wenigstens ein volkommnes Mitglied erziehen könnte, so wäre das die Sühne für meine Schuld und ich hätte das meinige für sie getan. Und dann hätte ich ein Herz, das in Treue bei mir ausharren würde, an das ich mein müdes Haupt einst zur Ruhe legen könnte."

XIII.

Alfred hatte einen trefflichen Lehrer gefunden, dem er die Ausbildung Philipps übergeben und es so möglich gemacht hatte, den Knaben länger bei der Mutter zu lassen, da er

ihn dort in den einfachen Verhältnissen lieber sah, als in der grossen Stadt, wo er ihn nicht im eignen Haus haben konnte. Auch hatte er ihn auf diese Weise von allen Altersgenossen entfernt gehalten und damit von der Gefahr, durch neugierige Fragen und Bemerkungen auf das Aussergewöhnliche seiner Lage vorzeitig aufmerksam gemacht zu werden.

Der Knabe war noch bei dem Lehrer, als Alfred anlangte, so fand er Martin und seine Frau allein. Beide bemerkten den besonders kummervollen Ausdruck seines Gesichts und fragten ihn teilnehmend, ob ihm neues Leid widerfahren sei, denn sie allein kannten sein ganzes eheliches Missgeschick. Alfred erzählte ihnen, durch welchen Zufall auf's neue die Kluft zwischen ihm und seiner Frau sich erweitert habe.

„Und ich verschwieg es doch nicht, um sie zu täuschen, sondern aus Liebe und Schonung für ihr Gefühl und den Schmerz, unter dem sie damals litt," sagte er. „Aber so geht es, ein Versäumnis, in der besten Absicht geschehen, kann sich doch gegen uns wenden und zum Verhängnis werden. Wehe dem, der lügt, um ein hohes Gut zu erringen! Schweigen aber ist nicht lügen; es kann eine Folge zartester Rücksichten sein und dennoch, wenn einmal heillose Verwirrungen eingetreten sind, wie eine Schuld gegen uns zeugen."

„Ach, ich begreife es nicht," sagte Margarethe, „wie sich ein Frauenherz so verschliessen

kann, besonders da keine eignen Kinder da sind, und das Kind nicht aufnehmen!“ Sie war im innersten Herzen in ihrem Mutterstolze tief gekränkt, dass man ihren Philipp, ihren Abgott, zurückweisen konnte.

„Gute Margarethe,“ versetzte Alfred, „einfach liebende Herzen verstehen solche dunklen Rätsel der Menschenbrust nicht! Jene Frau ist tadellos vor der Welt, ein fleckenloses Marmorbild von vollendeter Schönheit, und doch würde Christus ihr nicht so vergeben haben, wie der anderen, die viel geliebt hatte. Ja ich habe ein eigentümlich tragisches Schicksal, habe eine Mutter, eine Frau, ein Kind und doch keine Familie.“ Tränen rollten ihm über die Wangen bei diesen Worten.

Martin trat zu ihm, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Doch, Sie haben eine Familie: einen Bruder, denn Sie sind nicht zu stolz, dem schlichten Handwerksmann zu erlauben, Sie wie einen Bruder zu lieben; Sie haben eine Schwester und einen herrlichen, hoffnungsvollen Sohn. Es scheint beinah wie eine Bestimmung, dass auch wir keine Kinder haben; nun lieben wir alle nur den Philipp, und er ist unser aller Kind und unser aller Zukunft.“

Gerührt drückte Alfred des braven Mannes Hand. „Ihr seid die wahren Christen,“ sagte er, „Ihr vergeltet Böses mit Gutem. Ach wie einfach wäre das Leben, wenn die Menschen immer dem natürlichen Impuls des Herzens folgen wollten, denn der ist fast immer gut.

Aber die Weltklugen, die Verständigen, die Egoisten, gehorchen nicht dieser ersten Regung, sondern der berechnenden Klugheit, der Leidenschaft, der Selbstsucht, die nachher erwachen und den einfachen Irrtum zur böswilligen Tat verkehren, die verzeihende Liebe in rachsüchtige Erbitterung verwandeln und Schicksale und Herzen zerstören und brechen."

In diese traurigen Betrachtungen fiel wie ein heller Sonnenschein die Ankunft Philipps. Es schien unmöglich, dass einem nicht hell ums Herz würde, wenn man den vierzehnjährigen Knaben ansah, der wie ein junger Frühlingsgott blühte und auf dessen Antlitz Güte, Reinheit und Intelligenz in unverkennbaren Zügen zu lesen waren. Der Vater schloss ihn voll Zärtlichkeit in seine Arme und seine Tränen versiegten beim Anblick so reiner Jugendschöne.

Er fragte den Sohn nach seinen Studien und was ihn am meisten anziehe.

„Der Homer," sagte Philipp voll Feuer, „ich möchte ein Held oder ein Sänger werden, ein Dichter meine ich; ich möchte grosse Taten tun oder sie besingen."

„Ja mein Sohn, das sind freilich die Gipfelpunkte der Menschheit: der Mensch der grossen, heldenhaften Tat und der Genius, der die erhabnen Gestalten in den verklärenden Schleier der Dichtung hüllt, der alles Kleine, Sterbliche an ihnen verdeckt und sie der Unsterblichkeit weiht. Aber das ist auch nur wenigen be-

schieden. Um grosse Taten zu tun, müssen auch Zeit und Verhältnisse das Ihrige beitragen, und einen Genius bildet nur die Natur in ihrer geheimnisvollen Werkstätte, und keine Anstrengung des Menschen vermag sich selbst dazu zu machen. Aber ein guter, edler Mensch zu sein, der nach hohen Zielen strebt und sein Herz rein und frei hält von allem Bösen, das vermag ein jeder."

„Ja helfen möchte ich auch allen; weisst du, was ich können möchte?" fragte Philipp.

„Nun?" fragte Alfred liebevoll lächelnd.

„Alle Menschen glücklich machen; ich begreife es nicht, warum es nicht alle sein können. Wenn ich ein Königssohn wäre, wie Buddha, ich glaube ich wendete lieber meine Macht und meinen Reichtum dazu an, alle glücklich zu machen, anstatt zu arm und unvermögend zu werden, um Gutes zu tun."

„Aber es war gerade der Anblick der menschlichen Leiden, der Buddha zu seinem Entschluss brachte, weil er einsah, dass das Leiden unzertrennlich ist vom menschlichen Leben und dass nicht Macht und Reichtum uns davon befreien, sondern nur die Tugend, die uns höher gilt als alles irdische Gut."

Der Eintritt Margarethens, welche verkündete, dass das Essen bereit sei, machte dem Gespräch ein Ende. Es war schon längst eine ausgemachte Sache, dass Alfred bei seinen Besuchen an den Mahlzeiten der Familie teilnahm, schon um dem Sohn das Gefühl der völligen

Zusammengehörigkeit der drei Hüter seines Lebens zu geben und um für sein eignes verwundetes Herz Ruhe zu finden in Philipps Nähe.

Diesmal liess er sich sogar durch die allseitigen Bitten bewegen, mehrere Tage zu verweilen und sich zu seiner Erholung eingehend mit dem Knaben zu beschäftigen.

„Jemehr mich die herrlichen Anlagen dieses Kindes überraschen," sagte er dann zu Martin und dessen Frau, „jemehr beschäftigt mich der Gedanke an seine Zukunft. Es will mir scheinen, als ob ein Künstler, vielleicht ein Dichter, in ihm sich vorbereite, allein solche Anzeichen können täuschen und keinesfalls kann man das, im gewöhnlichen Sinn, als Beruf ansehen. Glücklich der Mensch, der äusserlich unabhängig ist, wenn ihm die höchste Gabe des Schicksals, der Genius, zuteil wird, damit er, frei von der Not des Lebens und der Aussenwelt, den Rhythmus seines Innern offenbaren könne. Und dieses Glück kann ich — ist er der Begnadigten einer — meinem Sohne bereiten. Aber wenn er kein Genius ist, so muss er einen Beruf haben, in dem er Nützliches, Gutes schaffen kann, sich selbst zur Befriedigung und andern zum Heil. Und da sehe ich noch nicht, wohin seine Neigung geht. Meinen Stand möchte ich ihm nicht wünschen; wer mit der Justiz, mit dem Gerichtswesen zu tun hat, sieht so viel von der Nachtseite des menschlichen Wesens, dass es in eine so reine, lichte Seele, wie die

Philipps, einen zu düstern Schatten werfen würde. Freilich sehe ich meinen Beruf als ein Priestertum an, aber wie selten gelingt es dabei, die Anforderungen einer wahrhaft humanen Weltanschauung zur Geltung zu bringen und das, was vor der Welt Schuld heisst, im Sinn einer höhern Gerechtigkeit als Nicht-Schuld zu erklären. Sie haben noch keine besondere Richtung an ihm bemerkt, liebe Margarethe?“ fragte er, sich zu dieser wendend.

„Ich dachte eine zeitlang,“ sagte Margarethe schüchtern, „er würde — den Beruf Martins wählen, denn er hatte Freude, in der Werkstatt zu arbeiten, und es gelang ihm alles so gut, er zeigte so viel Geschick“ —

„Nein Margarethe,“ unterbrach sie ihr Mann, „den Gedanken habe ich längst aufgegeben; nicht als ob ich glaubte, dass das Handwerk zu gering sei für einen gebildeten Mann,“ setzte er mit Stolz hinzu, „ich glaube im Gegenteil, dass die Arbeit selbst nur gewinnen kann, je gebildeter der Arbeiter ist. Aber andererseits ist es auch nur zu wahr, dass das Handwerk als Beruf der geistigen Bildung Schaden bringt, weil es Gedanken und Kräfte zu sehr in Anspruch nimmt. Wie mancher edle Geist, wie manches schöne Talent geht unter bei der angestrengten Arbeit um das tägliche Brot. Denn nicht wahr,“ setzte er lächelnd hinzu, „Sie glauben auch nicht, dass Geist und Talent nur an die höheren Klassen gebunden sind und sich mit dem Blut vererben?“

„Natürlich nicht," versetzte Alfred, „die glänzenden Beispiele höchster Fähigkeiten, die aus Armut und Dürftigkeit hervorgingen, zeugen laut genug dagegen, es ist herzzerreissend, zu denken, wie viele Geistesheroen mit dem Elend des Lebens haben kämpfen müssen. Camoens z. B., ein grosser Dichter, starb im Hospital; Milton, welcher das verlorene Paradies gedichtet hat, musste es für einige Schillinge verkaufen, um sich vom Hunger zu retten, und wie vielen ist es ähnlich ergangen."

„Philipp ist auch entschieden zu anderem als zum Handwerker bestimmt," hub Martin wieder an, „sein Verstand entwickelt sich so bedeutend, dass man sieht, dass er mehr zu leisten hat, als bloss mechanische Arbeit. Lass uns nicht selbstsüchtig sein, liebe Frau, denn aus deiner Meinung spricht doch das Mütterlein, das den geliebten Sohn bei sich behalten möchte, nicht wahr?"

Margarethe wandte ihr Gesicht ab, die Tränen zu verbergen, die ihr stets bei dem Gedanken einer Trennung von ihrem Sohn kamen.

„Da ist er," rief sie, indem sie durch das Fenster den Knaben erblickte, der vom Lehrer kam, eilte aus dem Zimmer ihm entgegen und schloss ihn, unter heissen Küssen, so fest in ihre Arme, als sollte er ihr jetzt schon genommen werden.

„Ach, er ist doch ihr Höchstes," sagte Martin zu Alfred, „wenn ich den Knaben nicht selbst so liebte, so könnte ich eifersüchtig

werden. Aber er ist ja nun auch ihr einziges Kind," setzte er mit einem Anflug von Trauer hinzu, „und sie hat ein Herz, so voll Liebe! Was jene Stolze unserm Philipp versagt, das gibt ihm die Mutter tausendfältig."

Alfred antwortete nicht; hätte aber die stolze Bianka in diesem Augenblicke in seinem Herzen lesen können, so würde sie mit Bitterkeit wahrgenommen haben, wie ihr strahlendes Bild sich in immer düsterere Schatten hüllte, während die bescheidene Gestalt der einfachen Jugendgeliebten aus den Wolken der Vergangenheit gleich einem stillen Mond hervortrat, der sein mildes Licht in das tief verwundete Gemüt des Mannes, der sie einst geliebt hatte, tröstend und beruhigend ergoss.

Philipp, der sich endlich aus den Umarmungen der Mutter losgemacht hatte, sprang jetzt zum Zimmer herein auf den Vater zu. Nun zog dieser ihn in tiefer Rührung an sein Herz und küsste mit Ehrfurcht eine Träne weg, die noch auf des Knaben blühender Wange hing und die das mütterliche Auge da zurückgelassen hatte.

„Was habt ihr denn nur?" sagte Philipp ganz bekümmert, „die Mutter küsste mich so und weinte dabei und du bist so gerührt, Papa. — Vater Martin, sag' es mir, ich habe ihnen doch keinen Kummer gemacht?"

„Nein mein Philipp," erwiderte Martin, indem er nun auch den Knaben an sich zog und freundlich sein Lockenhaar streichelte; „wir sprachen davon, was du wohl werden würdest,

und die Mutter erschrak bei dem Gedanken, dass du fortgehen könntest; das war alles. Aber sag' du uns nun mal, ob du schon daran gedacht hast, welchen Beruf du ergreifen möchtest. Möchtest du ein Tischler werden wie ich?" fragte er weiter, indem er den Knaben prüfend ansah.

Philipp schlug die Augen nieder und schwieg verlegen.

„Nun?" versetzte Martin, „sag's frei heraus."

„Ich möchte wohl etwas," begann der Knabe und stockte verschämt.

„Ei — heraus damit, mein braver Philipp," rief Martin fröhlich, „es wird ja nichts Böses sein und selbst dann — du weisst, wir raten und helfen dir auf den rechten Weg, wenn deine Gedanken irregehn."

„Nein — es ist nur — ich dachte es könnte dich kränken, Vater Martin — du könntest glauben, ich — verachte dein schönes Handwerk."

„Nein, nein, Herzensjunge, das glaub' ich nicht," rief Martin und schloss den Knaben in seine Arme, „wir sind ja die besten Freunde von der Welt und ich weiss wohl, dass du mich und mein Handwerk liebst, auch wenn du etwas anderes ergreifst."

„Ja sprich frei Philipp," sagte Alfred, „lass uns hören, ob du schon einen Gedanken hast, wie du dich als Mensch für andere nützlich machen willst."

„Nun ich will's euch sagen," begann Philipp,

indem er wieder mit seinem heitern Lächeln zu den beiden Männern aufsah, „ich möchte auf einem grossen, prächtigen Schiff den Ozean durchfahren, die wundervollen Urwälder und die majestätischen Ströme von Südamerika sehen, von denen ich gerade jetzt so viel gelesen habe und — vielleicht noch neue Länder entdecken.“

„Das lass deine Mutter nicht hören,“ versetzte Martin, „sie würde ausser sich geraten bei dem Gedanken, dich auf dem Meer zu wissen.“

„Mir wäre es auch nicht die erwünschteste Wahl,“ sagte Alfred, „indes wenn es ihm Ernst wäre, würde ich ihm Freiheit lassen ihr zu folgen. Natürlich finde ich den Wunsch. Denn die Jugend wird angezogen von den Wundern der Ferne, ja von der Hoffnung neue Welten zu entdecken, in der sich vielleicht nur das Streben nach den Entdeckungen des Geistes ausspricht und die die Anzeige schöpferischer Begabung und einer reichen, erregbaren Phantasie sein dürfte.“ —

Eine volle Woche war vergangen, ehe Alfred sich in die Stadt zurückbegab, so sehr hatte ihn seines Sohnes Liebreiz gefesselt, so wohltätig hatte die Freundschaft des braven Martin und die zarte, liebevolle Fürsorge Margarethens auf ihn gewirkt.

Vor seiner Abfahrt stand er in der Dämmerstunde mit ihr am Fenster; sie sahen beide in den Abendhimmel, an dem die scheidende

Sonne einen lichten Schein zurückgelassen hatte, während die Sterne bereits zu funkeln begannen, und sie schwiegen lange.

„Nun muss ich in meinen Kerker zurück," sagte endlich Alfred und seufzte tief. „Wenn Sie wüssten, Margarethe, wie schwer es mir wird von hier zu scheiden; hier, wo ich schuldig war, finde ich die reine Güte, in der allein Menschen leben und atmen können — und dort, wo ich alles gab" — Er stockte, von innerer Bewegung überwältigt. Margarethe sah ihn an, in ihren Augen glänzten Tränen.

„O Margarethe," sagte er, und ergriff ihre Hand, „wenn Ihr sanftes Herz fähig wäre, Rachegedanken zu hegen, so müssten Sie zufrieden sein; Sie sind mehr als gerächt."

„Mein einziger Wunsch war, dass Sie glücklich würden," sagte sie leise, „aber Sie werden noch glücklich sein, durch Ihren Philipp."

„Durch unseren Philipp," sagte er voll Innigkeit und zog ihre Hand an sein Herz, „und dies Glück danke ich Ihnen, gute, teure Margarethe, danke es Ihnen mit den heiligsten Schlägen meines Herzens, mit allem, was Gutes in mir ist."

XIV.

Als Alfred nach seiner Rückkehr das Zimmer seiner Frau betrat, fand er seine Mutter bei ihr. Claudine hatte es verstanden, sich ihrer

Schwiegertochter Neigung zu erhalten, indem sie ihrem Stolze schmeichelte und sie in ihren Vorurteilen bestärkte. Im Gegensatz zu Albertine, die einen mildernden Einfluss auf das Wesen ihrer Tochter ausgeübt hatte, trug der Schwiegermutter Einfluss dazu bei, die schroffen Seiten auszubilden. An diesem Abend war es jedoch Alfred nicht unlieb, seine Mutter da zu finden. Die Gegenwart einer dritten Person milderte das beklemmende Gefühl, das ihn jetzt stets seiner Frau gegenüber befiel, besonders bei diesem ersten Wiedersehn nach der Begebenheit mit den Briefen, die völlig ohne Erörterung zwischen ihnen geblieben war. Seine Mutter empfing ihn mit einem leichten, doch lächelnd ausgesprochnen Vorwurf, dass er so lange ausgeblieben sei und dass sie ihn überhaupt jetzt selten sehe.

„Das geht Ihnen nicht allein so, Mama," sagte Bianka, „Ihr Sohn scheint sehr viele Geschäfte ausser dem Hause zu haben. Seine langen Abwesenheiten sind kaum erklärlich, werden m i r wenigstens nicht erklärt, und ich habe Zeit mich an die Einsamkeit zu gewöhnen."

Eine dunkle Zornesröte flog über Alfreds Gesicht bei diesen mit schneidender Kälte gesprochenen Worten, aber er fasste sich gewaltsam und erwiderte: „Hätte ich voraussetzen dürfen, dass du endlich ein freundliches Interesse an dem nehmen würdest, was, wie du weisst, meinem Herzen so nahe liegt, so würde ich dir gesagt haben, wohin ich jetzt öfter und öfter

gehe, um eine Pflicht zu erfüllen — und um mein Herz zu erquicken.“

„Sie hören, Mama, welche erfreulichen Geständnisse mir Ihr Sohn macht,“ versetzte Bianka, indem ein ironisches Lächeln um ihre Lippen spielte. „Sie begreifen auch, dass ich nicht neugierig bin zu erfahren, welcher Art diese Erquickungen für sein Herz sind, genug wenn der Zufall es mir verrät.“

„Bianka,“ sagte Alfred kalt, „erniedrige dich und mich nicht mit unwürdigem Verdacht; du weisst und verstehst sehr gut wohin ich gehe. Ja, ich gehe, mein Kind zu sehn“ —

„Und — seine Mutter,“ warf sie bitter ein.

Alfred wollte ein hastiges Wort erwidern, aber er bezwang sich abermals und sagte ruhig: „Ja — auch seine Mutter, ein sanftes Weib voll Güte und Demut, und seinen Stiefvater, der ein grosses, edles Beispiel gibt, wie man gegen die Unschuldigen handeln sollte, obwohl er nur ein schlichter Handwerksmann ist.“

„Ah, soll ich vielleicht noch bei Handwerksleuten in die Schule gehn?“ versetzte Bianka, „aber genug von diesem Gegenstand, der mein Leben nur schon zu sehr verbittert hat. Damit du nicht mehr nötig hast, immer von neuem dein gegebenes Wort zu brechen, so erkläre ich dir hier in Gegenwart deiner Mutter, die übrigens auf meiner Seite ist, dass ich es müde bin, immer dasselbe wiederholen zu müssen. Höre denn mein letztes Wort: nie werde ich das Kind eines niedrigen Weibes, die Frucht

einer unedlen Verbindung bei mir empfangen; nie meine Einwilligung geben, dass es anerkannt werde, dass es den Namen trage, den ich trage. Mach keinen Versuch mehr, meinen Entschluss zu ändern, sonst könnte die Kluft, die sich um dieses unseligen Wesens willen schon zwischen uns aufgetan, noch weiter werden —“

„Ja noch weiter, bis zu völliger Trennung,“ rief Alfred ausser sich und seiner Leidenschaft nicht länger Herr, „ja scheiden werd' ich mich von einem herzlosen Wesen, um ein liebevolles Kind in mein Haus zu führen“. —

Er hielt inne, denn vor ihm stand Bianka, bleich und kalt wie eine Marmorstatue. Sie mass ihn mit einem stolzen Blick, dann sagte sie mit eisiger Ruhe: „Scheiden werde ich mich nicht; mein Leben ist untadelhaft, ich habe den Namen, den ich trage, nicht befleckt; ich verdiene den Makel, den die Welt an die Stellung einer geschiedenen Frau hängt, nicht, und nie werde ich mich dazu hergeben, ihn auf mich fallen zu sehn.“

Mit diesen Worten schritt sie aus dem Saal. Alfred sank auf das Sofa und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Nach einigen Augenblicken peinvollen Schweigens setzte sich Claudine zu ihm und legte ihre Hand auf seine Schulter. „Mein Sohn,“ sagte sie mit mehr Gefühl im Ton, als ihr gewöhnlich war, denn die Szene hatte auch selbst sie erschüttert, „beruhige dich und gib der Vernunft Gehör.“

„O Mutter, verschone mich,“ stöhnte Alfred.

„Nein Alfred, du bist ein Mann, du musst mich hören und das allein Verständige tun. Die Sachen stehen schlimmer als ich dachte. Dass eure Liebe im Erlöschen war, sah ich längst; aber ich glaubte, dass das Feuer der Leidenschaft einer verständigen Ruhe Platz gemacht habe. Ich dachte wirklich, du hättest dir die Torheit mit dem Knaben endlich aus dem Kopf geschlagen. Ich habe es dir ja immer gesagt: es war unklug, mit Bianka jemals davon zu sprechen; es konnte ja für das Kind alles in der Stille geschehen. Aber nun es geschehen war, nun deine Frau grossmütig dein Geständnis hingenommen hatte, durftest du ihr nicht mehr damit kommen. Ich wusste nicht, dass es so oft zwischen euch zur Sprache gekommen ist, sonst hätte ich dich früher gewarnt. Bedenke doch, nun Bianka selbst keine Kinder hat, soll sie plötzlich den fremden grossen Knaben in das Haus nehmen und als Sohn anerkennen? Nein Alfred, das ist zu viel verlangt; eine so hochgestellte, so gefeierte, so unvergleichlich herrliche Frau, wie die deine, kann das nicht. Verlange nicht das Unmögliche. Und nun gar das Wort, das du eben aussprachst — o Alfred, beeile dich es gut zu machen! Versöhne sie! Zu ihren Füssen bitte es ihr ab und versprich ihr des unglücklichen Kindes nicht mehr zu erwähnen — denk' auch etwas an die Meinung der Welt, an den Skandal“ — —

„Um Gotteswillen, Mutter, halt ein,“ rief

Alfred, indem er aufsprang und verzweifelnd im Zimmer auf und ab rannte. „Dem Ertrinkenden, der sein Lebensschiff im stürmischen Ozean untergehen sieht, sprichst du von der Welt und ihrer falschen Moral? Ich war schwach — unverzeihlich schwach — als ich, von Liebe betört, mich verheiratete, ohne meinem Kinde zuvor seine Rechte zugesichert zu haben. Ich glaubte, sie werde ihrer Mutter gleichen — oh die hätte anders gehandelt! Doch ahnte ich es einst, dass dieser Stolz nicht auf dem weichen Boden eines wahrhaft weiblichen Gemütes gewachsen sein könnte. — Tor der ich war! — Die Natur straft sie für ihre Härte durch Kinderlosigkeit und mich für meine Schwäche durch diesen furchtbaren Konflikt. — Ich, der ich das erste Beispiel hätte geben müssen in der Sache, die ich öffentlich verteidigt habe — ich erlag, wie alle andern, der Macht der Leidenschaft und bin nun doppelt strafbar. Verflucht sei die elende Schwäche der Männer, die vor der Macht der Schönheit die heiligsten Pflichten vergessen und sich selber untreu werden.“

Er sank wieder auf das Sofa und vergrub sein Gesicht in die Kissen. Claudine war bestürzt. So hatte sie ihren Sohn nie gesehen; nie hatte er vor ihr seinen tiefsten Empfindungen so freien Lauf gelassen. Sie ermass daran, wie tief seine Errregung war, wie weit das Übel um sich gegriffen haben musste. In ihrer ganz weltlichen Anschauungsweise hatte

sie sich bei der Wahrnehmung der zunehmenden Kälte zwischen den Ehegatten mit dem Gedanken beruhigt, es werde so sein, wie es meist in der Gesellschaft ist, dass nach der Gewitterschwüle der Leidenschaft eine anständige Kühle eintritt, die die bequemste Art des Daseins, mit Wahrung des äusseren Anstands und voller Freiheit sich im geheimen zu entschädigen, ist. Die leidenschaftliche Aufregung, in der sie ihren Sohn sah, war ihr völlig unverständlich. Das was sie von jeher von ihm getrennt hatte, war seine moralische Schwerfälligkeit, wie sie es nannte; das heisst: seine Unfähigkeit, einen Kompromiss mit seinem Gewissen zu machen. Jetzt hoffte sie aber von derselben die Versöhnung mit seiner Frau, denn sie glaubte, er werde vor allen Dingen seine Pflicht gegen diese zu erfüllen suchen. Sie sagte daher nach einigem Zögern: „Alfred, ich überlasse dich jetzt dir selbst; über Nacht kommt guter Rat, wenigstens kühlt sich die Aufregung ab, und man wird der Vernunft und dem, was die Welt von uns fordert, zugänglich. Deine nächste Pflicht ist die gegen deine Frau, du wirst das einsehn und ihr genügen. Willst du, dass ich mit ihr spreche, brauchst du meine Vermittlung, so lass es mich morgen wissen, du weisst mich dazu bereit.“

Ihr Sohn erwiderte nichts; er ordnete nur an, dass man sie im Wagen nach Haus bringe, und zog sich auf sein Zimmer zurück, um sich zu sammeln und zu bedenken, was zu tun sei.

XV.

Nach schlaflos verbrachter Nacht erhob er sich mit festem Entschluss zur unwiderruflichen Tat. Er hatte seinen Plan entworfen und wollte nun keinen Tag mehr zögern, den Schritt zu tun, den sein Gewissen von ihm forderte. Er musste sich freilich mit bitterer Reue sagen, dass er den rechten Augenblick versäumt habe, und dass, wie es stets in solchen Fällen zu gehen pflegt, eine Reihe unseliger Folgen eingetreten war, die auch durch die endliche rechte Tat nicht wieder aufgehoben werden konnte. Aber seine Pflicht gegen Philipp wollte er um jeden Preis erfüllen. Biankas starrer Sinn hatte nun auch die Rücksicht auf sie, die ihn bis jetzt noch zurückgehalten hatte, überwunden. Doch konnte er nicht anders, als selbst auch jetzt noch schonend gegen sie handeln, und er hatte beschlossen, den Akt der Anerkennung so still als möglich vor der Behörde zu vollziehen, sein Testament, in dem er dem Sohn sein Vermögen sicherte, gerichtlich zu deponieren, diesen aber vorerst öffentlich noch, wie bisher, den Namen Martins beibehalten zu lassen, um Bianka nicht alsbald der Möglichkeit einer Bemerkung über den Knaben, der ihren Namen trüge, auszusetzen. Dann hatte er ferner beschlossen, Martin zu bewegen, seine Werkstatt nach Paris zu verlegen, um die treuen Menschen und den Knaben nahe zu

haben und dessen Studien selbst überwachen zu können.

Nachdem er die nötigen Schritte zur Anerkennung Philipps getan hatte, begab er sich zu Bianka, um ihr das Geschehene als unwiderrufliche Tatsache kurz mitzuteilen. Sie sagte nichts, aber es traf ihn ein Blick, in dem deutlich zu lesen war, dass von nun an keine Brücke über die Kluft, die sie trennte, zurückführe.

Alfred fühlte sich auch zu tief für sich und in seinem Sohn beleidigt, um noch den Versuch einer Wiederannäherung zu machen. Es können schwere, furchtbare Katastrophen in dem Leben von zwei verbundnen Menschen vorkommen und ihrem Bund mit dem Ruin drohen, und dieser kann dennoch gerettet, ja vielleicht noch fester zusammengefügt werden als vorher, wenn die im Grunde zurückgebliebene wahre Liebe, über das trennende Element siegt. Wenn aber auch nur auf einer Seite der Egoismus in einer seiner Formen die Oberhand gewonnen hat, dann versiegt die Quelle jener Liebe, und ein versteinernder Blick, wie vom Haupte der Gorgone, trifft das andere Herz, dass es auf ewig in eisiger Kälte erstarrt.

Als Alfred nach jener Mitteilung das Gemach Biankas verliess, traf er auf seine Mutter, die kam, um mit ihm zu reden. „Ich schrieb heute Morgen an Bianka, um besänftigende Fürsprache bei ihr einzulegen," sagte sie, „erhielt aber die Antwort, dass ihr Entschluss unwiderruflich der sei: keine Anerkennung des

Knaben, kein Scheidungsprozess. Nun mein Sohn, höre auf deiner Mutter Wort. Du kannst, du darfst ihr nicht um dieses Entschlusses willen zürnen; sie steht zu hoch, zu untadelhaft da, um anders zu handeln. Ich beschwöre dich, lass endlich die Grille mit dem Knaben fahren; versorg ihn in der Stille und bemühe dich, deine Frau zu versöhnen. Sie wird vergeben, wenn sie sieht, dass du ihr das Opfer bringst und dass sie wieder allein in deinem Leben herrscht. Fass einen Entschluss, mein Sohn."

„Das ist geschehn, Mutter," sagte Alfred kurz und fest, „auch mein Entschluss ist unwiderruflich, deshalb bitte ich: keine Diskussion mehr darüber. Die Schritte zu Philipps Anerkennung sind bereits geschehen. Wenn ich Liebe und Glück nicht retten konnte, so will ich wenigstens meine Selbstachtung retten."

Claudine brach in Tränen aus, was ihr selten begegnete. Aber es galten diese Tränen nicht sowohl dem zerstörten Lebensglück des Sohnes, als der Stellung, die sie an der Seite der glänzenden, gefeierten Schwiegertochter einnahm. Deren Gunst sich um jeden Preis zu erhalten, wurde sogleich ihr fester Entschluss. Sie eilte zu ihr und schloss sie unter Tränen in ihre Arme. „Meine geliebte Tochter," sagte sie, „lass mich nicht unter Alfreds unglaublicher Verblendung leiden. Ich verurteile ihn absolut und ertrüge es nicht, wenn mich sein Betragen von dir, mein vergöttertes, herrliches Kind, trennte."

„Das wird es nicht, Mama," erwiderte Bianka, „Ihr Sohn hat mich nie geliebt, sonst hätte er mich nicht gemeinen Beziehungen geopfert. Ich bin selbst schuld, indem ich dem Traum meiner Jugend untreu wurde: in einem reinen, unbefleckten Jünglingsherzen die erste Flamme der Liebe zu wecken und ungeteilt darin zu herrschen. Die Vorliebe meiner Mutter für Ihren Sohn bestimmte mein Herz zu sehr, und als er mir, im entscheidenden Augenblick, die Existenz jenes Sprösslings offenbarte, da war es schon zu spät; da hatte ich schon entschieden. Ich kannte das Leben noch zu wenig, ich glaubte, er könne gar nicht schwanken zwischen einer jugendlichen Verirrung und mir. Es war Schicksal — ich sollte mein Ideal nicht finden, oder vielmehr ich glaubte zu leicht, es gefunden zu haben. Ich werde es tragen mit dem stolzen Bewusstsein, frei geblieben zu sein von jeder Berührung mit dem Gemeinen. Wenn Sie auf meiner Seite bleiben, Mama, so freut es mich, auch der Welt gegenüber. Obgleich ich mich zu hoch stelle, um von der Verläumdung erreicht zu werden, so wird Ihre Parteinahme doch auch alle überzeugen, auf wessen Seite die Schuld ist."

„O Bianka, du göttliches Weib, rechne auf mich," rief Claudine mit Ekstase; „wohl ist es schwer, gegen den eignen Sohn zeugen zu müssen, allein ich bin zu gerecht, um seine Torheit nicht einzusehen und dein unzweifelhaftes Recht nicht zu verteidigen. Lass uns

fest vereint dastehen; vielleicht bringt die Zeit doch noch einen Ausweg.“

Bianka schüttelte das schöne Haupt und sagte kalt: „Zu ihm zurück — nie.“

Am Abend schüttete Claudine ihr Herz gegen den alten Freund aus. Der Baron war sehr aufgeregt von der Nachricht und drückte sein Bedauern aus, obwohl er eine gewisse Schadenfreude fühlte, dass der vorgezogene Sohn so gänzlich in Misskredit gekommen sei. Aber er liess es sich nicht merken und lenkte endlich, wie zufällig, das Gespräch auf Marcel; erzählte, welche Beweise des Wohlwollens dieser vom Minister erhielte, wie seine Aussichten auf eine glänzende Karriere immer sicherer würden, „ja, der Schelm fängt an ein Liebling der Salons und der Damenwelt zu sein,“ fügte er lächelnd hinzu und rieb sich vergnügt die Hände, indem er einen kleinen, triumphierenden Seitenblick auf Claudine warf.

„Sie werden noch ganz stolz auf Marcel werden,“ sagte diese, ohne aufzublicken.

O, sie sagt schon nicht mehr Ihren Marcel, dachte der Baron, seine Aktien steigen.

„Ja wer weiss — hätte Bianka den geheiratet“ — versetzte Claudine, halb für sich.

„Er wäre ihr Sklave gewesen für immer,“ fiel der Baron hastig ein, „er hätte das von mir geerbt, Claudine.“

Claudine stützte den Arm auf den Tisch, legte den Kopf in die Hand und sah nach-

denklich vor sich hin. Der Baron beobachtete sie und sagte endlich: „Meine schöne Freundin sinnt über einen Plan; ich kenne diese nachdenkliche Attitüde; jedesmal wenn Sie eine Ihrer genialen Kombinationen in Gedanken vorbereiten, nehmen Sie sie an. Ein Maler müsste Sie so malen — das Bild des Sinnens — zum Entzücken schön!“

„Ja wirklich, August, ich sinne den sonderbaren Verwicklungen des Schicksals nach; glaubte ich nicht, Alfreds Glück gründen zu helfen, indem ich die Freundschaft mit Albertine pflegte? Aber soll der Mensch deshalb untätig bleiben, wenn eine glückliche Kombination an Torheit und Eigensinn scheitert? Die Jesuiten sagen: il faut forcer le ciel! Nun ja, sie haben recht! Man muss auch von der Torheit der Menschen Nutzen zu ziehen verstehen. — Alfred und seine Frau werden sich nie wieder vereinigen — wenn man sie nun ganz zu trennen suchte — Bianka endlich zur Scheidung bewegte — vielleicht dass unser Marcel dann“ —

„Claudine, Sie entzücken mich,“ rief der Baron, zog die Hand der Dame an seine Lippen und bedeckte sie mit Küssen, „der Tag, an dem Sie unseren Marcel in Ihre Arme schliessen, vergütet alle meine Leiden“ —

„Ach August, seien Sie nicht unsinnig,“ versetzte Claudine, „was für die Welt und ihn bisher ein Geheimnis war, wird auch ewig ein Geheimnis bleiben; aber — ich könnte — ich könnte ihm eine mütterliche Freundin sein,

ihn nach und nach in die Intimität Biankas einführen.“

„O, schon das ist Balsam für mein Herz, meine schöne, meine himmlische Claudine,“ rief der Baron und küsste von neuem die weisse, feine Hand, „Sie werden sehen, der Junge wird Ihnen noch Ehre und Freude machen, und wenn Madame Bianka nur etwas Urteil und Geschmack hat“ —

„Nun, es wird nicht leicht sein, Alfreds Stelle einzunehmen,“ versetzte Claudine, deren mütterlicher Stolz doch wieder erwachte, sobald andere geringschätzig von dem Sohn, auf den sie so eitel gewesen war, sprachen. „Alfred ist ein ganz aussergewöhnlich schöner, hochbegabter Mann; wäre nicht diese unselige Grille von Pflichtgefühl wegen des Kindes gewesen, es hätte ja keiner gegen ihn aufkommen können.“

In dem Augenblick trat der Diener ein und meldete den Baron Marcel. „In den Salon,“ befahl die Herrin des Hauses und der Diener entfernte sich.

„Claudine, könnte er nicht hier aufgenommen werden, im kleinen Heiligtum?“ fragte der Baron schüchtern.

Claudine sah den alten Geliebten mit einem koketten Lächeln an und versetzte: „Ich bin heute zum Nachgeben geneigt, August; rufen Sie ihn herein.“

„Du bist ein Engel heute,“ rief der Baron ausser sich vor Freude, „Gott, wir drei hier im Boudoir vereint!“ Er fuhr sich mit der Hand

über die nassen Augen, dann eilte er an die Tür des Salons und rief: „Marcel, unsere Freundin gewährt dir heute die hohe Gunst, ihr kleines Heiligtum zu betreten.“

Marcel trat ein, in Kleidung und Haltung vollkommen elegant und mit dem Ausdruck eines Selbstgefühls, das sich sicher fühlt auf seiner Bahn.

Claudine hielt ihm mit graziösem Lächeln die Hand entgegen und sagte: „Willkommen mein lieber Baron, in diesem Heiligtum der bewährten Freundschaft. Ich nehme Ihres Onkels Wort an, dass ich Ihnen in diesem Sinn den Zutritt gestatten kann.“

„Sie machen mich stolz und glücklich, gnädige Frau,“ versetzte Marcel, indem er ihre Hand an seine Lippen führte, „mein Onkel weiss, wie hoch ich Sie verehre.“

„Sie haben eine mütterliche Freundin in mir, lieber Baron,“ sagte Claudine huldvoll.

„Warum dann aber Baron? Warum nicht wie einst: Marcel?“ fragte der junge Mann vorwurfsvoll und sah ihr zärtlich in die Augen.

„Nun wohl, lieber Marcel,“ versetzte Claudine mit anmutiger Freundlichkeit, „betrachten Sie sich von nun an als einen Eingeweihten dieses Boudoirs, als einen Sohn des Hauses.“

Der Baron wandte sich ab, um zwei Tränen, die ihm über die Wangen rollten, unbemerkt wegzuwischen. Er wusste freilich am besten, dass in der Szene, die sich soeben vor ihm abspielte, kein reines, wirkliches Gefühl war,

sondern Berechnung von beiden Seiten, das Resultat äusserer Umstände und äusseren Erfolgs, aber dennoch übertraf es alles, was er je zu hoffen gewagt hatte, und er dachte, dass aus dieser Annäherung vielleicht mit der Zeit ein wirklicher Herzensbund werden könnte.

XVI.

Das völlige Zerwürfnis Alfreds und seiner Frau war nicht länger ein Geheimnis für die Welt. In der Gesellschaft hat man hundert Augen, um bei den vom Schicksal Bevorzugten die Stelle zu entdecken, wo sie sterblich sind. Wenn die Griechen in der Zeit ihrer Blüte die Grösse des Einzelnen nicht dulden mochten, weil sie alle gross zu sein strebten und nicht einem den übermässigen Vorzug lassen wollten, so hat dagegen die moderne Gesellschaft ihre Freude daran, „das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen", damit ihre Mittelmässigkeit ihr nicht so beschämend werde. Nichts erhebt das Selbstgefühl gewöhnlicher Menschen so, als diejenigen Schiffbruch leiden zu sehen, die bis dahin auf spiegelglattem Meer hinzusegeln schienen. Man kam diesmal auch dem Grund der Sache auf die Spur, denn Alfreds Schritte zugunsten seines Sohnes waren doch nicht verschwiegen geblieben, und auch Marcel hatte das seinige getan, ohne sich einer sichtbaren Indiskretion

schuldig zu machen, die Sache so erraten zu lassen, dass alle Schuld dabei auf Alfred fiel und Bianka als das edelste Opfer fleckenlos dastand. Als man ihn zuerst im Klub der jungen eleganten Männerwelt, in der er sich bald eine hervorragende Stellung erobert hatte, mit Fragen bestürmte, was denn eigentlich in jenem Ehebund vorgehe, hatte er sich sehr zurückhaltend gezeigt, doch mit einer Miene, die deutlich sagte: er wisse alles. „Sie müssen eingeweiht sein, Baron," sagte ihm einer der aristokratischen Müssiggänger, dessen Hauptbeschäftigung darin bestand, die geheimen Skandalgeschichten der vornehmen Welt, in ein durchsichtiges Gewand gehüllt, mit pikanten Anmerkungen versehen, zu verbreiten, so dass ihn seine Bekannten vom Klub nur den Kolporteur nannten und sich allabendlich um ihn versammelten, um mit Genuss den Tagesbericht zu hören. „Man weiss doch," fuhr er fort, „dass Ihr Onkel einer der wenigen Begünstigten ist, die Zutritt haben zu dem Boudoir von Madame Claudine, und da mag diese Dame sich doch zuweilen über die mystères de la vie conjugale de son fils adoré aussprechen. Kommen Sie, lieber Baron, soyez bon enfant, plaudern Sie ein wenig."

„Mein Gott, was wollen Sie wissen?" versetzte Marcel, „dass auch das anscheinend glücklichste Leben seine geheimen Wunden haben kann, an denen es krankt? Ich werde nie zum Verräter an einem Freunde werden,

aber ich bemitleide den vortrefflichen Alfred, dass er aus unzeitiger Reue über Verirrungen der Jugend sein jetziges Glück opfert."

„So, also das ist es," begann der Frager von neuem, „also ist es doch wahr, was man sagt, dass er seine Frau zwingen will, das Kind eines Bauernmädchens als Sohn des Hauses zu empfangen?"

„Nun, Sie wissen ja alles, mein Bester, was wollen Sie mich denn noch zu Indiskretionen verleiten?" sagte Marcel lächelnd und seinen Schnurrbart drehend.

„Ja, man weiss aber nicht, wie weit Gerüchte wahr sind," versetzte der andere, „aber sagen Sie, lieber Baron, unter uns gesagt, das ist doch monströs von dem guten Alfred, der armen Bianka plötzlich einen grossen Schlingel von Jungen aufdrängen zu wollen! Ich sah Alfred neulich mit einem jungen Menschen, man kann schon nicht mehr sagen Knaben, es ist ein hochaufgewachsener, schlanker Bursch, schön — sehr schön sogar — man sieht ihm die gemeine Abkunft nicht an. Alfred stand mit ihm an dem Schaufenster eines Photographienladens, wo die Braun'schen Photographien der sixtinischen Kapelle hingen, und schien dem Jungen da vorzudemonstrieren. Er sah mich nicht und so hatte ich Musse, mir den Sprössling zu betrachten. Aber wirklich, ich begreife nicht, dass ein vernünftiger Mensch einer Frau wie Bianka eine solche Zumutung machen kann. Ich vermute — aber dies ganz unter uns, mein Lieber — dass

auch noch anderes dahintersteckt; man sagt," fügte er im Flüsterton hinzu, „er hat den Knaben mit der Mutter nach Paris kommen lassen — nun Sie verstehen — alte Liebe rostet nicht — Bianka hat keine Kinder — den einen hat er bereits von dort, es könnten noch andere nachfolgen — Bianka wird sich für diese Art, das Haus zu bevölkern, bedankt haben — hm! mein Lieber, was sagen Sie dazu? Dieser Alfred, dieser Moralprediger!"

Marcel zuckte die Achseln und erwiderte: „Ja, Alfred gehört zu den vortrefflichen Menschen, die immer nach der Tat ausgezeichnet gut wissen, dass eigentlich das Gegenteil moralisch gewesen wäre und, um die erste Sünde gut zu machen, in eine zweite, viel absurdere und unmoralischere fallen. Eine Frau wie Bianka in so vulgäre Beziehungen mischen zu wollen, das ist allerdings arg und empört das Gefühl eines Ehrenmannes."

„Nun, ich denke, Bianka wird sich endlich zu trösten wissen und vielleicht ergibt sich diese unnahbare Festung doch noch" —

„Bitte, mein Bester, keine beleidigenden Vermutungen nach dieser Seite," fiel ihm Marcel in's Wort, „vielleicht dass einer, der ihr längst in tiefster Verehrung nahe gestanden, es erreichen dürfte, das schöne, herrliche Weib zu entschädigen" — er drehte wieder seinen Schnurrbart und vollendete die Phrase nicht.

„Ich verstehe, ich verstehe, wünsche von Herzen Glück," versetzte der andere, „wirklich,

ich bin nicht neidisch und Ihnen gönne ich diesen ausserordentlichen Erfolg mehr als jedem anderen."

„St!" machte Marcel und legte den Finger auf den Mund, „an so delikate Dinge rührt man auch nicht mit einem Hauch."

„Oh Baron, ich bin ein Grab, und meine Freundschaft für Sie macht mir unverbrüchliches Schweigen zur doppelten Pflicht."

Am Abend desselben Tages vertraute im Klub einer dem andern das ganz verbürgte Geheimnis an, dass Alfred, der so untadelhaft geglaubte, seine frühere Geliebte mit ihrem Sohn habe in die Stadt kommen lassen, um das alte Verhältnis wieder fortzusetzen, und dass die stolze Bianka, mit Recht sich so Unwürdigem entziehend, anfange, dem jungen liebenswürdigen Diplomaten ihre Gunst zuzuwenden. Die grosse Neuigkeit wurde mit Enthusiasmus aufgenommen, kommentiert und fast einstimmig wurde über Alfred das Verdammungsurteil ausgesprochen, während man die schöne ausgezeichnete Frau in die Wolken erhob.

XVII.

Martin und seine Frau hatten den Wünschen Alfreds nachgegeben und waren mit Philipp in die Stadt gezogen, alle drei mit sehr verschiedenen Empfindungen. Magarethe schied ungern von der Stätte, an die sie alle Erinnerungen

der Jugend banden. Sie empfand ein geheimes Grauen vor der grossen Stadt, in der sie sich, wie sie meinte, ganz verloren fühlen würde, und hatte Furcht vor den Konflikten, die aus der Anwesenheit von Alfreds Frau und dem verschmähten Knaben an ein und demselben Ort entstehen konnten. Sie geriet ausser sich, wenn sie dachte, ihrem Liebling könne eine Demütigung irgend einer Art zuteilwerden: „Lieber wollte ich ihn von mir lassen, dass er in eine andere Stadt in eine Schule käme, als ihn an demselben Ort mit dieser stolzen Frau, die ihn zurückstösst, wissen," sagte sie zu Martin.

„Sei ruhig," erwiderte dieser, „Alfred wird es anzustellen wissen, dass nichts für Philipp Beleidigendes geschieht. Aber wir werden uns wohl ausserdem darauf gefasst machen müssen, den Jungen von uns gehen zu sehen, wenn seine höhere Ausbildung es fordert."

Philipp hingegen war glücklich über den veränderten Aufenthalt. Schon lange war es ihm im kleinen Ort zu eng geworden, seitdem seine Phantasie sich durch Lesen und Lernen mit wunderbaren Bildern einer weiteren schöneren Existenz gefüllt hatte. Sein liebevolles Gemüt hatte ihn abgehalten, etwas von der Sehnsucht, die ihn fortzog, zu äussern, weil er fürchtete seine Mutter zu betrüben und weil diese ihm eingeschärft hatte, nie zu kühne Wünsche vor dem Vater laut werden zu lassen. Nun ihm aber plötzlich die Erfüllung seines geheimen Verlangens

entgegentrat, war er selig und in seinem Herzen jubelte alles dem neuen Leben, das ihn wie ein strahlendes Fest anblickte, entgegen. Nicht weniger zufrieden war Martin mit der Übersiedelung. Nicht nur, dass die grössere Stadt ihm mehr Arbeit versprach, sondern er freute sich auch auf das Zusammenleben mit mehr gebildeten Leuten seines Standes. Die Arbeiter der Hauptstadt, mit politischen und sozialistischen Ideen beschäftigt, sich öfter zusammenfindend, um gebildeten Wortführern zuzuhören, waren ihm eine hochwillkommene Gesellschaft. Es währte nicht lange, so war er eines der eifrigsten und tätigsten Mitglieder der Arbeiterklubs und auch sein Haus wurde bald ein Mittelpunkt für die intelligentesten der Kameraden, unter denen freilich auch manche waren, die zu Extremen neigten und dahin strebten, die revolutionären Leidenschaften zu entflammen. Einen begeisterten Zuhörer fanden diese Redner in Philipp. Der aufwachsende Jüngling, den Martin mit Ideen über die notwendig zu erfolgende Ausgleichung der furchtbaren Unterschiede des sozialen Lebens, über Freiheit und Brüderlichkeit, genährt hatte, — folgte mit glühendem Interesse den Verhandlungen, die da abends geführt wurden, und überraschte die Versammelten oft durch einen Ausruf der Begeisterung oder des Mitgefühls, wenn von den Hoffnungen oder den Entbehrungen des Volkes die Rede war. Alle liebten den schönen Menschen, der wie ein junger Halbgott zwischen

den bärtigen Männern mit den schwieligen Händen erschien. Sie hielten ihn für Martins Sohn, und wenn sich einer mal wunderte, warum der Knabe eine so hohe Bildung erhalte, so sagte Martin: „Warum soll der Handwerksmann nicht auch gebildet sein? Und wenn der Junge zu anderm bestimmt ist, so muss doch alles in ihm dafür vorbereitet sein.“

Alfred unterrichtete den Sohn jetzt ganz selbst und verbrachte den grössten Teil seiner Abende in der kleinen Häuslichkeit, in der Philipp lebte. Er hatte diese bequem und wohnlich für die Freunde eingerichtet und Philipp hatte sein eigenes, mit Büchern, Karten, schönen Kupferstichen und dergleichen ausgestattetes Zimmer, welchen Vorzug er mit Wonne empfand und wofür er dem Vater mit feurigen Umarmungen dankte. „Jetzt versteh' ich erst,“ sagte er, „was mir Vater Martin früher sagte und wovon seine Freunde hier oft sprechen, dass der Besitz ein grosses Glück und nichts zu besitzen ein Unglück ist. Hier in meinem Zimmer fühle ich, dass ich Herr bin; diese Bücher kann ich lesen, wann und wie ich will; schon sie da zu wissen, macht mich froh; die schönen Bilder, die lehrreichen Karten anzusehen, beglückt und belehrt mich. Es ist mir, als ob ich nun erst denken lernte; auf dem Lande flatterten meine Gedanken wie die Schmetterlinge, die von Blume zu Blume flogen; hier in meinem kleinen Reich bleiben sie wohnen, ich finde sie wieder bei jedem Gegen-

stand, der sie mir eingegeben hat; und es scheint mir, als würden sie schöner und edler in dieser schönen Umgebung. Ja ich begreife nun das Glück des Besitzes und bemitleide noch tausendmal mehr die, die nichts besitzen. Ja Papa, es muss doch Rat geschafft werden; es muss doch dahin kommen, dass alle so glücklich werden, wie ich!"

„Mein guter Sohn," versetzte Alfred, „es ist dies das schwere Rätsel, an dessen Lösung viele der besten und klügsten Menschen arbeiten; aber nicht der Besitz an und für sich macht glücklich. Wenn wir alles Gut, was auf Erden ist, gleich verteilen wollten unter die Menschen, so würde es nicht nur in der Hand des Fleissigen sich hundertfach vermehren, während es beim Faulen unverändert bleiben, oder wohl gar verloren gehen würde, sondern die grössere Hälfte der Menschheit würde auch nicht glücklich dadurch werden, denn sie würde das Glück nur im materiellen Wohlleben suchen, während es doch nur in der Bildung, in der Fähigkeit, das durch den Besitz erlangte Schöne zu geniessen, und in der mitleidsvollen Güte besteht, die auch andern das Gute gönnt und mitteilt."

„Ja ich verstehe dich," versetzte Philipp, „nur wer edel zu gebrauchen weiss, verdient zu besitzen." Immer war es die edelste Auffassung, die in der jungen Seele Eingang fand, und der Vater vergass in den Stunden, die er mit ihm zubrachte, sein zerstörtes eheliches

Glück und erquickte sich an dem schöpferischen Reichtum dieser seltenen Natur.

Wenn nun, wie es sich jetzt oft ereignete, an den Abenden, wo Vater und Sohn zusammen waren, Martin zu seinen Arbeitervereinigungen ging, so kam Margarethe und bat um die Erlaubnis, im Zimmer sitzen zu dürfen, um der Vorlesung, dem Unterricht oder den inhaltvollen Gesprächen zuzuhören , mit denen der Vater des Sohnes Geist erzog. Natürlich wurde sie stets mit Freude gebeten zu bleiben. Philipp schob ihr den besten Sitz hin, den sein Zimmer aufzuweisen hatte, und war glücklich, auch die geliebte Mutter zur Zeugin seiner Fortschritte zu machen. Sie aber setzte sich ein wenig abseits mit ihrer Arbeit, sodass ihr Blick, ohne von den andern bemerkt zu werden, in einem Aufschauen die beiden teuersten Menschen, die die Erde für sie hatte, umfassen konnte. Sie genoss dann eine wehmütige Seligkeit, in der ihr eigenes Selbst gar nicht mehr in betracht kam und sie es nur als eine unverdiente Gnade empfand, von einem solchen Manne geliebt und zur Mutter eines solchen Sohnes gemacht worden zu sein. Zugleich aber folgte sie mit gespannter Aufmerksamkeit dem, was die beiden verhandelten, denn es ergriff sie eine brennende Sehnsucht, nicht ganz zurückzubleiben hinter ihrem Kind und sich mehr zu unterrichten, als es ihr bisher mit Martins Hilfe möglich gewesen war. Sie sah voraus, dass ihr Sohn aus der Schicht des bügerlichen Lebens, in der sie

sich befand, heraustreten und sich in eine höhere erheben würde. Seine geistige Entwicklung, die sich so ungewöhnlich glänzend ankündigte, schien ihr noch eine weitere Kluft zwischen ihnen graben zu müssen, und sie schauderte bei dem Gedanken, dass eine Zeit kommen könnte, wo die Liebe seiner einfachen Mutter nicht mehr genügen würde, diese Kluft auszufüllen. „Wenn je der Tag käme, wo er sich meiner schämte," dachte sie einmal und fühlte, wie ihr Herz bei dem Gedanken erstarrte. Da traf sie ein Blick Philipps, der eben freudig zu ihr hinschaute und voll Entzücken rief: „Mutter, wie glücklich bin ich, so zu lernen, zwischen dir und dem Papa!" Und vor dem kindlich reinen Ausdruck in dem Gesicht des herrlichen Knaben erstarb der Zweifel wieder und sie sagte sich selbst: „Nein, sein Herz wird meine Zuflucht sein; er kann eine Liebe nicht verachten, die hundertmal bereit wäre, für ihn in den Tod zu gehn."

Alfred hatte sich inzwischen erhoben, um heimzugehen, und war mit Philipp zu ihr getreten. Auch sie erhob sich und sagte mit wehmütigem Lächeln: „Mein Philipp, wirst du nicht eines Tages traurig sein, dass deine Mutter so wenig weiss?"

„Mutter, was für ein Wort sprichst du?" rief Philipp, schloss sie mit Ungestüm in seine Arme und bedeckte ihren Mund mit Küssen; „das ist meine Antwort," sagte er, „komm Papa, nimm sie auch in deine Arme und sag'

es ihr, wie wir sie lieben," und ehe Margarethe es hindern konnte, hatte er sie in Alfreds Arme gezogen und hielt nun beide so fest umschlungen, dass sie sich nicht befreien konnte. „Oh Papa, küsse sie auch, damit sie mir glaubt, dass ich ihr eben so viel verdanke wie dir; sie lehrte mich gut sein;" rief er und presste die beiden geliebten Menschen so fest aneinander, dass kein Ausweg blieb.

„Margarethe," sagte Alfred innig und drückte einen sanften Kuss auf ihre Stirn, „Philipp hat recht, er dankt Ihnen mehr als mir; Güte ist mehr als Wissen."

Margarethe löste sich sanft aus der Umschlingung, und unfähig ein Wort zu sagen, drückte sie nur leise die Hand, die Alfred ihr zum Abschied reichte.

XVIII.

Wie ein Träumender ging Alfred von dort weg und schritt dem Flusse zu, an dessen linkem Ufer die Wohnung Martins lag, während sein glänzendes Haus sich in einem der neuen, vornehmen Stadtteile am rechten Ufer befand. Es war eine wundervolle helle Mondnacht. Auf einer der Brücken angelangt, blieb er stehen, lehnte sich an das Geländer und schaute hinaus auf den silbern glitzernden Fluss, über den sich die vielen Brücken wölben, der auf seinen Ufern stolze Königsschlösser und historisch merk-

würdige Gebäude trägt und dessen Lauf sich jetzt in einem geheimnisvoll wallenden Nebel verlor. Lange schaute er hinaus auf das schöne Nachtbild und seltsame Gedanken zogen durch seinen Sinn. Noch fühlte er den Schlag der zwei liebenden Herzen, die soeben an dem seinen geruht hatten, und es ergriff ihn ein unsagbarer Schmerz, als er der törichten Verwicklungen gedachte, durch die er sich dies einfache, reine Glück hatte rauben lassen, das er nun gleichsam verstohlen wie ein Schuldiger aufsuchen musste. „Wie blind, wie verloren gehn wir unsern Weg," sagte er zu sich selbst, „hineingedrängt zwischen die Verkettungen des Schicksals und die Verkettungen in unsrer eignen Brust; die Folgen der leidenschaftlichen Wallungen, der ungestümen Triebe der Jugend, der Beschaffenheit unseres Temperaments! Wie spielen wir mit dem eignen Geschick, ohne es zu wissen, immer im vollen Glauben, diesmal den rechten Zug zu tun und das Unterpfand des ewigen Gewinnes zu besitzen! Das Kostbare, das wir schon einmal ergriffen hatten, entfällt uns wieder; wir strecken die Hand aus nach dem, was uns noch begehrenswerter erscheint, und plötzlich hat es sich in Luft verflüchtigt, und unsere Hand ist leer; es schien uns ein Glück bestimmt, allein wir finden es nicht und es lebt nur wie ein ferne leuchtendes Traumbild, wie ein leise tönendes Lied in unserer Brust. Sind wir deshalb anzuklagen? Nein, wir sind nur zu beklagen, dass unsere

Grenzen uns so eng gesteckt sind, dass wir das wahre Glück nicht kennen oder dass es schon nicht mehr unser ist, wenn wir es erkennen. Und doch sind wir selbst unser Schicksal; vergebens messen wir unbekannten höheren Mächten die Schuld bei. Deshalb müssen wir es mit stummer Resignation tragen. Wäre es das Werk eines fremden Willens, dann dürften wir uns auflehnen, das Unerträgliche von uns werfen, den tyrannischen Mächten mit stolzem Trotz entgegen treten, aber — wir taten es selbst; darum heisst es: stille gehalten und männlich geduldet."

Sonst, wenn er in sein Haus zurückkam, war es ihm, als träte er in ein Gefängnis, in dem sich ihm, die Brust zusammenschnüre und in dem alles reine, unbefangene Empfinden unmöglich wäre. An diesem Abend fühlte er sich jedoch milder gestimmt als gewöhnlich. Der sanfte Einfluss der Liebe, die ihn in jenem kleinen Heim umgab, die klare Mondnacht mit ihrem Zauber und die Gedanken, die ihn eben bewegten, hatten ihn wehmütig, friedvoll gemacht, und als er sich seinem Hause näherte, durchfuhr ihn plötzlich der Gedanke, dass Bianka noch einmal anders denken könnte, dass sie seinen gerechten Wunsch doch noch erfüllen, dass vielleicht doch noch alles gut werden möchte. Eine wundersame Hoffnung wallte in ihm auf und beflügelte seinen Schritt. Beim Eintritt in das Haus fragte er den Diener, ob seine Mutter oben sei, hörte, dass sie dagewesen,

aber schon seit einer Stunde weggefahren wäre. Er eilte in sein Zimmer und legte Hut und Mantel ab, um zu seiner Frau zu gehen, was er nie mehr tat, wenn er von Philipp kam. Er wollte sanft und versöhnlich zu ihr reden, ihr von des Knaben Schönheit und Güte erzählen, noch einmal alle edelsten Argumente anwenden, um ihr Herz zu rühren, und es schien ihm plötzlich wahrscheinlich, was er schon seit lange sich gewöhnt hatte für unmöglich zu halten. Es gibt solche Momente im Leben, wo wir das Gute ganz allmächtig in uns fühlen, wo es uns klar wird, wie einfach alles wäre, wollte man in Güte verfahren, wollte man die Liebe walten lassen, vor der sich alle Verworrenheit auflöst und Streit und Hass, wie die Harpyen, auf dunkeln Fittigen entschweben. Dann scheint es uns, als sei die Liebe der Urschoss alles Seins, als bedürfe es nur der Einkehr in diese göttliche Heimat der Seele, um jeden Misston in Wohllaut aufzulösen, als müsse das, was so mächtig in uns ist, in anderen das gleiche Resultat hervorbringen, als sei das Gute auch das Normale und als müssten die Menschen willig in den normalen Zustand zurückkehren.

Zwischen dem Zimmer Alfreds und dem Salon seiner Frau befand sich eine lange Glasgalerie, die mit Pflanzen gefüllt war und einen Wintergarten bildete. Die Zugänge von beiden Seiten waren mit schweren seidenen Vorhängen verhangen und der Fussboden der

Galerie war mit Teppichen belegt, sodass man ungehört aus dem einen Zimmer in das andere gelangen konnte. In der ersten Zeit ihrer Ehe war diese Galerie ein Lieblingsaufenthalt der Gatten gewesen. Jetzt blieb sie verödet und dunkel, denn sie erinnerte zu sehr an die Wonnestunden, die für immer entflohen waren. Alfred hob den Vorhang auf, der sein Zimmer gegen die Galerie abschloss, um sich einmal wieder auf dem alten Weg der Liebe zu seiner Frau zu begeben. Sein Herz war so weich gestimmt, so liebesehnsüchtig, dass er instinktiv diesen Weg einschlug, als müsse er Liebe und Erhörung auf demselben finden. In die Galerie eingetreten, vernahm er Gesang. Es war Biankas Stimme, die ihn einst so entzückt und die er lange nicht mehr gehört hatte. Er blieb stehen und lauschte. Sie sang mit der vollendeten Meisterschaft, die er an ihr kannte; ihre Stimme schien ihm noch herrlicher als früher, ihr Vortrag noch vollendeter und es dünkte ihn, als zittre ein Hauch der Leidenschaft in dem Gesang, der ihn erschütterte und sein Herz klopfen machte. Die Bianka von einst, seine Frau in ihrer strahlenden Schönheit stand plötzlich vor seinem innern Blick, und er fühlte ein grenzenloses Verlangen in sich aufsteigen; mit leisen Schritten nahte er sich dem Eingang des Salons, der Vorhang war ein wenig auseinander geschoben und durch diese Spalte konnte er das Innere überschauen. Wie angewurzelt blieb er stehen vor dem was er sah. Am Klavier sass Marcel,

ihm ganz mit dem Gesicht zugewendet, und begleitete Bianka, welche sang. Als der Gesang beendet war, sah Marcel sie nur mit einem Blick voll leidenschaftlicher Bewunderung an, als fehle ihm die Sprache für sein Gefühl. Bianka reichte ihm die Hand und sagte: „Ich danke, lieber Baron, Sie begleiten vortrefflich.“ Marcel führte die Hand an seine Lippen und sprach: „Ich weiss nicht, wodurch ich das Glück verdiene, Sie begleiten zu dürfen, und dass ich es allein geniessen darf, aber ich weiss, dass niemand auf Erden es tiefer empfindet, als ich.“ Und wieder sagten seine Blicke mehr als die Worte.

Alfred wusste nicht wie ihm geschah, es ging etwas Unerklärliches in ihm vor, eine Art von Eifersucht erfasste ihn, und ehe er wusste was er tat, ohne abzuwarten was Bianka erwidern würde, hatte er den Vorhang auseinander gerissen und stand im Salon.

Sprachlos vor Erstaunen und Überraschung sahen die beiden am Klavier die unerwartete Erscheinung einen Augenblick lang an, dann stiegen in ihnen die unangenehmsten Empfindungen, wenngleich sehr verschiedner Art, auf. Marcel fühlte einen wütenden Zorn gegen den unerwünschten Eindringling. Er hatte seinen Plan, Biankas Herz zu erobern, systematisch verfolgt. Baron August hatte ihm, unter vier Augen, von der Idee Claudinens erzählt und, dadurch in seiner Hoffnung ermutigt, hatte er sich so in Claudinens Gunst zu setzen gewusst,

dass diese jetzt ebenso eifrig bemüht war, das Schicksal zu seinem Vorteil auszubeuten, wie früher zu dem Alfreds. Sie wusste geschickt Bianka für ihn zu stimmen, brachte ihn öfter dahin mit, wenn sie abends die Schwiegertochter besuchte, und entfernte sich dann stets früher unter dem einen oder andern Vorwand, Marcel zurücklassend, der durch seine angenehme Bildung und die ehrfurchtsvolle Huldigung, die er ihr darbrachte, Bianka eine willkommene Gesellschaft wurde. Die Musik band sie noch mehr zusammen, denn das überwältigende Entzücken, das ihr Gesang in dem jungen Manne hervorzurufen schien, schmeichelte ihrem Künstlerbewusstsein, wie überhaupt die zarte Aufmerksamkeit einer unverkennbaren, doch stets in Schranken gehaltenen Leidenschaft ihr wohl tat, sodass er ihr nach und nach unentbehrlich wurde und sie ihm allein den traulichen Umgang gewährte, während sie alle übrigen jungen Leute nur an ihren Empfangsabenden sah. So manche kleine Gunstbezeugung hatte er sich schon errungen, wie z. B. beim Kommen und Gehen, auch zuweilen in Augenblicken der Ekstase, die schöne Hand zu küssen, und seine Hoffnung malte ihm grösseres als erreichbar vor. Gerade an diesem Abend war ihr Zusammensein so freundlich geworden, dass er hoffte, einen mächtigen Schritt vorwärts zu tun, und seine Blicke eine kühnere Sprache reden liess als je zuvor. Nichts schrecklicheres konnte ihm daher begegnen als die plötzliche Erscheinung dessen,

den er zu beseitigen und zu ersetzen hoffte. Er wusste sich im ersten Augenblick nicht zu fassen und fühlte nur, wie ihm alles Blut zu Kopf stieg und der Zorn sein Urteil verwirrte.

Bei Bianka war der Eindruck ein durchaus anderer. Sie war so sicher in ihrem Selbstbewusstsein, sie fühlte sich so unangreifbar in ihrem Betragen, dass sie keinen Zeugen ihrer Handlungen fürchtete. Was sie aber empörte und ihren stolzen Sinn zornig aufwallen machte, das war der Verdacht, der sich ihrer sogleich bemächtigte, dass Alfred sie belauscht habe, vielleicht um sie schuldig und so ein Motiv zur Scheidung zu finden; er, von dem sie jetzt noch mehrere, ihr verschwiegene Vergehungen argwöhnte, den sie eben jetzt, der Untreue schuldig, im erneuten Verhältnis mit der Mutter seines Sohnes wähnte. Dieses plötzliche Erscheinen auf dem gegenwärtig nie betretenen Weg, der erregte Ausdruck seines Gesichts, bestärkten sie in ihrem Verdacht und erfüllten sie mit einem Gefühl unsäglicher Verachtung. Der letzte, leise Faden, der sie noch an die Vergangenheit band, zerriss in ihrem Herzen, und der Trotz stieg fester auf als je, nie in die Scheidung, die er gewaltsam herbeiführen zu wollen schien, zu willigen.

Alle diese Empfindungen waren das Werk eines Augenblicks, während dessen ein peinliches Schweigen zwischen den drei Personen, die sich gegenüberstanden, herrschte. Auf Alfred hatte sein rasches Eintreten, die Tat

eines Moments völliger Vernunftlosigkeit und blinder Willensübermacht, ernüchternd gewirkt und er blieb, mit heftiger Verlegenheit, ja Beschämung kämpfend, stehen; dann brachte er mühsam die Worte hervor: „Ich glaubte, meine Mutter sei hier — Verzeihung, wenn ich gestört habe.“

„Sie war hier, ist aber seit einer Stunde fort,“ versetzte Bianka kalt und warf einen Blick voll so eisiger Ruhe auf ihren Mann, dass alles in ihm erstarrte, was eben noch zu einer leisen Hoffnung aufgeblüht war. „Ich bitte fortzufahren mit dem Gesang,“ sagte er, nur um etwas zu sagen.

„Nein, ich werde nicht mehr singen,“ versetzte Bianka, nahm die Noten vom Pult und legte sie weg. Marcel hatte sich erhoben und stand Alfred gegenüber. Der bittere Unmut über die grausame Störung schäumte in ihm so empor, dass er ihm die Besinnung raubte und ihn über dem Wunsch, den Gegner tödlich zu treffen, jede Rücksicht vergessen liess.

„Ich sah gestern Ihr Bild auf eigentümliche Weise,“ sagte er mit unverhohlenem Hohn, „bei einem Tischler Martin, wo ich mir Möbel bestellte. Da war ein Bursch, der einen hübschen Rahmen schnitzte; ich fragte, wieviel der Rahmen koste. Der Gesell antwortete: „Oh, ich verkaufe ihn nicht, den mache ich für mich, für dieses Bild“ — und dabei zeigte er mir Ihr Bild. Sonderbar, wie kam Ihr Bild in die Hände des Handwerkerbuben?“

Alfred überkam ein massloser Zorn, der nun auch jede Rücksicht bei Seite warf: „Weil ich es ihm geschenkt habe," sagte er mit flammendem Angesicht, „ihm, meinem Sohn, auf den ich stolz bin."

Bianka fuhr zusammen, und trotz ihrer Selbstbeherrschung wankte sie und hielt sich am Flügel, um nicht zu fallen. „Oh Gott," rief Marcel und sprang herzu, um sie zu halten. Aber schon hatte sie sich aufgerichtet und sagte fest: „Es ist nichts, ich danke Ihnen noch einmal, Baron, für den schönen, gemütvollen Abend; kommen Sie bald wieder, um zu musizieren."

Sie reichte ihm die Hand. Diesmal drückte er einen heissen Kuss darauf und bat sie mit einem flehenden Blick um Verzeihung. Sie lächelte ihm huldreich zu und verliess das Zimmer, ohne ihren Gemahl auch nur eines Blickes zu würdigen. Die beiden Männer blieben allein. Marcel griff nach seinem Hut um zu gehen. Alfred trat ihm in den Weg und sagte: „War das eine absichtliche oder eine unabsichtliche Unzartheit?"

„Wie Sie es nehmen wollen," erwiderte Marcel mit flammendem Gesicht.

„Und wenn ich Ihnen nun untersagte, von der eben erhaltenen Einladung Gebrauch zu machen?" fragte Alfred mit kaum verhaltenem Zorn.

„So würde ich Ihr Verbot nicht beachten," fuhr Marcel heraus, „mir scheint, in diesem

Salon hat nur Eine zu erlauben und zu verbieten; wenigstens habe ich Sie nie hier als Herrn getroffen, es müsste denn Ihre Gewohnheit sein, nur hinter Vorhängen dem, was hier vorgeht, beizuwohnen.“

Kaum waren die giftigen Worte heraus, so bereute er sie schon, denn Alfred wurde totenbleich, trat ihm einen Schritt näher und sah ihn mit einem so düsteren Blick an, dass der andere unwillkürlich erbebte. Beide schwiegen eine Sekunde lang, dann sagte Alfred: „Sie wollten mich provozieren, und es wäre Ihnen beinah gelungen, den Zorn in mir zu erregen, der das tut, was man selbst verurteilt, denn ich verurteile das Duell aufs strengste und glaube weder, dass es ein Gottesurteil ist noch dass man seine Ehre herstellt, wenn man seinem Gegner Leiden verursacht oder ihn gar ermordet. Jetzt aber hielten Sie mich einer Niederträchtigkeit für fähig, während ich hierher kam, das Herz voll von guten, versöhnlichen Gedanken — das richtet zwischen uns vor einem höhern Tribunal als dem weltlicher Ehrbegriffe. Sie haben recht; ich habe in diesem Salon nichts mehr zu befehlen. Sie sind frei, darin ein und aus zu gehen, wenn man es Ihnen gestattet. Ich habe fortan nur eine Pflicht: mich für meinen Sohn zu erhalten; für einen hoffnungsvollen Knaben, der nicht darunter leiden soll, dass sein Vater ihm ausserhalb des Kreises gesetzlicher Ordnungen das Leben gab und dass eine stolze Frau ihm die Aufnahme in das Vaterhaus ver-

weigerte. Je tiefer ich meine Verpflichtung gegen dieses edle Kind fühle, je mehr werde ich von nun an unempfänglich sein für die falsche Moral dieser Welt und unzugänglich für jede Provokation.“

Mit diesen Worten schritt er dem Ausgang zu, durch den er gekommen war, um in sein Zimmer zurückzukehren. Da fühlte er sich am Arm festgehalten; er wandte sich um und sah Marcel, welcher nun seinerseits bleich vor ihm stand und ihm die Hand bot. „Ich tat Ihnen unrecht,“ sagte dieser mit vor Bewegung zitternder Stimme, „verzeihen Sie — ich bin kein schlechter Mensch — ich fühle, dass Sie — vielleicht das grössere tun als“ — er stockte und die Stimme versagte ihm.

Alfred ergriff die dargebotene Hand und sagte: „Glauben Sie wenigstens, dass ein Mann ehrlich ist, der sein Lebensglück opfert, um eine Pflicht zu erfüllen.“ Dann ging er aus dem Zimmer.

Marcel verliess in grosser Aufregung das Haus. Jemehr er über das Vorgefallene nachdachte, destomehr sah er Biankas Betragen in der Frage, an der, wie es schien, das Lebensglück der beiden gescheitert war, in einem neuen Licht. „War es im Grunde eine so arge Forderung von seiten Alfreds,“ fragte er sich, „da sie selbst keine Kinder haben? Hätte nicht ein echt weibliches Herz das Kind des Mannes, den sie liebte, aufnehmen müssen? Vielleicht ist Alfreds Gewissenhaftigkeit übertrieben —

indes — jedenfalls ist es ehrenwert, wenn er sein Unrecht an dem Kinde gut machen will. — Sie ist ein berauschend schönes, geistvolles Weib — aber vielleicht fehlt es ihr an Gefühl, und in der Ehe — ah, da möchte das ein arger Mangel sein.“

Er fand den Onkel, den neuesten Roman des ersten Modeschriftstellers lesend, behaglich in seinem warmen, erleuchteten Kabinett im Lehnstuhl hingestreckt. „Ei Marcel, schon so früh heim?“ rief er dem Eintretenden entgegen, „warst du nicht bei Bianka und war Madame Claudine nicht dort?“

„Ja Onkel, doch sie ging schon früh weg.“ —

„Ah, und liess dich allein mit der schönen Frau, daran erkenne ich ihre Taktik,“ sagte der Baron lachend.

„Ja, aber diesmal hätte sie beinah ein schlimmes Resultat gehabt — ein Duell als Alfred“ —

„Um Gotteswillen, Marcel,“ rief der Baron erschrocken, „du wirst doch nicht? — es wäre entsetzlich — Marcel — das kann — das darf nicht sein“ —

„Nun Onkel, es wäre nicht schlimmer als jedes andere Duell auch“ —

„Doch — hundertmal schlimmer — entsetzlich — ach Marcel, ich beschwöre dich“ — rief der Baron ganz ausser sich, indem er aufsprang, „Gott, Gott, was würde Claudine sagen“ —

„Aber Onkel, beruhigen Sie sich; diesmal

geht es noch nicht an unser teures Leben, weder an meines noch an Alfreds. Hören Sie den Verlauf der Sache," und nun erzählte er das Vorgefallene, indem er nur seine letzte provozierende Phrase etwas milderte. Der Baron war in den Sessel zurückgesunken und horchte gespannt der Erzählung. Marcel verschwieg auch nicht die Betrachtungen, die sich ihm auf dem Heimweg aufgedrängt hatten, und sagte schliesslich: „Onkel, ich bin stutzig geworden! Biankas Stolz mag in der Ehe dem Mann schwere Stunden bereiten."

„Mein lieber Freund," begann der Baron tief aufatmend, „Gottlob, dass dieser Schreck umsonst war! Was du jetzt aber sagst, ist aus meiner Seele gesprochen. Ich habe Claudinens Bewunderung für Bianka nie geteilt. Ich liebe die kalten Frauen nicht; man leidet zu viel durch sie; ich versichere es dir, Marcel, und wohl dir, wenn du selbst zu der Erkenntnis kommst. Aber siehst du, Marcelchen, ich hatte ein anderes Plänchen für dich und mochte nur nichts davon sagen, weil ich dich so in Feuer und Flamme sah für die Frau deines — Alfred, meine ich, und weil Madame Claudine so dafür eingenommen war. Aber nun ich dich so gestimmt finde, so will ich dir doch davon sprechen. Du kennst meinen alten Freund, den General. Nun, er hat vor einiger Zeit seine Tochter verloren, und seine Enkelin hat jetzt niemand mehr als den Grossvater, der sie eben hat kommen lassen, um sie — das ist sein Wunsch

— gut zu verheiraten. Das wird nicht schwer sein, eine kolossal reiche Erbin, siebzehn Jahre alt, von alter Familie“ —

„Hübsch?“ warf Marcel gleichgültig hin.

„Hübsch? Ich sage dir, mein Junge, ein wahres Engelchen,“ rief der Baron schmunzelnd, „frisch wie eine Mairose und so heiter, so liebenswürdig — es hat mich gerührt zu sehen, wie sie den alten Grossvater zärtlich behandelte. Was aber das beste ist: der General hat mir anvertraut, dass er seine Augen auf dich geworfen hat, mein Junge; dass es ihn glücklich machen würde, unsere alte Freundschaft durch diesen Bund zu besiegeln. Ich gestehe, ich habe mit Schmerz ausweichende Antworten gegeben, da ich deine Passion für Bianka fürchtete. Der General vermutete wohl irgend so einen Grund und sagte lachend: Ach alter Freund, man kennt die sogenannten unüberwindlichen Passionen der jungen Leute, besonders wenn der Gegenstand eine verheiratete Frau ist. Vor einem vernünftigen, in jeder Beziehung glänzenden Heiratsprojekt verschwinden diese Zeitvertreibe bald. Lass nur deinen Neffen meine Enkelin erst sehen; ich bin überzeugt, die kleine Schelmin hat ihn erobert, noch ehe er das Haus wieder verlässt. — Ja, sagte ich, aber Marcel muss ihr doch auch gefallen? Oh, erwiderte er, wenn wir beide einig sind, das ist die Hauptsache; meine Kleine hat noch keinen jungen Mann als Bewerber gekannt, und wenn ich ihr sage, das ist dein dir bestimmter Gatte,

so wird sie ohne Widerrede einwilligen. Nun Marcel, was sagst du dazu?“

Marcel lächelte und versetzte: „Noch gestern hätte ich entschieden nein geantwortet; heute bin ich etwas weniger abgeneigt. Ich weiss nicht, aber die Worte Alfreds haben mir einen besonderen Eindruck gemacht; sie waren würdig — vielleicht hat er mehr recht als ich bisher dachte; es ist Seelengrösse darin, dem Vorurteil der Welt zu trotzen und ein illegitimes Kind anzuerkennen“ — der Baron bückte sich, um einige Zeitungen aufzuheben, die auf die Erde gefallen waren, und erhob sich wieder, sehr rot im Gesicht — Marcel fuhr fort: „und der junge Mensch ist sehr schön, sieht intelligent und gut aus, ich habe ihn gesehen — wirklich, Bianka hätte ihn aufnehmen sollen“ —

„Ja, ja, es lässt sich da manches sagen,“ versetzte der Baron verlegen, „besonders das Herz einer Frau — da hast du ganz recht, Marcel — ja das mütterliche — ich denke auch — das ist die Hauptsache — ja, aber — nun,“ fuhr er fort und stand auf, um dem Gedankengang eine andere Wendung zu geben, „nun, sag' mal, soll ich dich der liebenswürdigen Enkelin des Generals vorstellen?“

„Warum nicht, Onkel? Das verpflichtet ja noch zu nichts, einfach als Ihren Neffen, durchaus nicht als prädestinierten Bräutigam.“

„Versteht sich, versteht sich, aber sieh die kleine Emilie nur erst — eine Fee, siebzehn Jahre, frei wie ein Vogel in der Luft, braucht

nicht erst geschieden zu werden und — Marcelchen, hunderttausend Franken jährlich und nach des Generals Tode das doppelte, prachtvolle Güter — kurz, ein kleiner Goldfisch.“

„Nun ja, gehn wir mal hin,“ versetzte Marcel; „das sind glänzende Gründe, freilich, ich gestehe es, mein Herz ist stark eingenommen, ja entflammt, aber — sehen kann ja nicht schaden. Wann gehen wir, Onke?“

„Morgen, Marcelchen, morgen, wenn du willst,“ rief der Baron und rieb sich vergnügt die Hände, „der General hat mich zum Essen eingeladen und wird entzückt sein, wenn du mitkommst. Und weisst du,“ fuhr er fort, indem er seine Hand auf Marcels Schulter legte und etwas kicherte, „wir wollen Madame Claudine gar nichts davon sagen. Gefällt dir die Kleine nicht, so ist es ohnehin unnütz, dass sie es erfährt. Wird aber was draus, nun — es macht mir Spass, etwas ganz allein durchzuführen und sie — mit einem schönen Resultat zu überraschen.“

Im Grunde aber freute er sich immer, wenn er Gelegenheit hatte, einmal etwas ausserhalb des Joches seiner ehemaligen Geliebten zu tun und sich als selbständigen Mann zu zeigen. Besonders seit Claudine den Erfolg mit Marcels Erziehung hatte anerkennen müssen, war ihm der Mut gewachsen, auch ferneres zu versuchen.

XX.

Alfred verbrachte die Nacht schlaflos, denn nicht nur dass das Vorgefallene auf's neue alle schmerzlich bitteren Empfindungen über sein verfehltes Lebensglück wachgerufen hatte, sondern es stieg ihm auch der Gedanke an eine Trennung von seinem Sohne als eine Notwendigkeit auf. Die Begegnung mit Marcel hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, welche Konflikte für den Knaben entstehen könnten, und wie der leiseste Zufall diesem in verletzender Weise die Augen über seine Stellung im Leben, und warum ihm das Vaterhaus verschlossen sei, öffnen könnte. Alfreds Herz zog sich zusammen bei dem Gedanken, die glückliche, sorglose Harmonie der schönen Jugendseele zu trüben, und er konnte es noch nicht über sich gewinnen, vor dem reinen, stets unmittelbar nach dem edelsten Impuls urteilenden Gemüt des Sohnes gleichsam wie vor einem Richter dazustehen, vielleicht in den klaren Augen die Frage lesen zu müssen, „warum schufst du mich zu solch einer Zwitterstellung?“ Nein, er konnte das noch nicht ertragen. Diese einzige ideale Liebe, die ihm ganz gehörte, dies sein Vaterglück, durfte er noch nicht antasten lassen vom Zweifel, der sich im jungen Gemüte regen und eine vielleicht nicht zu verhütende, feindliche Wendung nehmen konnte. „Nein, nur das noch nicht, nur das noch nicht,“ sagte er zu

sich selbst, „es wäre zu viel, auch ihn zu verlieren; lieber ihn entbehren, aber nur sein Herz mir erhalten.“ Wie viel es ihn auch kostete, dem täglichen Umgang mit dem Sohn zu entsagen, der Entschluss war gereift, als der Morgen tagte. Er wollte ihn nach England in ein Colleg bringen, wo die vornehmsten jungen Leute ihre Ausbildung erhalten. Da sollte er auch diese Seite des Lebens kennen lernen und zugleich sehen, ob sich seine Neigung wirklich dem Seemannsleben unabänderlich zuwende. Er beschloss mit der Ausführung dieses Plans nicht zu zögern, und gleichsam um sich selbst zu binden und sich nicht durch seine Liebe zu dem Sohn zum Aufschub verleiten zu lassen, setzte er sich bei Tagesanbruch hin und schrieb nach England, um die vorbereitenden Schritte zu tun. Nun stand ihm aber die schwere Aufgabe bevor, Margarethe die Notwendigkeit der Trennung begreiflich zu machen. Der Zufall kam ihm zu Hülfe. Als er am Abend zur gewohnten Stunde sich zu Philipp begab, sagte ihm Margarethe, die ihm die Tür öffnete, Philipp sei mit in der Werkstatt, wo eben einige Arbeiter bei Martin versammelt wären. „Sie reden heute eifriger wie je von ihren Ideen,“ setzte sie hinzu, „und Philipp spricht mit; ich kann mir nicht helfen — vielleicht ist es unrecht, dass ich so etwas sage — aber er kommt mir vor wie Jesus unter den Schriftgelehrten im Tempel, so weise und klug ist er, so übertrifft er alle an Einsicht und Güte.“

„Ei ei, liebe Margarethe," versetzte Alfred, „nun machen Sie gar aus dem Knaben einen Erlöser, und doch," setzte er plötzlich sehr ernst hinzu, „haben Sie recht; ja ich hoffe es: er wird meine Erlösung sein und durch ihn werde ich Gnade finden."

Margarethe schlug die Augen nieder und sagte leise: „Soll ich ihn rufen?"

„Nein, nein, lassen wir ihn noch etwas; es ist ganz gut, wenn er die Meinung wackrer Männer hört und sich übt, mit ihnen sich zu unterreden. Wir können ja hier im Nebenzimmer warten und der Diskussion etwas zuhören."

Sie traten leise in das an die Werkstatt stossende Zimmer. Die Tür war geöffnet, man konnte jedes Wort verstehen. Alfred setzte sich so, dass er Philipp sehen konnte, der in der Mitte von sechs Männern sass, während Martin im Zimmer umherging, sein Arbeitszeug zusammenräumte, dazwischen am Tisch stehen blieb, um dem Gespräch zuzuhören und dann und wann ein Wort dazwischen zu werfen.

„Ich halte dafür, Brüder," sagte ein Mann mit einem feinen, weissen Gesicht, auf dem der Gedanke, der bei dem Arbeiter wie ein Maulwurf unter der Last des täglichen Schaffens fortwühlt, seine tiefen Furchen eingegraben hatte, „ich halte dafür, dass nur die soziale Republik uns retten kann. Wir haben es nun genug gesehen: gibt man einem einzelnen zu viel Macht, so wird er zum Tyrannen. Da kam

mir heute ein altes Journal in die Hände mit einer Rede Viktor Hugos gegen die erhöhte Dotation, die der damalige Prinz-Präsident der Republik verlangte, nur um mehr Geld zum Staatsstreich in Händen zu haben. Ach wären wir unserem Viktor Hugo damals gefolgt! Ich will euch die Stelle lesen," dabei zog er den Fetzen eines alten vergilbten Journals aus der Tasche und las: „Keine Prinzen, keine Dynastien, „keine ausser der Verfassung liegenden ehr-„geizigen Ziele mehr; ich will nicht sagen keine „Träume mehr. Wenn niemand mehr träumen „wird, wird sich jeder beruhigen. Halten Sie „es für ein gutes Mittel zur Beruhigung der „Geister, wenn man ohne Unterlass laut sagt: „das kann nicht so fortgehen, und leise hinzu-„fügt: lasst uns anderes vorbereiten. Machen „wir dieser Sache ein Ende. All' dies prinzliche „Gebahren, diese in ärgerlicher Weise voraus-„gabten Dotationen, diese Hoffnungen, die „Gott weiss wohin zielen, dieses Streben nach „einer diktatorialen, deshalb revolutionären Zu-„kunft, sind nur Aufregung und Unordnung. „Lassen Sie uns die Republik annehmen, die „Ordnung ist das Definitive."

„Ja die Republik," rief Philipp feurig, „Griechenland ist nur schön gewesen, so lange es die republikanische Staatsform hatte. Alle müssen gleich sein und nur die wahrhaft grossen Männer müssen zu Führern werden, weil sie das Volk zum besten führen."

„Gut gesprochen, mein Junge," sagte ein

anderer der Arbeiter, aus dessen Augen das Feuer trotziger Energie blitzte, und legte die Hand auf Philipps Schulter: „Aber andere Zeiten, andere Mittel. Wir müssen die soziale Republik haben, sonst ist's wieder nichts."

„Ja was meint Ihr mit der sozialen Republik, Meister Joseph?" fragte Philipp, indem er sich erwartungsvoll zu dem letzten Sprecher wandte.

„Nun, die soziale Republik," erwiderte dieser, „ist die gleiche Verteilung des Eigentums, denn wie Proudhon gesagt hat: das Eigentum ist der Diebstahl. Dass die einen alles haben und die andern nichts, daraus entsteht das Unglück."

„Nein, nein Joseph," versetzte Martin, indem er am Tische stehen blieb, „da übertreibst du mal wieder und gehst zu weit. Es wäre ja ein Unglück, wenn keiner mehr besitzen dürfte was er erwirbt, damit wäre die Freude der Arbeit vorbei. Ein bisschen Ungleichheit schadet ja auch nichts, was liegt denn daran, wenn ich gesunde Nahrung genug habe für mich und die Meinen, dass ein anderer ein paar überflüssige Schüsseln mehr hat als ich?"

„Ach du bist immer der Gemässigte, der vor dem Äussersten zurückschreckt," sagte Joseph halb lachend, halb ärgerlich, „da kommen wir nicht weiter."

„Oho", versetzte Martin, „ich will nur nicht das Unmögliche, denn gewisse Ungleichheiten werden immer in der Welt sein. Aber das Elend, das soll nicht sein und brauchte nicht

zu sein, wenn alle Menschen redlichen Willen hätten und ein bisschen wahres Christentum, d. h. wahre Menschenliebe. Der redliche Arbeiter muss immer Arbeit finden können, um sich und die Seinen zu ernähren; die arbeitsunfähigen Alten müssen Obdach und vorsorgliche Pflege haben; die Witwen und Waisen müssen versorgt werden; junge Mädchen müssen vor Beleidigungen geschützt sein" —

„Und vor allen Dingen müssen die Gesetze wegen der natürlichen Kinder verbessert werden," fiel ihm ein junger blasser Arbeiter, der bisher mit niedergeschlagnen Augen schweigend dagesessen hatte, in das Wort. Er war selbst ein Auferzogner des Findelhauses und hatte nie Vater noch Mutter gekannt. „Da habe ich in diesen Tagen eine Schrift in die Hände bekommen von einem gewissen Alfred — Alfred — ich erinnere mich des Zunamens eben nicht, schon vor ein paar Jahren geschrieben. Das ist ein braver Mann; er dringt darauf, dass unsere Gesetze geändert werden müssten und dass die Nachforschung nach der Vaterschaft zur strengen Rechtsangelegenheit werden müsste. Wie recht hat er! Schon die Furcht vor der Schande würde manchen abhalten, sein Kind dem Elend des Findelhauses preiszugeben."

Martin wollte vergebens diese mit Bitterkeit vorgebrachte Rede unterbrechen, und kaum hatte der junge Mensch geendet, so rief Philipp: „Aber was ist das, ein natürlicher Sohn? Es sind ja doch alle Kinder natürlich; gibt es

denn Eltern, die ihre Kinder nicht kennen wollen?“

„Das sind Sachen der Gesetzgebung, von denen unser Freund Karl spricht, lieber Philipp,“ fiel Martin hastig ein, „das kannst du dann mal später kennen lernen; jetzt aber, liebe Freunde, kommt, wir müssen in den Verein, es ist schon spät.“

Die Männer erhoben sich; Joseph legte die Hand auf Philipps Schulter und sagte: „Na mein Junge, du sollst uns eines Tages helfen, den Kampf für des Volkes Rechte auszukämpfen, gib mir die Hand darauf.“

Philipp schlug in die dargebotene harte Hand des Arbeiters ein und rief feurig: „O das gelob' ich; Freiheit und Gleichheit wollen wir uns erobern und Brüder wollen wir sein.“

„Braver Junge, braver Junge,“ riefen alle und schüttelten ihm abgehend die Hand. —

Alfred war durch das Gehörte in die grösste Aufregung geraten und sein Entschluss wuchs sogleich zu unwiderruflicher Bestimmheit heran. Auch Margarethe war auf's heftigste ergriffen, ihre Augen standen voll Tränen und sie fühlte auch, dass etwas Entscheidendes kommen müsse. Sie eilte aus dem Zimmer, um ihrem Mann, der eben die Wohnung mit den übrigen verliess, noch ein paar Worte zu sagen. Währenddessen bewillkommnete Philipp seinen Vater, welcher sogleich, da die Aufregung ihm Kraft dazu gab, dem Sohn eröffnete, dass es Zeit sei, an die höheren Studien zu denken, die ihn be-

fähigen würden, einen Lebensberuf zu wählen, und dass er beschlossen habe, ihn nach England zu bringen, wo er zugleich das Marinewesen sich ansehn und prüfen könne, ob seine dauernde Neigung ihn nach dieser Seite treibe.

Philipp war zuerst sehr betroffen. Sein jetziger Zustand war ihm so wert, schien ihm so schön, dass eine Änderung ihn erschreckte. Die Trennung vom heissgeliebten Vater, von der liebevollen Mutter, auch von Martin und dessen Freunden, deren Ideen ihn anzogen und beschäftigten — alles regte zunächst ein übermächtiges Weh in seinem Herzen auf. Dann aber erwachte der Reiz, den die Ferne für jedes junge Gemüt hat, die Vorstellung des Lebens unter Altersgenossen, das er noch nie gekannt hatte, das Gefühl, dass er damit aus dem Knabenalter heraus in das Alter des Jünglings trete, und der freudige Stolz, der sich mit diesem Übergang der jungen Seele bemächtigt, als sei dies das Tor in das Wunderreich der Wirklichkeit des Lebens, für das die jugendliche Phantasie das Gebilde ihrer Träume nimmt. Alle diese Vorstellungen wuchsen schnell so mächtig auf, dass sie dem Schmerz der Trennung das Gleichgewicht hielten. Er warf sich in die Arme des Vaters und sagte: „Du weisst es, was am besten für mich ist, wenn es mir gleich unsäglich schwer werden wird, dich und alles hier zu verlassen.“ Hervorstürzende Tränen gaben diesen Worten Nachdruck. Alfred redete ihm liebevoll zu und bat ihn, besonders seiner

Mutter wegen, recht stark und gefasst zu sein.

Philipp übernahm es denn auch gleich, in seiner kindlich zärtlichen Weise die Mutter mit dem Plane bekannt zu machen, und wusste ihr das Opfer, das sie alle seiner Zukunft durch die Trennung brächten, so versöhnend darzustellen, dass sie in ihrer demütigen Art durch ihre Tränen lächelte und sagte: „Was für dich notwendig ist, muss geschehen.“

Es wurden nun alsbald die nötigen Vorbereitungen besprochen, und wenn bei allen Dreien die Tränen immer und immer wieder hervorbrachen, so sahen Alfred und Margarethe doch mit Befriedigung, dass dadurch die Fragen, die nach dem vorhin gehörten Gespräch sich hätten hervordrängen können, für den Augenblick völlig bei Philipp vergessen schienen.

Alfred trieb zur grössten Eile, um durch das verlängerte Vorgefühl der Trennung die allseitige Pein nicht zu vergrössern und dem Zufall nicht Zeit zu lassen, durch irgend eine Veranlassung die Gedanken des Sohnes wieder in jene Richtung zu lenken. Schon nach zwei Wochen riss sich Philipp unter heissen Tränen aus den Armen der Mutter und des Pflegevaters los. Alfred begleitete den Sohn nach England, um ihn in das neue Leben einzuführen, und verweilte mehrere Wochen daselbst, um ihm über die erste Zeit hinwegzuhelfen und sich selbst über den Gang des Unterrichts und das Leben dort ein Urteil zu bilden. Alles was er

sah und hörte, befriedigte ihn sehr. Wenn ihm ein idealer Aufschwung, ein höchster ethischer Gesichtspunkt in dem ganzen System fehlte, so versöhnte ihn damit das gesunde Gleichgewicht in der Ausbildung der verschiedenen Kräfte des Körpers und des Geistes, der freie unabhängige Sinn, der in den jungen Leuten entwickelt wurde, und der weite, für eine Weltbildung befähigende Blick, der sich durch die grossartigen Verhältnisse nach allen Seiten hin öffnete. Auch sah er mit Stolz, wie leicht und frei Philipp sich in die neuen Verhältnisse fand, wie der edel schöne Jüngling sich vorteilhaft unter den übrigen jungen Leuten ausnahm und wie die Lehrer sowohl wie die Schüler ihm mit Sympathie entgegenkamen.

Als Alfred nach seiner Rückkehr seine Mutter besuchte, empfing sie ihn freundlicher, als es seit lange der Fall gewesen war, denn da ihr der Zweck seiner Reise bekannt geworden war, so hoffte sie, dass mit der Entfernung des „Hindernisses," wie sie Philipp bezeichete, — sich wieder manches in den Verhältnissen zu einer wenigstens äusserlich bessern Form gestalten könnte, und das war ja für sie das Wesentliche. Zu dieser Hoffnung gab noch ein anderer Umstand Veranlassung, der ihre Pläne durchkreuzt und ihre Taktik verändert hatte. Es war dies ein Ereignis, von dem sie ihren Sohn alsbald in Kenntnis setzte.

„Weisst du denn die neueste Neuigkeit, Alfred?" fragte sie, nachdem sie diesen begrüsst hatte.

„Gar nichts weiss ich von Neuigkeiten. Ich kam gestern zurück und hatte eben nur Zeit, pie nötigsten Besorgungen zu machen.“

„Nun, denke dir, Marcel hat sich verlobt.“

„Ah wirklich?“ sagte Alfred überrascht, „ich glaubte sein Herz sei gefesselt.“

„Ich weiss was du meinst,“ unterbrach ihn die Mutter eifrig, „ich glaubte es auch. Nun hat ihn der Baron bei seinem alten Freund dem General eingeführt, der jetzt seine hübsche und reiche Enkelin bei sich hat, und da ist die Sache ganz plötzlich zu Stande gekommen. Ich kann es gerade nicht tadeln, denn es ist eine brillante Partie; ein kolossales Vermögen; die Kleine ist hübsch, noch ein wenig ingénue, aber bildungsfähig. Ich habe schon versprochen, mich ihrer Erziehung anzunehmen.“

„Armes Wesen,“ dachte Alfred, und laut fügte er hinzu: „liebt Marcel sie?“

Claudine lächelte: „Hunderttausend Francs Einkünfte und ein frisches Persönchen von siebzehn Jahren dazu, da ist es leicht sich zu verlieben.“

„Hm, als ich ihn zuletzt sah, war ich geneigt, ihn für ernster zu halten,“ sagte Alfred.

„Nun mein Lieber, ich denke, es verrät ziemlich viel Ernst der Lebensauffassung, wenn man es versteht, so zu rechnen,“ versetzte Claudine. Alfred, der wusste, was seine Mutter Ernst der Lebensauffassung nannte, erwiderte nichts und wollte gehen, aber Claudine hielt ihn am Arme fest und sagte: „Alfred,

wir haben uns in letzter Zeit ferner gestanden, als es für Mutter und Sohn gehört. Du kannst denken, dass mir dies wehetut; aber ich konnte nicht umhin, deinem unerklärlichen Betragen gegenüber für meine geliebte Bianka Partei zu ergreifen. Du hast jetzt verständig gehandelt und das Hindernis entfernt. Lass den jungen Menschen etwast Ordentliches lernen, das ist ja lobenswert, und gib ihn in die Marine, für die er, wie ich höre, Neigung zeigt. Auf dem Meer, in fernen Ländern, mag er sein Glück versuchen. Nun aber, mein lieber Alfred, stelle dein Verhältnis zu Bianka wieder her. Höre auf die Bitte deiner Mutter. Kannst du diesem einzigen Weib auch nur einen, wenn noch so leisen Vorwurf machen?"

„Den bittersten von allen," sagte Alfred, indem ein Zug des Schmerzes über sein Antlitz zuckte, „sie hat kein Herz und ein Weib ohne Herz ist, trotz aller Gaben, trotz aller Schönheit, nur ein Marmor, an dessen Brust die Liebe erkaltet und stirbt. Lassen wir dies Thema; wir werden uns nie darüber einigen und es ist auch wohl für immer zu spät."

„Nun Alfred," sagte Claudine gereizt, „so halte wenigstens den Schein aufrecht. Komm in den Salon deiner Frau; sei liebenswürdig, heiter, geistreich wie du es sein kannst; zeige dich vor der Welt wieder als zärtlichen Ehemann. Die Welt wird vergessen, was dazwischen liegt, — ein kleines Intermezzo, wie es im Leben vorkommt, — und wird Euch glücklich

wähnen, ohne zu untersuchen, ob Ihr es seid, denn sie hat keine Zeit, genau zuzusehen und nimmt für wahr, was man ihr dafür gibt. Lässt man sie aber das halbe Angesicht der Wahrheit sehen, so errät und vermutet sie mehr als wahr ist, und du kannst denken, wie mir solche offenkundige und versteckte Vermutungen peinlich sind."

„Es tut mir leid, aber ich kann Sie von dieser Pein nicht befreien," sagte Alfred, indem er sich erhob um zu gehen. „Heucheln, damit die Welt nichts schlimmeres denke, als was wirklich ist, kann ich nicht, auch Ihnen zu Gefallen nicht. Und was kann es denn schlimmeres geben, als dass zwei Menschen, die durch das Band verbunden sind, das allein durch die Liebe seine Weihe empfängt, sich eiskalt und fremd gegenüberstehen; dass jene Rosenkette, von der die Dichter singen, zur Kette des Galeerensklaven geworden ist, die zwei zur Qual des Daseins verdammte Wesen aneinander fesselt? Eine der raffiniertesten Höllenqualen, die Dante nicht gekannt hat, sonst hätte er sie in sein Inferno aufgenommen; eine Qual, gegen die Francescas und Paolos Leiden Seligkeit des Himmels sind."

„Was es schlimmeres geben kann?" versetzte Claudine mit immer gereizterem Ton, „ist es etwa nicht schlimmer, wenn man vermutet, dass du deine ehemalige Geliebte, die Mutter jenes Knaben, habest in die Stadt kommen lassen, um das Verhältnis wieder —"

„Bitte, schweigen Sie von diesen niedrigen Vermutungen," fiel ihr Alfred in das Wort, indem der Zorn sein Antlitz rötete. „Ich will so Unwürdiges nicht einmal gehört haben, geschweige denn es beachten. Es gab nur eine Brücke über den Abgrund, der Bianka und mich trennt, das war mein Sohn. Wenn sie ihn endlich in ihre Arme geschlossen hätte, so hätte ich alle Jahre der Bitterkeit vergessen und eine neue Liebe hätte vielleicht aufblühen können auf den Trümmern der alten. Jetzt gehört mein Herz einzig meinem Kind und durch dieses hoffe ich noch auf eine Zukunft."

Er ging und liess seine Mutter auf das Äusserste verstimmt zurück. All' ihre Pläne schlugen ihr fehl. Dass der Baron sie mit Marcels Verlobung überlistet hatte, war ihr eine empfindliche Demütigung gewesen, und sie liess es den alten Liebhaber bitter fühlen. Der aber war diesmal unempfindlicher als sonst; es machte ihn zu glücklich, dass die grosse Leidenschaft Marcels für Bianka sich so bald in entzückte Liebe für seine anmutige, junge Braut verwandelt hatte. Er vermochte es sogar über sich, weniger im Boudoir zu erscheinen, wo ihn nur bittere Bemerkungen empfingen, und wärmte sich dagegen in der Liebessonne der jungen Leute.

Bianka empfing die Nachricht von Marcels Verlobung mit kaltem Lächeln: „Einer wie alle," sagte sie und erwähnte dann die Sache nie mehr. Sie schloss von nun an gänzlich

jede nähere Beziehung zu einzelnen Persönlichkeiten aus ihrem Leben aus; sammelte dagegen immer eifriger einen Kreis bedeutender Menschen um sich, in dem hauptsächlich die hohe Aristokratie und die Anhänger der legitimen Monarchie vertreten waren. Es entwickelte sich daraus noch ein neues Moment, das sie mehr und mehr ihrem Manne entfremdete. Denn während sie immer mehr das Prinzip der Legitimität zu dem ihren machte, ja sogar sich ernstlich mit politischen Bestrebungen nach dieser Seite beschäftigte, nahm Alfred täglich mehr eine entschieden liberale Richtung, schloss sich der Opposition gegen das bestehende Gouvernement an und verkehrte mit der Arbeiterpartei, die er durch Martin kennen gelernt hatte und mit deren Führern er sich in dessen Haus häufig zusammen fand. Wenn er dort die Bedürfnisse des Volkes näher kennen lernte und seine gerechten Klagen mit tiefer Teilnahme anhörte, so wirkte wieder sein verständiges Wort beruhigend auf die aufgeregten Gemüter und sein massvolles Urteil brachte Klarheit und Gerechtigkeit in die Anschauungen jener Männer, die nur zu oft unter dem Druck der Verhältnisse sich auch zu ungerechten Anklagen derer, in denen sie ihren Feind erblickten, hinreissen liessen. Die Halbbildung, wenn sie einmal den Damm der naiven Genügsamkeit des Volkes durchbrochen hat, ist stets in der Gefahr, ihre eignen Leiden als das allein Maassgebende ins Auge zu fassen, bei den Ver-

änderungen, die zu einer bessern Organisation der Zukunft notwendig erscheinen. Sie vergisst, dass das, was ihr gegenüber steht, nicht ein willkürlich Gemachtes, sondern ein geschichtlich Gewordenes ist, mit dessen Mängeln man nicht als mit einer Schuld, sondern als mit einem schadhaft gewordenen Gebäude zu rechnen hat, das gebessert und nötigenfalls neu aufgeführt werden muss, doch mit Berücksichtigung der Rechte, welche Geschichte und naturgemässes Wachsen auf der anderen Seite gegeben haben.

XXI.

Einige Jahre waren vergangen, ohne dass sich in dem Verhältnis der betreffenden Personen zu einander etwas Wesentliches verändert hätte.

Bianka strahlte in dem Zirkel, den sie sich gebildet hatte, wie eine glänzende Wintersonne, die leuchtet ohne zu erwärmen. Claudine lebte in dem Lichte ihrer Schwiegertochter, aber sie alterte sichtlich, denn sie hatte kein Ziel mehr zu erreichen im Leben, da auch der Baron sich ihrem Einfluss mehr und mehr entzog und ein glückliches Alter im Hause Marcels genoss. Philipp war in England; sein Vater ging jedes Jahr mehrere Wochen ihn zu besuchen und sich an dem herrlich aufblühenden Jüngling zu freuen, der seine schönsten Hoffnungen noch übertreffen zu wollen schien.

Wenn Alfred von diesen Ausflügen zurück-

kam, das Herz voll von Trost und Frieden, so empfingen ihn in der Heimat Sorgen wegen der dunkeln Wolken, die sich am Horizont seines Vaterlandes zusammenzogen. Über seine persönlichen Verhältnisse hatte er mit sich abgeschlossen; er stand seiner Frau als ein Fremder gegenüber, und ihre Wege kreuzten sich nicht länger. Desto mehr aber beschäftigte ihn die Lage seines Volkes, und er sah mit bitterem Unmut, wie die unweise Politik der Regierung das Land schweren Katastrophen entgegenführte. Eines Abends, als er sich ausnahmsweise in einer grösseren Gesellschaft befand, wo auch seine Frau und seine Mutter zugegen waren, kamen diese durch Zufall in die Lage, ein Gespräch mit anzuhören, das zwischen Alfred und einem der ersten Staatsmänner, der eben am Ruder war, stattfand. Alfred äusserte sich mit völliger Offenheit und tadelte auf das schärfste die letzten Massregeln der Regierung.

„Ei mein Lieber," sagte der Staatsmann mit ironischem Lächeln, „ich wusste nicht, dass wir einen so scharfen Kritiker an Ihnen hätten. Wir müssen doch durchaus unser Ansehen in Europa hochhalten und dürfen unsern Einfluss auf die ganze europäische Politik nicht schmälern lassen."

„Auch wenn dies Verfahren die Nation an den Rand des Abgrunds bringt," fragte Alfred, „und wenn im Innern das Missvergnügen zu immer bedenklicheren Dimensionen anwächst?"

„Ein auswärtiger Krieg wird gerade das

beste Mittel sein, diesem Missvergnügen im Innern einen heilsamen Ableiter zu geben," versetzte der Staatsmann, indem er mit stolzem Selbstbewusstsein den Kopf zurückwarf.

„Ist das eine Lösung der dringenden sozialen Fragen, wenn man sie auf dem Schlachtfelde mit Kanonen zum Schweigen bringt?" fragte Alfred abermals.

„Das sind Prinzipienfragen," sagte der Staatsmann. „Ich glaube, wir werden uns darüber nicht verständigen und in einer aufgeregten Zeit wie diese, rate ich Ihnen zu Ihrem eignen Wohl, mein Bester, diese Fragen lieber ruhen zu lassen und sich dem anzuschliessen, was die Regierung als notwendig für das Beste des Staats erkannt hat." Nach diesen Worten grüsste er kalt und entfernte sich. Auch Alfred verliess den Platz, ohne bemerkt zu haben, dass seine Frau und seine Mutter so in der Nähe sassen, dass ihnen kein Wort des Gesprächs entgangen sein konnte.

„O mein Gott," sagte Claudine, als die Herren sich entfernt hatten, „ist es möglich, dass das mein Sohn ist, der solche aufrührerischen Gedanken äussert?"

„Das ist sehr natürlich," versetzte Bianka, „der Umgang mit dem Pöbel muss endlich auch zu den Ideen führen, welche die legitime Ordnung der Gesellschaft angreifen und vernichten. Ich bin indes darin seiner Ansicht, dass die jetzige Regierung ein Unglück für uns ist; nur das legitime Königtum in seiner edeln poesieerfüllten Gestalt, das wie eine milde Sonne

Segen verbreitend über dem Leben eines Volkes waltet, hat das Recht des Herrschertums. Alles andere ist Parvenü-Herrschaft, verächtlich und widerwärtig."

Indessen wuchs aber die Verblendung der Regierung zu immer bedenklicheren Proportionen heran. Der ewige, alte Fehler, der sich schon hundertmal in der Geschichte wiederholt hat dass man sich aus den innern Verwicklungen durch einen äussern, willkürlich herbeigeführten Konflikt zu retten sucht, sollte sich auch diesmal wiederholen. Aber während in den obern Regionen vermessene Herrschsucht mit unerhörtem Leichtsinn Geschicke heraufbeschwor, deren Tragweite nicht abzusehn war, glimmte in den untern Schichten ein heimliches Feuer unter dem Einerlei des täglichen Lebens, und von Zeit zu Zeit grollte es dumpf wie aus den Tiefen eines Vulkans, der zur bestimmten Stunde sich gewaltsam Bahn brechen und die Welt mit Schrecken erfüllen wird.

Endlich kam die Katastrophe. Der Ruf „Der Krieg ist erklärt" schallte durch das Land. Mit siegesgewissem Übermut eilten Regierung und Armee zum Streit, versichert, dass sie dem mächtigen Nachbar, dem die Herausforderung galt, bei weitem überlegen seien. Das Volk fügte sich unwillig der Aussicht auf die Störung seiner friedlichen Existenz, aber es wurde ihm gesagt, die Gräuel des Krieges würden seinen Fluren fern bleiben und nur in das Nachbarland hinübergetragen werden. Die einsichts-

volleren und wahren Patrioten aber sahen mit Trauer und Besorgnis den kommenden Ereignissen entgegen. Unter ihnen war Alfred.

„Was werden Sie tun?“ fragte ihn Margarethe voll Angst, als er am Abend des Tages, an dem die Kriegserklärung bekannt geworden war, auf einen Augenblick kam, sie und Martin zu begrüssen.

„Ich werde keinenfalls mitkämpfen,“ erwiderte er, „denn ich halte diesen Krieg für ungerecht und verderblich; auch wäre es für mich wie ein Bruderkrieg, da ich von väterlicher Seite her von drüben stamme. Aber ich werde mich einer Ambulanz anschliessen. Da kann ich Hilfe leisten in reiner, menschlicher Weise und den Leidenden beistehn, seien sie aus dem unsrigen oder aus dem feindlichen Heer. Es ist die einzige Tätigkeit, die ich vor meinem Gewissen verantworten kann.“

„Aber auch da sind Sie von Gefahren umringt,“ sagte Margarethe, indem Tränen in ihre Augen traten.

„Nun, wenn mich da eine Kugel trifft,“ versetzte Alfred wehmütig lächelnd, „so weiss ich wenigstens, dass mir nicht Gleiches mit Gleichem vergolten worden ist.“

„Und Philipp?“ fragte Margarethe mit vor Angst bebender Stimme.

„Er bleibt bei seinen Studien, darüber seien Sie ruhig, Margarethe; ich schreibe ihm noch heute, dass er drüben alles abwarten soll.“

Inzwischen herrschte die grösste Aufregung

in der Stadt. Truppen kamen und gingen, mit Freuden sah die Bevölkerung die glänzenden Scharen der Soldaten, die die Gewissheit des Sieges über alle Sorge und Todesahnung hinweghob. Viele eilten freiwillig zu den Waffen, und der Taumel der aufgeregten Leidenschaft ergriff die Bewohner der grossen Stadt so übermächtig, dass alle vernünftige Besinnung schwand. Zu den Kriegsrüstungen gehörte natürlich auch die Bildung der Ambulanzen, und bei der bestorganisierten nahm Alfred seinen Platz. Als die Ambulanz dem Kriegsschauplatz zueilen sollte, trat er reisefertig in das Zimmer seiner Frau.

„Ich will Ihnen Lebewohl sagen," begann er, denn auch das vertrauliche Du hatte zwischen ihnen aufgehört. „Ich gehe um unvermeidliche Leiden lindern zu helfen, da ich leider nicht verhüten kann, dass Unzählige leiden werden. Es ist möglich, dass ich bei Erfüllung dieser Pflicht untergehe. Ich habe für diesen Fall meine testamentarischen Anordnungen getroffen und meinem Sohn den grösseren Teil meines Vermögens gesichert. Ich habe die Zuversicht, dass Sie hierüber keine Schwierigkeiten erheben werden. Der, dem Sie das Vaterhaus verschlossen haben, wird in dieser Beziehung gewiss nicht durch Sie zu leiden haben. Haben Sie bereits einen Entschluss gefasst, wohin Sie sich begeben wollen? Bleiben Sie hier, wo sie freilich von dem Kriegslärm nicht beunruhigt sein werden?"

Bianka erwiderte kurz, dass sie noch keinen Entschluss gefasst habe. Alfred fuhr fort: „Leben Sie wohl, Bianka; sollten wir uns nicht wiedersehn, so denken Sie, dass ich Ihnen vergebe, weil ich Sie beklage.“ Seine Stimme zitterte und er hielt die Hand hin zum Abschied. Aber seine letzten Worte empörten wieder ihren Stolz und erstickten die Rührung, die sich ihrer hatte bemächtigen wollen. Sie warf das schöne Haupt zurück, wandte sich ab und sagte kalt: „Leben Sie wohl,“ ohne die dargebotene Hand zu ergreifen.

Alfreds Herz zog sich krampfhaft zusammen und er verliess das Zimmer. Von seiner Mutter hatte er sich bereits verabschiedet, es blieb ihm nur übrig, Martin und seiner Frau Lebewohl zu sagen.

Er fand Margarethe allein, und auf seine Frage, wo Martin sei, sagte sie: „Ach er ist gar nicht zu Haus zu halten; er ist so aufgeregt und eilt beständig fort, um neues zu hören und sich mit seinen Freunden zu besprechen; sie sind nicht zufrieden und sagen, das sei nur wieder ein Mittel, um die gerechten Forderungen der Arbeiter zu überhören und für die Unzufriedenheit im Lande einen Ableiter zu finden; das Volk werde wieder bluten und zahlen müssen, aber an seinem Geschick werde sich nichts ändern.“

„Ja so ist es,“ sagte Alfred, „anstatt dass zivilisierte Völker sich verbinden, sich ergänzen, ihre geistigen und materiellen Güter miteinander

austauschen und so an Kultur und Wohlstand gewinnen, hetzt man sie aufeinander, entfesselt die Bestie im Menschen, ruiniert das materielle Wohl und die Bildung und lässt den langen Stachel des Rachebedürfnisses in dem besiegten Volk zurück. Ich begreife es nicht, wie irgend ein Mensch leichten Herzens zu solchem blutigen Werke eilen kann. Kain wurde auf ewig gebrandmarkt wegen des Brudermords; ein jeder Mörder, der einen Nebenmenschen, oft nur in der Blindheit der Leidenschaft, erschlägt, wird von den Tribunalen der Gerechtigkeit mit dem Tode bestraft; aber wenn man die Völker zum Massenmorde gegeneinander führt, so nennt man das heroisch, patriotisch, begeisternd und belohnt den Sieger mit hohen Ehren. O, es ist eine traurige Welt, Margarethe, und wir sind noch tief in der Barbarei."

In ähnlicher Weise sprach er noch eine Zeitlang fort. Margarethe hörte ihm gesenkten Hauptes, mit ihren Tränen kämpfend, zu. Endlich erhob sich Alfred, sagte, er könne nicht länger auf Martin warten, zog ein versiegeltes Papier hervor und reichte es Margarethe. „Es enthält eine kleine Summe," sagte er, „Sie werden es dem Freunde nicht versagen, dies anzunehmen. Man kann nicht wissen, was der Krieg für Umstände herbeiführt, und es ist gut, für den Notfall gerüstet zu sein."

Margarethe trat errötend einen Schritt zurück und schüttelte leise verneinend den Kopf.

„Um seinetwillen, Margarethe," sagte

Alfred innig und fasste ihre Hand, „und nun leben Sie wohl; seien Sie gesegnet, Margarethe, und wenn ich nicht wiederkehren sollte — sprechen Sie ihm von mir — liebt Ihr beiden mich über das Grab hinaus.“ —

Tränen erstickten seine Stimme. Margarethe erblasste und wankte. Er fing sie in seinen Armen auf und drückte sie an sein Herz. Sie weinte an seiner Brust: „Ich habe nur dich geliebt und werde dich lieben, so lange mein Herz schlägt,“ flüsterte sie kaum hörbar.

„Ach, Margarethe, und jene kalten Briefe?“ rief er.

„Deine Mutter —“ schluchzte sie.

„O, ich ahnte es — du hast dich mir geopfert,“ rief Alfred schmerzvoll, „ich Unseliger — doch ach, wie hart bestraft —. Aber wir können unser Schicksal nicht mehr ändern, nur es würdig tragen. Leb wohl Margarethe, und sollte ich sterben, so denke, dass mein letzter Gedanke, neben unserm Sohn, an dich sein wird.“

„O Gott!“ schluchzte Margarethe.

„Er ist in Sicherheit, ist gerettet, das sei unser Trost,“ sagte er, schloss sie noch einmal fest in seine Arme und drückte einen langen Kuss auf ihre Stirn. Dann eilte er fort. Margarethe sank auf die Knie: „Schütze ihn, rette ihn, du Gott, an den ich doch noch glaube, wenn sie dich mir auch nehmen wollen.“

XXII.

Ungeheures war über Frankreich dahin gezogen, ungeheures lastete noch auf ihm. Das Kaiserreich war, mit dem Fluche der Nation beladen, zu Grabe gegangen, nachdem es das Unglück des Krieges über das Land heraufbeschworen und sich unrühmlich ergeben hatte. Mit jener Raschheit, mit der man in Frankreich Regierungswechsel vornimmt, setzte man die Republik abermals an die Stelle der Monarchie. Aber auch sie hatte nicht verstanden, mit einem grossen Opfer grösseren Opfern vorzubeugen, und das Unerhörte, das was kein Franzose und noch weniger ein Pariser für möglich gehalten hätte, war geschehen: Paris war eingeschlossen worden, hatte die furchtbaren Leiden des Belagerungszustandes, des Hungers und Elends aller Art durchgemacht und war während mehr als fünf Monaten von der übrigen Welt abgeschlossen gewesen; dieses Paris, dem die Lebenslust in allen Adern pulsiert, das gewohnt ist, sich als das Zentrum, nicht bloss des französischen, sondern des internationalen, zivilisierten Lebens anzusehen und ebensosehr von aussen unaufhörlich neue Elemente aufzunehmen, als reiche Ströme seines Überflusses hinausfliessen zu lassen in die Welt.

Nun war am 28. Januar 1871 der Waffenstillstand abgeschlossen, der den eisernen Gürtel, der die Riesenstadt umschloss, einstweilen öffnete

und die Verbindung mit der Aussenwelt herstellte. So traurig die Verhältnisse auch waren, so gedrückt sich jedes patriotische Herz fühlte, war es dennoch wie ein tiefes Aufatmen in freier Luft, wenn man lange, in trüben Mauern eingeschlossen, nur Kerkerluft geatmet hat. Eine Menge Menschen eilten, aus Paris in die Departements hinauszukommen, um sich mit ihren Familien zu vereinen, die sie vor dem Anfang der Belagerung dorthin gebracht hatten. Andere wollten sich erholen von den erlebten Schrecknissen des Belagerungszustandes und sich aus dem tumultuarischen Leben der desorganisierten Stadt flüchten. Andere endlich glaubten drinnen ihre Pflicht getan zu haben, noch dazu ohne ein lohnendes Resultat. Viele indes kamen auch wieder herein, besonders Soldaten ohne Waffen, im traurigsten Zustand, den man sich denken kann, denn was gibt es wohl Traurigeres, als eine geschlagene und noch dazu tief gedemütigte Armee?

In jenen Tagen befand sich Margarethe gegen Abend allein in ihrer Wohnung. Sie war nur noch ein Schatten der jugendlich blühenden Frau, als die wir sie früher gekannt haben. Sie hatte all das Elend des Belagerungszustandes mitgemacht, und ihre Wangen waren bleich und ihr Körper abgemagert. Ein Ausdruck von Kummer hatte das Lächeln der Zufriedenheit in ihren Zügen ersetzt. Sie war damit beschäftigt, das Abendbrod zuzubereiten, das noch immer frugal genug war, trotzdem die Lebens-

mittel der ausgehungerten Stadt nun wieder zugeführt wurden. Von Zeit zu Zeit ging sie an das Fenster, steckte den Kopf hinaus und murmelte seufzend: „Noch immer nicht! Nun werden sie ihn wieder irgendwo in eine Schenke geschleppt haben und ihm den Kopf heiss machen mit ihren Reden! Ach wäre doch die Ordnung erst wieder hergestellt!“

Ein lautes Läuten an der Eingangstür der Wohnung unterbrach ihr Selbstgespräch. „Gottlob,“ rief sie, „da ist er,“ nahm die Lampe und ging zu öffnen. Sie fuhr aber betroffen zurück, als sie nicht Martin, den sie erwartete, sondern einen jungen Mann, der ein Soldatenkäppi tief ins Gesicht gedrückt hatte, draussen stehen sah. Doch dauerte ihr Befremden nur einen Augenblick, denn sie sah, dass der junge Mensch mit Staub bedeckt war und dass seine abgenutzten Kleider den aus Krieg und Not heimkehrenden Soldaten verrieten.

„Kommt Ihr eben nach Paris zurück?“ sagte sie mitleidig, „seid wohl müde und hungrig und wisst nicht wohin? Nun kommt nur herein; viel haben wir auch nicht, aber es wird doch genug sein, um den Hunger zu stillen. Mein Mann wird auch bald kommen und da könnt Ihr erzählen, wie es draussen hergeht und hören, wie es hier steht. Die Not hat uns alle gleichgemacht und jeder Hungrige ist ein Bruder, dem geholfen werden muss.“

Sie ging voran in die Wohnstube und der Fremde folgte. Sie setzte die Lampe nieder

und wandte sich nach ihm um. Er hatte inzwischen sein Käppi abgenommen und sagte lächelnd: „Erkennst du mich nicht?“

Margarethe sah den schönen, hoch aufgeschossenen Jüngling, der vor ihr stand, eine Sekunde lang zweifelnd an, dann rief sie: „Philipp, Philipp, ist's möglich? Du bist es?“ „Ja Herzensmutter, ich,“ rief der Jüngling und stürzte in die Arme der Mutter, die ihn sprachlos an ihr Herz drückte und mit Küssen bedeckte. Endlich liess sie ihn los, trat einige Schritte zurück und rief, ihn betrachtend: „Ach Philipp, mein einziger, geliebter Sohn, wie gross, wie schön du bist! Ein Mann bist du geworden! Aber — aber Liebster,“ setzte sie besorgt hinzu, „wie kommst du zu dem Anzug? Wo kommst du her? Ich glaubte dich in England geborgen, mein einziger Trost in dieser langen Leidenszeit war es, dass du wenigstens in Sicherheit seist und von Not und Mangel nichts wüsstest. In den langen, traurigen Wintertagen, wo wir hier abgeschlossen waren von der ganzen Welt und ich keine Nachricht von dir hatte, weil kein Brief zu uns dringen konnte, sagte ich mir immer: nun Gottlob, er ist geborgen und ich betete, dass du gesund und von all dem Elend verschont bleiben möchtest und nun — nun — o Philipp, wo kommst du her?“

Und wieder schloss sie ihn angstvoll in ihre Arme, als müsse sie ihn jetzt noch vor Gefahr und Not schützen. Der Jüngling liebkoste ihr bleiches Gesicht und sagte zärtlich: „Meine

gute Mutter, du siehst, dein Gebet ist erhört worden, denn hier bin ich: gesund, unversehrt und dein alter, treuer Philipp, wie sonst. Aber glaubst du, ich hätte ruhig drüben bleiben können, während mein armes Vaterland, von feindlichen Scharen überflutet, mit Tod und Vernichtung rang? Nein, ich hätte es nicht ertragen, ruhig meinen Studien obzuliegen und meine Tage im Genusse hinzubringen, während mein Volk und Ihr, meine Teuren, kämpftet und littet. Ich bekam keine Nachricht mehr von Euch; im Anfang des Kriegs hatte ich vom Papa häufig Briefe; ich wusste, dass er sich einer Ambulanz angeschlossen hatte, da ihm der Krieg von vornherein ein ungerechter schien und er nicht mitkämpfen, keine Wunden schlagen, sondern nur sie heilen wollte. Er bat und beschwor mich, ruhig an der Universität zu bleiben, den Ausgang abzuwarten; versprach mich nach Beendigung des Krieges zu besuchen. Aber später blieben seine Briefe aus, und als Paris belagert wurde, auch die deinen. Als dann alle die letzten Kräfte aufgeboten wurden, um das Vaterland zu verteidigen, da hielt es mich nicht länger dort. Ich eilte herüber und liess mich als Freiwilligen bei der Loire-Armee aufnehmen."

„Du hast mitgekämpft?" rief die Mutter, „Gott; bist in Todesgefahr gewesen? vielleicht verwundet?"

„Nein, nein, beruhige dich, gute Mutter; wohl habe ich gekämpft und — ich darf es

sagen — mit heissem Mut, aber ich blieb verschont und nun," setzte er hinzu, indem ein Schatten tiefer Trauer über das schöne Antlitz flog, „nun bin ich ein Besiegter wie sie alle, und wenn mir keine Wunde blutet, so blutet doch mein Herz bei meines Landes Schmach und Elend."

Er hielt sich beide Hände vor das Gesicht und weinte. Auch Margarethen liefen die Tränen über die Wangen und sie sagte: „Ja, Philipp, es ist ein hartes Schicksal; unser armes, armes Land! Und dass wir sagen müssen: es ist verdient! Wir sind zu hochmütig gewesen; wir bauten auf unseren alten Ruhm, ohne zu fragen, ob wir stark und vorbereitet wären für solch einen Krieg. Martin sagt in seiner Aufregung, alle Schuld sei auf Seiten des gewesenen Kaisers und seiner Regierung, aber ich denke, es ist die Strafe Gottes für unsere Eitelkeit und unseren Übermut. Doch nun will ich nicht all des Leids gedenken, will dankbar sein, dass du mir erhalten bist. Du böses Kind, du hättest dich doch nicht so in die Gefahr begeben müssen — wenn du nun getötet worden wärst — Gott! ich hätte es nicht überlebt und dein Papa auch nicht — denn du bist doch sein alles — des armen Mannes" — sie stockte plötzlich und sah verlegen vor sich nieder. —

Philipp ergriff ihre Hand und sagte sanft: „Meine Mutter, seit ich in England war und das Leben verstehen lernte, weiss ich alles, —

wohl mir, dass du mich den Papa von früh auf lieben lehrtest, sonst würde ich ihn gehasst haben — deinetwegen.“

Margarethe hatte sich abgewendet; ein flammendes Rot überflog ihr Gesicht und sie sagte schüchtern, mit bebender Stimme:

„Und — deine Mutter — verwirfst du nicht?“

Statt aller Antwort schlang Philipp seine Arme um sie; sie lehnte den Kopf an seine Brust und so blieben sie lange in stummer Umarmung. Dann fragte Philipp: „Aber wo ist Vater Martin? Und was weisst du von Papa?“

Margarethe schlug die Augen nieder und sagte zögernd: „Martin ist in der Nationalgarde, ich sehe ihn wenig. Arbeit gab es ja nicht die ganze Zeit, auch mussten alle zur Nationalgarde; sie bekamen da wenigstens ihren Sold, bekamen eher zu essen als andere und — zu trinken. Aber ach — Philipp, ich wollte es wäre nicht so gekommen; lieber hätt' ich noch mehr gehungert, doppelt gearbeitet, als —“ sie stockte und fuhr mit der Hand über die Augen.

„Nun was ist's Mutter? was betrübt dich?“

„Ach, ich sollte es nicht sagen, aber — du wirst es schon selbst sehen — Martin ist so verändert — immer in Gesellschaft der andern, die unnütze Reden führen — das müssige Leben — stundenlang in den Schenken — Wein und Branntwein haben sie immer noch vollauf — sie bekommen das geliefert. — Ach, möge doch der Himmel uns bald dauernd er-

lösen, uns den Frieden und die Arbeit zurückgeben, dann würde ja wohl alles noch gut werden. — Aber sie führen so schreckliche Reden, Philipp, — wenn uns nur nicht noch schrecklicheres bevorsteht, als das, was wir schon erlebt haben. Doch, mein armer Sohn, über dem Reden vergesse ich, dass du müde und hungrig bist. Komm, lass dir erst dein altes Zimmer aufschliessen, es ist ganz wie du es verlassen hast."

Sie führte ihn in das Gemach seiner Knabenjahre und hiess ihn sich vom Staub reinigen und erfrischen, während sie ging, die Abendmahlzeit aufzutragen. Kaum hatten sie sich niedergesetzt, so ertönten laute Stimmen und Fusstritte mehrerer Personen auf der Treppe.

„Da kommt Martin," rief Margarethe, „und leider wieder einige von den andern mit ihm."

Die Tür wurde aufgerissen und herein trat Martin mit schwerem Tritt. Philipp erhob sich und ging ihm entgegen: „Vater Martin," rief er, blieb aber betroffen stehen, als er Martins verändertes Aussehn gewahrte. Das Gesicht war rot, aufgedunsen, die Augen mit Blut unterlaufen, das Haar wüst und struppig; man sah unverkennbar die Spuren des Trunks, und der einst so gute Ausdruck des ernsten, stillen Gesichts hatte etwas Wildes und Unruhiges bekommen. Martin stierte ihn an, schien ihn aber im Augenblick nicht zu erkennen.

„Martin, es ist ja Philipp," sagte Margarethe,

indem sie einen bekümmerten Blick auf ihren Mann warf.

„Ah, Philipp, Philipp, hätte dich bald nicht erkannt!“ rief Martin, indem er den Jüngling umarmte, „heda, kommst zur guten Stunde, Junge; können junge Kräfte brauchen; bist doch kein Aristokrat geworden?“ unterbrach er sich, den fein und vornehm aussehenden Jüngling misstrauisch anblickend.

„Er hat schon für das Vaterland gekämpft, hat sein bequemes Leben in England verlassen und ist Freiwilliger in der Loirearmee gewesen,“ fiel Margarethe hastig ein.

„Also auch einer der unnütz von einem unfähigen Gouvernement Geopferten,“ sagte jetzt einer von den vier Männern, die nach Martin in das Zimmer getreten waren, ein kleiner, unansehnlicher Mann, etwas verwachsen, mit einem ungewöhnlich grossen Kopf auf der schwächlichen Gestalt, mit langem, dichtem schwarzen Haar und Bart, sanften extatischen Augen und einer enormen Habichtsnase, die ihm das Ansehn eines Raubvogels gab. „Ist das dein Sohn, Bürger Martin?“ fragte er jetzt, den Jüngling scharf ins Auge fassend.

„Ja, Bürger Ferré, wenigstens ebenso geliebt wie ein Sohn,“ erwiderte Martin.

„Hm! Sieht etwas zu fein aus! Hat doch keinen Verkehr mit Versailles gehabt?“

„Wo denkst du hin, Bürger?“ sagte Martin unwillig, „der Junge wird uns Ehre machen. Jetzt aber kommt, setzt Euch nieder. Margot,

trag auf, was du hast, diese braven Patrioten sind hungrig."

„Vor allem durstig," bemerkte einer der Vier.

„Ja, dafür habe ich etwas mitgebracht," versetzte Martin, indem er zwei Flaschen Wein aus einem Paket, das er im Arm getragen hatte, enthüllte. „Paris wird wieder verproviantiert und der Nationalgarde darf es an nichts fehlen." —

„Das sagen wir, dafür sorgen wir," rief Ferré, „aber die Elenden in Versailles hatten uns den Sold entzogen; sie wollten die Nationalgarde — diesen Herd des Patriotismus, der Aufopferung, des Heldenmuts — dem Elend und dem Hunger preisgeben, nach allem was wir schon ertragen und für das Vaterland geopfert haben. Ha, die Bestien!"

„Tod ihnen, es lebe die Freiheit und die Kommune!" rief einer der Vier, indem er sein Glas in einem Zuge leerte.

„Warum aber solche Parteiung, solcher Zwiespalt unter uns?" fiel Philipp lebhaft ein und sein Antlitz erglühte von Schamröte. „So lang der Feind vor unsern Mauern steht, dächt' ich, müssten wir vor allem einig sein und suchen, das Vaterland zunächst von den fremden Heeren zu befreien, ehe wir an Streit und Hass unter uns denken."

Ferré warf einen zürnenden Blick auf den Jüngling und sagte scharf:

„Nimm dich in acht, junger Bürger, wer sich zu jenen dort in Versailles hält, ist ein Ver-

räter. Wir werden Versailles den Krieg machen, nicht Deutschland. Hört jetzt, Bürger, die Proklamation, die morgen an allen Mauern in Paris angeschlagen werden wird. Sie macht unsern Standpunkt klar; man muss den Feinden gleich die Wahrheit rund heraus sagen. Das flösst Achtung ein vor unserer Macht und sie wissen dann, was sie zu erwarten haben. Hört also:

„Die Schuldigen, Ihr kennt sie; das sind „die Gendarmen und die Stadtsergeanten des „Kaiserreichs, die Royalisten von Charette und „Cathelineau, welche gegen Paris ziehen, die „weisse Fahne an der Spitze und mit dem Ruf: „es lebe der König. Das Gouvernement von „Versailles stellt sich ausserhalb der Gesetze „des Kriegs und der Menschlichkeit. Das Volk, „immer grossmütig und gerecht, selbst in seinem „Zorn, verabscheut das Blut und den Bürger-„krieg, aber es hat das Recht, sich gegen die „wilden Angriffe seiner Feinde zu verteidigen, „und was es ihm auch kosten möge, es wird „Auge für Auge und Zahn für Zahn geben."

Nun kommt das Dekret, Bürger hört: „Artikel 4. Alle Angeklagten, die durch den „Beschluss der Anklagejury zurück behalten „werden, sind die Geisseln des Pariser Volks.

„Artikel 5. Jede Hinrichtung eines Kriegs-„gefangenen oder Anhängers des gesetzlichen „Gouvernements der Kommune von Paris wird „auf der Stelle die Hinrichtung einer dreifachen „Anzahl der Geisseln, welche Kraft des Artikel 4

„zurückbehalten sind, zur Folge haben und „werden dieselben durch das Los bestimmt „werden."

„Das ist energisch," rief einer der Vier.

„Es ist der Würde des souveränen Volks gemäss, das von nun an seine Geschicke selbst in die Hand nimmt," erwiderte Ferré stolz, „doch ich muss jetzt fort in eine wichtige Versammlung. Ich breche zusammen unter der Last der Arbeit, aber das Vaterland muss gerettet werden, da achtet man sein Leben nicht."

Er grüsste kurz und herablassend. Die drei andern folgten ihm, Martin blieb bei den Seinen zurück.

„Ach Martin," sagte Margarethe, indem sie zu ihm trat und den Arm um seinen Hals legte, „diese Männer sind zu wild, ich fürchte, sie ziehen dich mit fort ins Unheil; wenn du dich von ihnen losmachen könntest!"

„Ei Margarethe, immer diese Bedenken, diese Angst! Der Augenblick ist gekommen, wo wir nun einmal Ernst machen müssen und uns von der langen Knechtschaft befreien; die vorigen Revolutionen haben es nicht verstanden, wir werden es zu Ende führen. Es gilt jetzt die Rechte des Proletariats durchzusetzen."

„Aber Vater Martin, mir scheint, in diesem Augenblick sollte jeder, auch der berechtigtste Einzelwille schweigen vor des gemeinsamen Vaterlandes Not, denn Paris ist nicht ganz Frankreich und Frankreich wünscht den Frieden, wünscht vor allem das Ende der Okkupation

durch fremde Heere. Dann ist es Zeit, an die inneren Fragen zu denken und die Gesellschaft einer Reorganisation zuzuführen," versetzte Philipp, und wieder rötete der edle Stolz sein schönes Antlitz und sein Auge flammte in Begeisterung. „Mich dünkt," fuhr er fort, „die Pflicht jedes Patrioten wäre jetzt, in Einigkeit das Schicksal, das uns verdient ereilt hat, zu tragen und dann der Welt ein hohes Beispiel zu geben, wie man aus selbstverschuldetem Unglück hervorgehn muss: gefasst, geläutert und bestrebt, die Fehler der Vergangenheit gutzumachen durch neue Tugenden."

„Du sprichst gut, mein Junge," erwiderte Martin und seine schweren Augenlider senkten sich tiefer auf seine Augen herab, „ich werde dich mit in unsere Versammlungen nehmen, da wirst du deine Ansichten berichtigen und es einsehn lernen, dass, was Paris will, Frankreich wollen muss. Paris ist das Herz der Welt, wie unser Victor Hugo sagt. Doch nun gute Nacht, mein Sohn; mein Kopf ist schwer, ich muss schlafen, denn es kommen heisse Tage, wo man seine Kräfte nötig haben wird. Morgen sollst du mir von deinen Erlebnissen erzählen."

Er ging unsichern Schrittes der Schlafstube zu; Margarethe folgte ihm, indem sie den Sohn bat, auf sie zu warten. Philipp sah ihm traurig nach. „Ach, wie solch eine ungeheuerliche Zeit schnell zum Mann reift und alle Illusionen zerstört," sagte er schmerzlich zu sich selbst;

„wieder ein Idol meiner Kindheit von seinem Piedestal gestürzt; der redlichste und gütigste Mann seiner Klasse. — Ach ja und diese Klasse, die ein Recht hat auf Änderung ihrer Lage und die nur Unrecht hat, diesen Augenblick zu wählen — welche schweren Widersprüche — welche schwere, schwere Zeit!“ —

Er stützte den Kopf mit der Hand und versank in tiefes Nachdenken.

Nach einiger Zeit kam seine Mutter zurück und sagte leise: „Er schläft schon; du hast es gesehn, Philipp, er hatte wieder zu viel getrunken. Ach es ist traurig; siehst du, so ist's gekommen: Arbeit war nicht da, alle Werkstätten waren geschlossen. Jung und Alt lief hin, sich in die Nationalgarde aufnehmen zu lassen. Da bekommen sie ihren Sold, bekommen zu essen und zu trinken, sitzen stundenlang müssig in den Weinschenken und hören den Wortführern zu, die von der Tyrannei des Kapitals, von der Unterdrückung des Volks durch die besitzenden Klassen und von all' solchen Dingen sprechen. Wenn sie dann müde sind, sich den Kopf mit diesen Reden zu erhitzen, gehen sie hin und spielen und nähren die schlechtesten Leidenschaften in sich: Trunk und Spiel. So sind viele der Besten verloren gegangen, ach und Martin unter ihnen.“

Sie fing an bitterlich zu weinen.

„Arme Mutter,“ sagte Philipp mitleidsvoll und ergriff ihre Hand, „aber sag mir nun, was weisst du von Papa?“

„Leider nichts, mein Kind," antwortete sie noch unter Tränen. „Im Anfang, als er Paris mit der Ambulanz verlassen hatte, bekamen wir von Zeit zu Zeit Briefe, dass er, trotz der schweren Arbeit und der Gefahren, die ihn so gut umgaben wie die Kämpfenden, noch gesund und mutig sei. Aber seit der Belagerung von Paris kam uns kein Brief mehr zu und auch jetzt, seit dem Waffenstillstand, noch kein Wort."

„Mir schrieb er furchtbar ernst zu Anfang des Krieges," versetzte Philipp, „das Chaos fängt an, so sagte er; die Völker, die sich hätten vereinen sollen zu gemeinsamem Fortschritt, die sich gegenseitig ergänzen konnten, indem gerade das eine die Eigenschaften besitzt, die dem andern fehlen, die stürzen nun auf einander zum Vernichtungskrieg. Der Mensch rühmt sich, dass er der elementaren Gewalten Herr werde durch die Kultur, und doch entfesselt er immer von neuem die elementare Macht in sich selbst und gibt sich damit den blinden Naturgesetzen hin, anstatt sie zu besiegen durch die Herrschaft der Vernunft."

Margarethe konnte nicht ganz der Rede der Sohnes folgen, aber sie sah ihn unverwandt an, und währenddem versiegten ihre Tränen und ein Ausdruck der Freude und des mütterlichen Entzückens überstrahlte ihr Gesicht.

„Mein Philipp," sagte sie zärtlich, „ja — du wärst zu gut für einen Handwerker ge-

wesen. Ich danke es deinem Vater ewig, dass er so schön an dir gehandelt und dich so gut erzogen hat. Es war edel von ihm; wenige tun dasselbe."

„Mutter — es war seine Pflicht! Ich achte ihn dafür, dass er sie erkannt hat," rief Philipp leidenschaftlich erregt, „aber du, meine Mutter, hast unendlich mehr für mich getan, du — an der er — gesündigt hat."

Er umschlang sie wieder zärtlich und sie lehnte den Kopf an seine Brust. „Sprich nicht so, mein Sohn," bat sie leise, „hatte ich nicht gleiche Schuld mit ihm? Er war noch so jung, noch nicht einmal mündig, und wer weiss — wenn seine Mutter nicht gewesen wäre — eine stolze Frau, die ihn lieber verstossen als dass sie zugegeben hätte, dass er ein Bauermädchen heiratete. Ich habe ihm nie gezürnt, ich habe wohl viel geweint, besonders als du geboren wurdest und ich keinen Vater für mein Kind hatte. Nachher war er auf einer weiten Reise, zu der ihn die Mutter veranlasst hatte, um ihn von mir zu entfernen. Im Anfang schrieben wir uns eifrig, dann wurden seine Briefe seltner und hörten zuletzt auf. Seine Mutter kam mich zu sehen und redete mir zu, ihn freizugeben, sein Lebensglück nicht zu hindern durch eine Heirat unter seinem Stande. Sie wusste mein Herz zu treffen, indem sie mich bat, mich aus Liebe ihm zu opfern; sie gab mir auch zu verstehen, dass sein Herz mir nicht mehr gehöre. Ich überwand meinen Schmerz, schrieb ihm

ruhig, machte ihm keinen Vorwurf, klagte nicht; ich sagte nur, dass ich ihn fortliebe in seinem Kind und dass ich ihm vergäbe, denn ich sehe wohl ein, dass ich nicht in seine Lebenstellung passe. Da kam ein Brief von ihm, so gut, so gut! Er sagte, dass er für sein Kind sorgen werde, wie es sich gehöre, und dass ich ihn nicht strafen solle für seine Schuld an mir, indem ich diesen Beistand zurückweise; dass er mir das Kind lasse, so lange es der Mutter mehr bedürfe als des Vaters, dass er es später aber anerkennen und für seine Ausbildung sorgen werde."

„Und warum kam er damals nie uns zu sehen?" fragte Philipp bewegt.

„Ich wünschte es nicht," antwortete Margarethe. „Siehst du, mein Philipp," setzte sie leiser hinzu und verbarg errötend ihr Gesicht an seiner Brust, „ich liebte ihn doch immer mit meinem ganzen Herzen, und hätte ich ihn wiedergesehen, so wäre die Liebe in so hellen Flammen wieder aufgeschlagen, dass ich zu viel hätte leiden müssen. So war es einmal überstanden, und in dir war mir mein Ersatz geworden, mein ganzes Glück. Ich lebte nur für dich, und er gab reichlich, dass ich es ohne Sorge konnte. Er schrieb oft freundliche Briefe voll Gefühl für dich und mich. So vergingen die ersten Jahre und als dann Martin kam, der mich schon vor deinem Vater geliebt hatte, und mir einen ehrlichen Namen und eine gesetzliche Ehe bot — nun — gut war ich ihm

und dankbar und ich dachte — wenn dein Vater mal anderen Sinnes würde, wenn er eine Frau nähme — Kinder bekäme — deiner vergässe — nun so hättest du doch einen ehrlichen Vater und wir beide einen Schutz. So kams, Philipp."

„Und jene Frau, seine Frau?" fragte Philipp mit Bitterkeit.

„Weisst du das auch? Wer sagte es dir?" fragte die Mutter.

„Er selbst," antwortete der Sohn. „Als ich nach England kam und meine Kameraden mich nach meinen Eltern, meinen Verhältnissen fragten, da zerriss plötzlich der Schleier, der bisher meinem kindlichen Gemüt das Zwitterverhältnis, in dem ich lebte, verdeckt hatte. Ich fing an mich zu besinnen, Schmerz und Zweifel begannen sich in mir zu regen, und ich beschloss, mir um jeden Preis Licht zu verschaffen und die Wahrheit zu kennen. Instinktiv fühlte ich, dass ich eher dem Vater Schmerz machen konnte mit Fragen als dir, und so schrieb ich ihm und bat ihn um die volle Wahrheit. Er war so edel, sie mir ohne Rückhalt zu sagen, indem er sich selbst nicht schonte und mir eine Schrift schickte, die er damals veröffentlicht hat und die er mir als die Frucht seiner Reue und der Erkenntnis von der Art, die Verirrungen der Jugend gut zu machen, darbot. Er weihe mich damit zum Manne, sagte er und er hoffe, dass dies Bekenntnis unsere Liebe noch befestigen werde. Von dir

sprach er mit liebevoller Anerkennung; dann aber erzählte er mir das Verhängnis seines Lebens und wie meine Existenz der Grund geworden war, an dem das Lebensglück, das er von jener stolzen Egoistin erhofft habe, gescheitert sei. O, diese Frau, welch ein steinernes Herz muss sie haben! Wie ich sie hasse, die zwischen uns allen wie die Medusa steht und mit ihrer Starrheit die Blüte von drei Leben versteinert hat, von Papas, von deinem, von meinem.“

„Nicht von deinem, mein Sohn,“ sagte Margarethe und streichelte liebevoll des Jünglings glühende Wange, „es ist wahr, dass sie dir bis jetzt den Eintritt in das Vaterhaus verweigert hat. Aber du siehst, dass dein Vater nun offen seinen Weg geht und seine Pflicht an dir tut, und an Mutterliebe hat es dir ja auch nicht gefehlt, nicht wahr?“ — Sie sah ihm zärtlich flehend in die Augen und er küsste das bleiche Antlitz und sagte: „Wohl mir, dass ich bei dir aufwuchs, sonst hätte vieles mich vielleicht schlecht gemacht. Aber deine kindliche Frauenseele hat auch die meine in Unschuld und Güte bewahrt. Jetzt hoffe ich, habe ich Kraft genug, dem Bösen und aller Versuchung zu widerstehen.“

„Es gibt einen Gott, was Martins wilde Gefährten auch sagen,“ versetzte Margarethe mit Tränen im Auge, „und der segne dich.“

Es war spät geworden und sie gingen endlich zur Ruhe. Aber Philipp schloss lange die Augen nicht. Durch seine Seele wogten

stürmische und schmerzliche Gedanken. Seine eigene zwitterhafte Stellung im Leben ging mit bitterer Empfindung an seinem Geist vorüber. Zwar musste er sich sagen, dass er begünstigter sei als tausend andere, die gleich ihm kein legales Vaterhaus hätten, aber doch war es seiner reinen Jünglingsseele ein herber Schmerz, Vater und Mutter nicht in einer Liebe verschmelzen zu können. Den Vater, den er so heiss liebte und der sein Unrecht so edel gut gemacht hatte, musste er dennoch, der Mutter gegenüber, anklagen und die Mutter, deren Seelengüte sie ihm teuer machte, sah er nicht als die still waltende Herrscherin des wahren Vaterhauses, sondern in einer Lebensstellung, die zwischen ihm und ihr fortan eine immer weitere Kluft bilden würde, jemehr seine wachsende Bildung und seine Anerkennung von seiten des Vaters ihn in andere gesellschaftliche Sphären hinüber führen musste. Und wie der auf einem Gebiete etwas recht und ganz Wissende sich auch auf anderen Gebieten leichter zurecht findet, so versteht auch der an einem grossen Schmerz Leidende leichter den Zusammenhang aller anderen Schmerzen, selbst wenn das Leben ihn noch nicht lange Zeit in die Schule genommen hat. Daher beleuchtete sein eigener Schmerz dem Jüngling nun auch plötzlich mit scharfem Licht alle die Übel der modernen Gesellschaft und die Krankheiten und Leiden, die sie im Gefolge haben. Er glühte auf im heiligen Feuer der Empörung und gelobte sich ein

Rächer zu werden für alles Unrecht auf Erden. Erst spät suchte der Schlaf ihn heim. Als er erwachte, kam ihm Martin, nun nüchtern, wieder wie sonst, liebevoll und verständig, entgegen und forderte ihn auf mitzukommen und sich entweder in die Nationalgarde zu begeben oder im Comité du salut public eine hervorragende Stellung einzunehmen, „denn wenn du auch jung bist," sagte er, „das schadet nichts; es sind mehr Junge dort; kluge Köpfe sind es, die wir brauchen. Die Unfähigkeit der Führer hat die Nation ins Verderben gebracht, sehen wir zu, ob wir sie retten können."

Margarethe wollte den Sohn nicht in das wüste Treiben draussen ziehen lassen, aber Philipp beruhigte sie und sagte, sie solle sicher sein, dass er sich zu nichts Schlechtem werde verführen lassen, dass er doch nicht müssig bleiben könne, wo es sich um Taten handle und alles auf dem Spiele stehe.

„Versprich mir, Martin, dass du ihn schützen willst," rief sie angstvoll und hing sich an ihres Mannes Hals, „und bleibe mässig, mein Lieber," setzte sie leiser hinzu, „gib dem Kinde kein schlechtes Beispiel!"

Dabei küsste und streichelte sie ihn und Martin hatte sein altes, gutmütiges Lächeln wieder und sagte: „Liebe ich ihn denn nicht auch, den Jungen? Lass mich nur machen, meine alte Margot, du sollst deinen Martin und deinen Philipp wieder haben."

„O Philipp, du bringst uns den Segen zu-

rück," rief Margarethe, küsste aber- und abermals Mann und Sohn und liess sie endlich gehen.

Draussen sah es aufgeregt aus. Schon fing man an Barrikaden zu bauen, um die Stadt gegen die französischen Soldaten zu verteidigen. Truppen von Nationalgarden, von Bürgern, die sich in den Dienst der Kommune begeben hatten, durchzogen die Strassen. Fast alle diese Menschen hatten ein wüstes Aussehn; der Ausdruck brutaler Leidenschaften gab ihnen etwas bestialisches. Philipp bemerkte es mit Grauen und sagte zu Martin: „Sind es diese verwilderten Menschen, denen wir unsere Rettung danken sollen?"

„Was willst du?" entgegnete ihm dieser achselzuckend, „in solchen Zeiten kommt das schlimmste mit dem guten zugleich zum Vorschein. Du wirst aber schon sehen, wie sie sich opfern werden, wenn es zur Tat kommt und wir die Freiheit retten müssen. Jetzt wollen wir aufs Rathaus, hören was es neues gibt, und dann sollst du dich in meine Kompagnie aufnehmen lassen." —

Auf dem Platz vor dem Rathaus war alles voll Menschen. Meistens waren es Leute vom niedrigsten Pöbel, schreiend, lärmend, gestikulierend, oder in Gruppen um einen Redner versammelt, der mit hochtönenden Phrasen gegen die Vaterlandsverräter in Versailles eiferte und das gute Volk von Paris aufforderte sie zu vernichten. Die Hallen und Treppen

des Rathauses waren voll von Nationalgardisten; Martin und Philipp stiegen die grosse Treppe hinauf und traten in den ersten Saal. Hier waren die traurigen Spuren wüster Orgien sichtbar. Betrunkne Männer und gemeine Frauen in demselben Zustand lachten und lärmten miteinander. Eine Dirne, die Haare wild um den Kopf hängend, den Busen halb entblösst, erblickte Philipp und sprang auf ihn zu:

„Ei der ist fein, den lob ich mir," rief sie, „der sieht nicht aus wie ihr anderen schmutzigen Bestien! Komm mein schöner Jüngling, küsse mich; ich nehme dich gleich für mich; in der Kommune heisst es leben, lieben und geniessen."

Sie schlang ohne weiteres ihren Arm um Philipps Hals und wollte eben ihren Mund auf den seinen drücken, als der Jüngling sie heftig zurückstiess und mit zornfunkelndem Blick rief: „Bleib fern von mir, oder ich tue was mich reut."

Ein schallendes Gelächter der wilden Rotte folgte diesem Ausruf. „Seht die Potiphar!" riefen einige der Frauen, indem sie hohnlachend auf die betroffen zurücktaumelnde Dirne zeigten. „Schöner Joseph, nimm nun uns, wir sind bescheidner," riefen sie ihm zu, während Philipp und Martin rasch weiter schritten. Durch einige weniger belebte Säle gelangten sie zu demjenigen, in welchem das Comité du salut public seine Sitzungen hielt. Hier sah es ebensowenig erfreulich und feierlich aus, wie in den früheren Räumen. An einem langen Tisch sassen sechs

bis acht Männer, andere standen umher, einige verliessen den Saal, als die beiden eintraten, noch andere kamen wieder herein. Alle sahen wüst, schmutzig aus und waren mitunter nicht einmal ordentlich gekleidet. Mehrere hatten offenbar, obwohl es noch morgens war, schon zu viel getrunken. Man schrie durcheinander, zankte sich, bediente sich gemeiner Redensarten. Einer, mit schon ergrauenden Haaren, hatte sein Gewehr auf der Schulter; wenn er sprach, richtete er es auf den, zu dem er sprach, und wenn er fertig geredet hatte, hängte er es wieder über die Schulter.

Philipp hatte Zeit sich dies alles anzusehen, bis Vater Martin, der ein Anliegen vorbringen wollte, sich in dem wüsten Durcheinander Gehör verschaffen konnte, um dann ein leises Zwiegespräch mit einem der Männer am Tisch zu Ende zu führen. Philipp befand sich etwas seitwärts und niemand achtete auf ihn. Zwei der Männer des Comités standen in seiner Nähe und unterhielten sich eifrig, doch leise flüsternd, so dass ihm der Hauptinhalt des Gesprächs entging, nur vernahm er deutlich, dass der eine endlich sagte: „Ja Paris muss brennen oder den Proletariern gehören."

„So sei es, Bruder," erwiderte der andere, „aber du kommst doch heute abend zum Bankett, das Raoul Rigault uns gibt? Es wird lustig hergehn, gute Weine vollauf und lustige Dirnen auch. Ja Raoul Rigault versteht zu leben! Es ist meine Ansicht, dass Robespierre nur ein

unermüdlicher Schwätzer und St. Just ein kraftloser Schwächling war gegen ihn. Er ist mein Mann; das nenne ich mir Freimut! Immer gerad heraus mit der Sprache; als neulich der alte Schurke Bonjeau sich beklagte, dass er ungerecht eingekerkert sei, sagte ihm Rigault kurz: ‚wir machen keine Gerechtigkeit, wir machen Revolution'."

„Ha ha," lachte der andere, das ist eine brave Kanaille; es lebe Raoul Rigault und seine Soupers."

Die zwei Männer des öffentlichen Wohls verliessen den Saal. Philipps Wangen glühten vor Empörung und er war froh, als Martin jetzt zu ihm trat und sagte, sie wollten gehen. Eilig durchschritten sie die Räume und Philipp atmete auf, als sie draussen in freier Luft waren. „O Vater Martin," sagte er, „alles was ich sehe und höre, macht mich schaudern. Das kann nicht zur Freiheit führen, das ist Zügellosigkeit und Roheit."

„Kind, du verstehst's noch nicht," versetzte Martin; „wenn der Wein gärt, kommt zuerst ein schmutziger Schaum oben auf, aber das Unreine wird eben ausgegoren und das edle Getränk wird rein und bleibt zurück. Du wirst sehen, wenn nur der schlimmste Kampf erst vorüber ist, dann kommen unsere Prinzipien zur Geltung. Du weisst wohl, Philipp, ich gehöre nicht zu denen, die alles zerstören und vernichten wollen. Aber Gerechtigkeit muss herrschen; das Volk muss nicht unterdrückt

sein, der Arbeiter muss nicht abhängig sein vom Kapital, die Arbeit muss den richtigen Lohn erhalten, keiner muss mehr hungern müssen. Du bist ja jetzt ein Mann, zweiundzwanzig Jahre alt, da kann man schon urteilen; und du wirst sehen, nach dem Kampf kommt die Vernunft wieder zur Geltung und mit ihr die wahre Freiheit."

Philipp fand zu seiner Freude an diesem Morgen in Martin den alten Zug von Mässigung, Güte und Gerechtigkeit wieder, der ihm den Pflegevater früher so wert gemacht hatte. Aber indem er dessen Auseinandersetzungen folgte, fühlte er, wie er selbst gewachsen war und wie das Leben in anderen Kreisen, zwischen Menschen höherer Bildung, verbunden mit seinen Studien, ihn gereift und entwickelt hatte. Er empfand tief den Mangel an Logik und die Einseitigkeit der Betrachtungsweise, die die Anschauungen der Klasse der Gesellschaft, zu der Martin gehörte, charakterisieren, eine Einseitigkeit freilich, die auch den höher gebildeten Menschen, sobald sie sich durchaus auf einen Parteistandpunkt in der Politik stellen, eigen ist.

Leider blieb der gute Eindruck, den er von Martin empfing, nicht lange ungetrübt. Der Pflegevater führte ihn in das Lokal, wo die Nationalgarden seiner Kompagnie sich zu versammeln pflegten. Hier wurde diskutiert, getrunken und gezankt.

„Gut, gut, dass du kommst, Bürger Martin,"

schrie ein schon vom Wein ganz erhitzter Mensch, „da hast du ja einen jungen, unbärtigen Burschen bei dir; ist wohl so ein Muttersöhnchen, oder ein Früchtchen der verborgenen Liebschaft einer vornehmen Dame, he? Der sieht aus, als würde er nächstens heimlich auskneifen, um unsere glorreichen aber schweren Kämpfe nicht mitzumachen. Doch das geht nicht so leichten Kaufs, Bürschchen; hör mal, was die Kommune dekretiert hat.“

„Warum beleidigst du mich unnütz und unverdient?“ rief Philipp, indem Zornesglut sein Gesicht überflog. „Ich bin jung, das ist wahr; aber ich habe schon für das Vaterland gekämpft, während du nur geschrieen und gelärmt hast und noch nicht im Feuer warst.“

„Bravo, Bravo! Der Bursche hat Mut,“ schrieen einige, „er sei willkommen, er sei der Unsere.“

Martin hatte den frechen Spötter an der Brust gefasst und schüttelte ihn heftig. „Altes Weinfass, schweig!“ rief er. „Das ist mein Pflegesohn, dem du nicht wert bist, den Staub von den Schuhen zu lecken; ja, er hat schon gekämpft, ein Braver unter den Braven, und wenn du noch ein Wort wagst . . .“

„Schon gut, schon gut, ich meint's nicht so böse,“ lallte der Betrunkene und taumelte zurück, als Martins Faust ihn losliess.

„Hört, hört jetzt die Verordnung,“ riefen mehrere Stimmen. Es bildete sich ein Kreis

um einen Mann, der auf einen Stuhl gestiegen war und von einem gedruckten Papier das folgende ablas:

„Wir, Zivilabgeordnete, kraft der uns übertragenen Befugnis,

In Betracht, dass das Gesetz jedem Individuum von neunzehn bis zu vierzig Jahren verbietet, Paris zu verlassen,

In Betracht, dass an einigen Posten Widerstand, sogar bewaffneter, versucht worden ist gegen einen Unterabgeordneten, der die Ausübung des Gesetzes verlangte, verordnen:

Alle Chefs der Wachtposten müssen unseren Unterabgeordneten auf eine einfache Anzeige derselben sämtliche disponiblen Kräfte zur Verfügung stellen.

Die Wachen müssen die Unterabgeordneten mit gewaffneter Hand verteidigen.

Ein jedes Individuum, das Widerstand leistet, wird im Notfall auf der Stelle kriegsrechtlich erschossen.

Die Chefs von Posten oder Wachen, welche widerstreben, werden in Gewahrsam geschickt, kraft eines Mandats unserer Unterabgeordneten.

Der Zivilabgeordnete
Karl Riel."

„Bravo, bravo!" schrie wieder eine Menge Stimmen. „Ja, in Paris muss jetzt die Blüte der Nation bleiben, von hier aus muss Frankreich neu geboren werden. Die Kommune wird die Gesellschaft neu organisieren. Wie sagt unser Pyat? Die Kommune ist das Ephesus

des Fortschritts, das Mekka der Freiheit, das Rom der Menschheit!“

„Es lebe Pyat, es lebe die Kommune!“ schrie der Chor.

Martin war mitten in den lärmenden Haufen hineingezogen worden; er trank mit den andern und bemerkte es nicht, dass Philipp das Lokal verliess. Tief betrübt, verletzt und empört kehrte dieser nach Hause zurück, wo Margarethe ängstlich seiner harrte. — Glücklich ihn wiederzusehn, schloss sie ihn in ihre Arme, aber seufzend vernahm sie, dass Martin unter dem unheilvollen Einfluss der Gefährten zurückgeblieben sei. Als Philipp ihr die traurigen Eindrücke des Tages mitteilte, sagte sie mit Tränen: „Ja, schön wär's, wenn dem Volk geholfen würde, aber die sind das rechte Volk nicht; das sitzt in seinen stillen Kammern, ist fleissig und duldet; aber die Schreier, die sind ebenso habsüchtig wie die, die sie schmähen, und wenn sie die Herren werden, dann Gnade uns Gott! Sie sagen's ja auch immer: wenn wir nur erst die Herren sind.“

Philipp seufzte schmerzlich und versetzte: „O könnte ich fort; aber nach der Bekanntmachung von heute abend ist es unmöglich. Man würde mich nicht hinauslassen. So bleibt mir nichts übrig, als unter der Nationalgarde zum guten zu wirken, so viel ich kann.“

XXIII.

Bis spät in die Nacht sassen Mutter und Sohn zusammen und warteten auf Martin. Aber er kam nicht und Margarethe sah, dass ihre letze Hoffnung, Philipps Gegenwart werde ihn retten, auch vergeblich gewesen war. So vergingen Tage und Wochen. Immer wilder wurde das Treiben in der Stadt, jemehr die Mitglieder der Kommune fühlten, dass ihre Sache unhaltbar sei und ihre letzte Stunde bald schlagen werde. Sie wollten vorher noch so viel wie möglich von der usurpierten Macht geniessen. Ein jeder befahl in seinem Distrikt, liess einkerkern, freigeben, verurteilen, erschiessen nach Willkür, ohne Spur von gesetzlicher Untersuchung, auf die allertörichtsten und seichtesten Gründe hin. Die französischen Truppen aber rückten endlich gegen die Stadt an und der Kampf begann. Zu gleicher Zeit fing man an Paris in Brand zu stecken. Jenes fürchterliche Wort, das Philipp vernommen hatte, „Paris muss brennen oder unser sein," das auf einen lang vorher bedachten Plan deutete, fand nun seine Verwirklichung.

Philipp, der fest entschlossen war, nicht gegen seine Landsleute, die Soldaten der regulären Armee, zu kämpfen, suchte, obgleich er nun die Uniform der Föderierten trug, doch überall da zu sein, wo er helfen konnte, Übel zu verhüten, Unschuldige zu retten und die

Schwankenden zur Vernunft und Mässigung zu ermahnen. Durch Martin hatte er einen Mann kennen gelernt, dessen braves, energisches Wesen ihm Sympathie und Achtung eingeflösst hatte. Dieser war Unteraufseher im Gefängnis des Depots und Philipp hatte ihn gebeten, ihn unter seine Aufseher aufzunehmen, da er so der unmittelbaren Notwendigkeit des Kampfes entzogen war und am ersten hoffen konnte, Gutes zu tun unter den vielen, die unschuldig in das Gefängnis gebracht wurden.

Immer verworrener und wilder wurde die Lage. Die französischen Truppen waren schon Herren eines Teils der Stadt, dagegen fing Paris an allen Ecken an zu brennen. Die Seine floss, vom Purpurschein der Flammen gerötet, wie ein Blutstrom dahin. Zur Rechten brannten die Tuilerien, zur Linken das Palais der Ehrenlegion und mehrere öffentliche Gebäude. In der Nacht erhellte dies Feuermeer schaurig das Dunkel und beleuchtete die Gruppen der Föderierten, die auf den Trottoirs und auf den Brücken umherlagen und schliefen. Sobald der Tag anbrach, ging die Kanonade wieder an.

Die Versailleser hatten der Kommune Zeit gelassen, die Stadt mit unzähligen, fest gebauten Barrikaden zu versehen, die das Vorwärtsdrängen der Truppen aufhielten.

Im Gefängnis war grosse Aufregung. Der düstere Wiederschein der Flammen füllte die Seelen der Gefangenen mit Entsetzen. Aber das war es nicht allein. Am Morgen früh erschien

ein Mann, von Bewaffneten umgeben. Philipp erkannte in dem kleinen, verwachsenen Mann mit der Habichtsnase jenen Ferré, den er am Abend seiner Ankunft in Martins Haus gesehen hatte und der inzwischen mit Raoul Rigault zum eigentlichen Diktator der Kommune geworden war. Philipp schauderte, als er ihn erblickte: das Erscheinen dieses Menschen hatte noch nie etwas Gutes bedeutet. Ferré liess sich das Register bringen, in dem die Namen der Gefangenen verzeichnet waren. Er zeigte mit dem Finger auf den Namen Veysset und sagte zu Philipp: „Führ mir den Mann herbei."

Veysset war erst seit einigen Tagen im Gefängnis; er war Unterhändler zwischen Paris und Versailles gewesen und hatte den französischen Truppen den Eingang nach Paris eröffnet. In den Augen Ferrés war das natürlich ein todeswürdiges Verbrechen, wiewohl Veysset ein redlicher, energischer und kluger Mann war und aus wahrem Patriotismus gehandelt hatte. Indem Philipp Veysset aus seiner Zelle abholte, äusserte er ihm seine Befürchtungen. Der Gefangene wurde sogleich von den Bewaffneten umringt. Er blieb ruhig und fragte nur: „Was ist aus den 20,000 Franken geworden, die ich im Augenblick meiner Gefangennahme bei mir hatte?" Er hatte sie aus Versailles empfangen, um damit vorläufig die Offiziere der Förderierten, die die Festungswerke überliefern sollten, zu bezahlen.

„Das geht Sie nichts an," erwiderte ihm

Ferré, „übrigens seien Sie ruhig, wir werden alle Rechnungen mit einemmal in Ordnung bringen.“

Darauf gab er Befehl, mit dem Gefangenen abzumarschieren.

Philipp trat rasch auf ihn zu, fasste ihn beim Arm und rief: „Sie werden diesen Mann nicht töten lassen!“

Ferré mass ihn von oben bis unten mit einem höhnischen Blick und sagte: „Und dich dazu, wenn du nicht zufrieden bist.“

Veysset winkte dem Jüngling zu schweigen und sagte ihm mit einem Zeichen Lebewohl. Die Truppe entfernte sich. Philipp, von Zorn ergriffen, folgte in einiger Entfernung, um zu sehen, ob dem Unglücklichen nicht noch zu helfen sei.

Auf dem Pont neuf, neben der Statue Heinrich IV. wurde halt gemacht. Ferré sagte zu Veysset: „Sie werden erschossen, haben Sie noch etwas zu Ihrer Verteidigung zu sagen?“

Veysset zuckte die Achseln und erwiderte einfach: „Ich verzeihe euch meinen Tod.“

Ferré gebot: „Feuer!“ und einen Augenblick nachher warf man den Leichnam über das Brückengeländer in den Fluss.

Ein Aufschrei des Entsetzens entfuhr Philipps Brust. Ferré wandte sich um und sagte laut zu den Umstehenden: „Er verdiente von der Gerechtigkeit des Volkes zu fallen; Ihr seht, Bürger, wir tun alles im Licht des Tages.“

Voll Schmerz und Grauen eilte Philipp in das Gefängnis zurück, warf sich dem Unter-

aufseher in die Arme und erzählte ihm weinend, was er gesehen. Der brave Mann tröstete ihn, so gut es gehen wollte und sagte: „Nun, hoffentlich sind wir wenigstens Ferré los und können die andern Opfer retten. Wenn wir nur Zeit gewinnen, das ist alles; mittlerweile werden unsre Truppen siegen."

Kaum aber hatte er es gesagt, so erschien Ferré wieder, umgeben von einigen Magistratspersonen der Kommune und einem Haufen Bewaffneter. Er liess sich wieder die Liste der Gefangenen geben und ein Blatt Papier, um die Namen der zum Tod bestimmten darauf zu schreiben. Aber er war nicht gewohnt, sich in diesen Registern zurecht zu finden, und der Unteraufseher blieb steif und anscheinend unbewegt hinter seinem Stuhl stehen, ohne ihm zu helfen. Endlich schrieb er aus dem Gedächtnis den Namen Ruault auf, eines Mannes, der auf seinen Befehl verhaftet worden war.

Der Unteraufseher hatte von seinem Platz aus den Namen gelesen und ging darauf in nachlässiger Haltung fort, wie ein Mann, der müde ist zu warten. Sobald er ausserhalb Ferrés Gesichtskreis war, gab er Philipp ein Zeichen. Dieser folgte ihm und beide eilten zu den Zellen. Der Unteraufseher öffnete diejenige, in der sich Ruault befand, nahm diesen beim Arm und sagte ihm leise:

„Um nichts in der Welt antworten Sie, wenn Ihr Name gerufen wird."

Darauf stiess er ihn in das gemeinsame

Lokal, wo über dreihundert Gefangene zusammen waren und wo man ihn nicht kannte.

Zu Ferré in aller Ruhe zurückgekehrt, erhielt er den Befehl Ruault zu rufen. Er und Philipp eilten in die Gänge und schrieen wiederholt mit lauter Stimme: „Ruault". Die anderen Aufseher, die die Absicht verstanden, fingen auch an den Namen zu rufen. Als aber niemand antwortete, trat der Unteraufseher wieder zu Ferré und sagte:

„Man kann ihn nicht finden; Sie hören, wie man ihn ruft."

Ferré war wütend, schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie:

„Ihr seid alle Versailleser! Wenn Ihr den Menschen nicht zur Stelle schafft, lass ich Euch alle erschiessen."

„Das wird Euch nichts helfen, Bürger Abgeordneter," erwiderte der Unteraufseher mit fester Stimme. „Erlaubt mir Euch zu sagen, dass Ihr Euer Handwerk schlecht versteht. Wir gehorchen Euch, weil wir müssen; aber Ihr lasst uns einen Mann suchen, der längst nicht mehr im Depot ist; deshalb können wir ihn nicht finden."

„Wieso?" fragte Ferré noch zornig, „er ist nicht hier, wo ist er denn?"

„Was weiss ich?" versetzte der andere, „aber wir können ja sehen."

Damit langte er das Register herbei, blätterte darin wie ein Mann, der weiss was er tut und zeigte auf den Namen Ruault, der nach einem

andern Gefängnis transportiert sei. Ferré bemerkte nicht, dass ein anderer Vorname, eine andere Nummer der Zelle und ein anderes Datum der Einkerkerung angegeben waren, als bei dem gesuchten.

Etwas beschämt, wie ein Mann der unrecht gehabt hat, sagte er: „Nun, wenn der nicht mehr da ist, so holen Sie mir Michel."

„Welchen?" fragte der Unteraufseher.

„Hölle und Teufel, macht Ihr Euch über mich lustig?" schrie Ferré bleich vor Wut.

„Nein Bürger, welchen?" erwiderte der Unteraufseher mit unerschütterlicher Ruhe; „es sind ja so viele Michel hier, sagen Sie mir, welchen Sie wollen und ich will ihn rufen." Nun zeigte er in den Registern eine Reihe von Gefangenen, die auf den Namen Michel eingeschrieben waren, sodass Ferré ganz irre wurde unter diesen vielen Micheln. Endlich befahl er den zuletzt Eingeschriebenen des Namens zu rufen. Wieder eilten der Unteraufseher, Philipp und die anderen davon, und schrieen in den Gängen „Heinrich Michel", wohl wissend, dass dieser nicht antworten werde, da er in einer Einzelzelle im Delirium lag.

Währenddem erhob sich ein entsetzlicher Lärm in den Sälen, wo die Menge der Gefangenen zusammen war, denn man sah, wie das Polizeigebäude, das in nächster Nähe stand, von den Förderierten in Brand gesteckt wurde. Aus der Sektion der gefangenen Frauen drang verzweifeltes Geschrei, denn hier war das

Polizeigebäude so nahe, dass die Flammen herüberschlugen und die Fensterscheiben sprangen. Ferré, in grösster Aufregung, schrie: „Macht doch, dass diese Schreierinnen schweigen."

Der Direktor des Depots sagte zum Unteraufseher: „Sagt ihnen, sie möchten etwas Geduld haben."

Dieser rief empört: „Ihr wollt doch diese armen Geschöpfe nicht verbrennen lassen?"

„Bah," erwiderte der Direktor, „das sind die Weibsleute der Gendarmen und Stadtsergeanten; es ist gut, wenn wir die los sind."

In des Unteraufsehers ehrlichem Gesicht flammte ein heiliger Zorn auf. Philipp war im Begriff, sich auf den Direktor zu werfen und ihn für seine Unmenschlichkeit zu züchtigen. Aber der andere machte ihm ein Zeichen, ihm zu folgen. Beide eilten die Gänge hinunter und riefen: „Öffnet die Zellen, öffnet die Säle."

Alle Türen wurden geöffnet. Ein Menschenschwarm von mehreren hundert Gefangenen stürzte sich in die Gänge. Der Unteraufseher stellte sich an ihre Spitze und sagte: „Nun wollen wir sehen, was diese Mörder aus uns machen werden."

Philipp eilte voran nach unten und rief laut: „Es rette sich wer kann! Das Polizeigebäude brennt und es wird eine Explosion erfolgen! Das Pulver, das in den Kellern liegt, wird auch uns vernichten."

Ferré sprang entsetzt empor. Aus den Gängen ertönten die drohenden Stimmen der

freigelassenen Gefangenen, die heranstürmten. Ein Kommunemitglied kam eilend von aussen und rief: „Die regulären Truppen drängen vor und drohen den Rückzug abzuschneiden."

Nun hielt es Ferré nicht länger aus. Er entfernte sich hastig, die Seinigen folgten ihm, um sich in Sicherheit zu bringen. Philipp lief dem Unteraufseher entgegen und rief ihm zu: „Wir sind frei, die Hyäne ist fort."

Aber jetzt drohte die Feuersgefahr. Philipp eilte aus dem Gefängnis, um zu sehen, was sich tun liesse. Von gleicher Absicht beseelt kamen die Bewohner der anliegenden Strassen und Plätze herbei, nachdem der Abzug der Föderierten unter Ferrés Befehl sie von dieser Seite beruhigt hatte. Die Kanonade zwischen den vordringenden Truppen und den Föderierten donnerte seitwärts; die Kugeln wurden von den hohen Häusern ringsum abgehalten. Ferré hatte wohlbedacht das Feuer in den oberen Stockwerken des Polizeigebäudes anlegen lassen, damit er Zeit habe, sich in Sicherheit zu bringen, bevor das Feuer den untersten Stock erreichte, wo er Pulver und Munition hatte anhäufen lassen, und wo demnach eine Explosion erfolgen musste, die auch das Gefängnis zur Ruine gemacht hätte. Es galt jetzt vor allem die entzündbaren Stoffe dem unteren Stock zu entziehen und die Explosion zu verhüten. Philipp war einer der ersten, der in das oben flammende Gebäude eindrang, um ein Pulverfass auf die Schultern zu laden und eiligst an

einem ungefährlichen Ort zu bergen. Als dies geschehen war und er zu demselben Zweck zurückkehrte, sah er, wie eine Frau, einen Sack mit Patronen auf dem Rücken, eben den flammenden Palast verliess. Sie ging gebückt unter der Last, sodass er nicht gleich ihr Gesicht sehen konnte, als er aber neben ihr war, rief er voll Rührung: „Mutter — du?“

„O mein Sohn — aber jetzt gilts retten, ohne Worte — nur erhalte dich“ —

Damit schritt sie mutig vorwärts und warf den Sack in den Brunnen auf dem Platz. Eilig lief sie darauf zurück, um andere Säcke zu holen. Mutter und Sohn warfen sich immer nur einen liebeerfüllten Blick zu und dann arbeiteten sie ohne Unterlass. Mit ihnen arbeiteten die braven Männer und Frauen der Umgegend, bis alle entzündbare Materie in Sicherheit gebracht war. Nun galts, des Feuers Herr zu werden. Das war nicht leicht; Ferré hatte alle Löschanstalten wegschaffen lassen. Den ganzen Tag und die erste Hälfte der Nacht arbeiteten die braven Menschen, so gut es gehen wollte. Dann kam Löschmannschaft aus anderen Teilen der Stadt und nun wurden die Rettungsarbeiten mit schnellerem Erfolg betrieben.

Philipp folgte seiner Mutter in der Nacht nach ihrer Wohnung, als beide, zu Tode erschöpft, die Arbeit in neuen, frischen Händen sahen. Hatte ihre Kraft bis dahin ausgehalten, so sank Margarethe nun zusammen und machte

sich in einem Strom von Tränen Luft. Philipp, ebenso ergriffen und erschüttert, sass in dumpfem Brüten und nur schwere Seufzer rangen sich aus seiner Brust.

„O, dass ich dieses Schreckbild der Menschheit, diese Bestien in menschlicher Form sehen musste!“ sagte er endlich. „Wer wird mir den Glauben an die Menschen wiedergeben?“

„Du selbst, mein Kind; der brave Unteraufseher und alle die guten Menschen, mit denen wir jetzt gearbeitet haben,“ erwiderte Margarethe, indem sie sich ermannte und ihre Tränen trocknete, „ach ja, glaub's nur, wo das Böse so gewaltig auftritt, da regt sich auch das Gute im Menschenherzen stärker und nimmt den Kampf mit dem Bösen auf und siegt am Ende doch. Aber Martin — Martin — wo er sein mag? Ich weiss, er baute mit an den Barrikaden bei der Avenue d'Italie — ob er aber da noch ist — ob er noch lebt“ —

Sie hielt sich die Hände vor das Gesicht und fing von neuem an zu weinen. Nun suchte Philipp sie zu beruhigen und überredete sie endlich, nach der furchtbaren Anstrengung den Schlaf zu suchen, indem er sagte, er wolle auf Martin warten und wenn dieser nicht heimkäme, mit dem frühesten Morgengrauen sich auf den Weg machen, ihn zu suchen.

Margarethe, überwältigt von Erschöpfung, liess sich bewegen und warf sich angekleidet auf das Lager, wo der Schlaf sie bald umfing. Auch über Philipp übte zuletzt die Natur ihr

Recht. Sein Kopf fiel auf den Tisch, an dem er sass, und er schlief ein. Draussen war es jetzt still. Die Kanonade schwieg; die Männer ein und desselben Volks, die sich als Feinde gegenüberstanden, ruhten vom Mord, um bei Tagesanbruch das blutige Werk wieder zu beginnen, dieses unbegreiflich stumpfsinnige Wüten des Menschen gegen sich selbst, da in der Gattung ja alle Menschen gleich und eins und dasselbe sind; einer der rohesten unter den Willensakten, denen wir in unserer Erscheinungswelt begegnen.

Das dumpfe Donnern der Geschütze weckte die Müden aus tiefem Schlaf. Philipp ermunterte sich alsbald und schickte sich an, aus dem fernen Traumland in die furchtbare Wirklichkeit, die draussen tobte, zu eilen.

„Suche Martin zu finden, wenn du kannst," bat Margarethe mit Tränen, „aber vor allem hüte dich selbst, mein Philipp, denn du bist mein höchstes Gut. Ach, und zwischen jenen Mörderbanden ist keiner sicher — wenn sie sehen, dass du nicht von den Ihren bist".

„Sei ruhig, Mutter," sagte der Jüngling, „ich will die Hyänen nicht reizen; aber ein entschlossener Sinn vermag auch manchmal dem Bösen Einhalt zu tun. Wir haben es gestern bei dem guten Unteraufseher gesehen. Ehre sei solchem Manne!"

Die Mutter liess ihn versprechen, dass er jedenfalls, ob mit oder ohne Martin, im Laufe des Tages oder spätestens abends zurückkehren

wolle. In der Uniform der Nationalgarde, mit seinem Gewehr bewaffnet, eilte Philipp hinaus. Die Kanonade dröhnte wieder, dass die Erde bebte; die Flammen wüteten in den verschiedenen Stadtteilen; schwarzer Rauch verdunkelte die Luft.

Mehrere Male wurde er angehalten und genötigt, mit an einer Barrikade zu bauen; mehrere Mal musste er seinen Weg zurückmachen, um auf anderen, den Kugeln minder ausgesetzten Wegen weiter zu kommen. In die Kreuz und Quer fragte er nach Martin, ohne ihn zu finden.

So war der Tag schon weit vorgerückt, als er endlich auf der Avenue d'Italie anlangte. Hier fand er eine noch grössere Bewegung als überall sonst. Eine Reihe der Föderierten war vor dem dort befindlichen Gefängnis aufgestellt. Einer der wildesten und blutgierigsten Männer der Kommune stand an ihrer Spitze.

Er fluchte und tobte. Als Philipp erschien, schrie er ihn an und fragte, was für Nachrichten er bringe.

„Das Pantheon ist von den Versaillesern genommen — die Truppen rücken vor, sie besetzen einen Punkt nach dem andern," versetzte Philipp.

Serizier, das war der Name jenes Mannes, schrie in wahnsinnigem Zorn:

„Es muss alles verbrannt werden!!"

Er stürzte in einen Weinladen, trank schnell ein paar Gläser Branntwein, schlug mit der

Faust auf den Ladentisch und schrie: „Gut, alles soll krepieren!“

Darauf eilte er in die Avenue zurück und schrie mit donnernder Stimme: „Herbei, gut gesinnte Bürger, um den Pfaffen den Garaus zu machen.“

Eine Anzahl Föderierter lief herbei; unter ihnen zwei Frauen in kurzen Röcken, knapp anliegenden Westen, das Käppi auf dem Kopf und das Gewehr auf der Schulter.

„Es leben die Heroinen!“ rief Serizier, winkte einem seiner Freunde und gab ihm einen geheimen Befehl. „Seid Ihr bereit?“ schrie er dann, indem er sich zu den Föderierten wandte.

„Ja, keiner soll uns entgehen,“ erwiderte die eine der Frauen.

Der Freund Seriziers öffnete die Tür des Gefängnisses und rief: „Heraus ihr Pfaffen! Kommt und rettet euch, es ist Zeit.“

Eine Anzahl Dominikaner, die man tagszuvor hierher gebracht hatte, erschienen auf der Schwelle. Sie wussten ihr Schicksal und sagten zu den im Gefängnis zurückbleibenden: „Betet für uns!“

„Kommt heraus, einer nach dem andern,“ schrie man ihnen zu. Der erste, der heraustrat, der Prokurator des Klosters, dem sie angehörten, hatte kaum einen Schritt gemacht, als er von einer Kugel getroffen wurde.

Er hob die Arme gen Himmel und rief: „Ist es möglich?“ dann stürzte er zusammen.

Der Prior, der nach ihm kam, wendete sich zurück zu seinen Gefährten und sagte fest: „Kommt, meine Kinder, mit Gott.“

Damit stürzten sie alle hervor und suchten laufend ihre Rettung, von den Kugeln verfolgt und meistens getroffen. Es entstand eine wahre Menschenjagd. Die Leute an den Fenstern klatschten in die Hände, man lachte über die Fliehenden. Die jüngste der beiden Frauen, eine hübsche Blondine, war besonders eifrig in der Verfolgung. Sie lud ihr Gewehr stets von neuem und schrie: „Ha die Feiglinge, sie fliehen!“

Da fühlte sie sich plötzlich von einer starken Hand gefasst, gerade als sie im Bergriff stand, auf einen Dominikaner, der in eine Seitenstrasse flüchten wollte, zu schiessen; der Schuss ging fehl und der Mönch verschwand unter einem grossen Torweg.

„Halt ein, Megäre!“ sagte eine von Erregung zitternde männliche Stimme.

Wütend schaute der blonde Teufel sich nach dem Angreifer um und rief: „Lass los, du Hund, damit ich dich“ —

Aber das Wort erstarb ihr auf den Lippen, als sie in Philipps zornglühendes Antlitz sah, denn er war es, der sich zwischen sie und ihr Opfer geworfen hatte.

„Du bist's? Dich such ich schon lange,“ sagte sie halblaut und wandte sich dann rasch gegen zwei Föderierte, die angelaufen kamen und schrieen:

„Sollen wir dir helfen, dir, unserer neuen Théroigne de Méricourt? Sollen wir den Versailleser da niederschiessen, der die Rache des Volks aufhält?“

„Ach dumme Teufel, die ihr seid; das ist mein Geliebter, der mich suchte und mich festhält aus Freude, mich endlich gefunden zu haben; der ist ächter als ihr!“ rief ihnen das Mädchen entgegen, ergriff Philipps Arm und zog ihn, noch ehe er sich besinnen konnte, fort in die Seitenstrasse, indem sie ihm zuflüsterte: „Kein Wort oder du bist des Todes.“

Die Menschenhetze dauerte indessen fort und ein blutendes Opfer nach dem andern sank unter dem Hohngelächter der entmenschten Rotte zu Boden. In der entfesselten bestialischen Lust des Mordes achtete man auch des kleinen Zwischenfalls nicht weiter, nur die beiden Föderierten lachten und der eine sagte: „Ach, unsere Heldin wird sich ein bisschen Erholung gönnen nach der Arbeit.“

Das Mädchen aber zog den Jüngling mit Blitzesschnelle in ein Haus in der stillen Seitengasse und verriegelte von innen die Haustür.

„Unbesonnener,“ sagte sie plötzlich sanft, „war ich es nicht, so war es um dich geschehn. Erkennst du mich nicht?“

Philipp sah sie an und nun fiel ihm jene Blonde ein, die ihn am ersten Morgen im Rathaus angeredet hatte. Schaudernd wendete er sich von ihr ab und sagte: „Lass mich, was habe ich mit dir zu schaffen, Mörderin?“

„Dich hinauslassen in das Blutbad? Nein, um keinen Preis," versetzte sie, „habe ich nicht eben dein Leben gerettet? Ich will es vollends retten; gingst du jetzt hinaus, so würdest du eine neue Unvorsichtigkeit begehen und unfehlbar das Opfer werden. Du bist noch so jung, vielleicht hast du eine Mutter, die mir's danken wird."

Die Erinnerung an seine Mutter wirkte besänftigend auf Philipp; dass er nur ein unnützes Opfer bringen würde mit seinem Leben, leuchtete ihm auch im selben Augenblick ein, aber das Grauen vor seiner Retterin war stärker als jedes andere Gefühl, und er sagte noch einmal hastig: „Lass mich gehen — ich will heimzukommen suchen zu meiner Mutter — was bewegt dich, mich zu retten?"

Da sah ihn das Mädchen mit einem sonderbaren Blick an, aus dem plötzlich alle Wildheit verschwunden war und in dem ein feuriges Leuchten aufstieg.

„Was mich bewegt? Du sollst es wissen," sagte sie. „Ich suchte dich immer seit jenem Morgen, an dem du mich so hart zurückstiessest. Vielleicht bin ich nicht so schlimm als du denkst. Komm mit in mein Zimmer, ich wohne hier im Haus. Wenn es draussen still geworden ist, führe ich dich selbst zu deiner Mutter. Höre mich an, ich beschwöre dich. Ausserdem," fügte sie plötzlich gebieterisch hinzu, „bist du in meiner Macht. Denn wolltest du jetzt hinaus — ein einziges Wort von mir — und dein Los ist entschieden."

Nicht ihre Drohung aber ein gewisses Etwas in ihrem Wesen, das ihrer früheren Gemeinheit und Wildheit widersprach, zwang Philipp, trotz des Grauens, das er vor ihr empfand, ihr die Treppe hinauf in ein kleines Zimmer zu folgen. Draussen, das fühlte er, lauerte der Tod auf ihn, denn er konnte nicht untätiger Zuschauer sein des Entsetzlichen, das da geschah. Sann auch sie Verrat, nun so hatte er seine Waffe bei sich und konnte entweder sterben oder auch — der Gedanke durchzuckte ihn schaudernd — morden. Aber er fühlte, dass es Augenblicke gibt, wo der heilige Zorn zu solcher Tat hinreissen kann, die kein Gott verdammen darf, weil sie die Vernichtung des zur Bestie entweihten Abbildes der Gottheit selbst ist.

In dem Zimmer herrschten Ordnung, Zierlichkeit und Stille, die wohltuend auf Philipp wirkten in der furchtbaren Aufregung und dem qualvollen Seelenzustand, in dem er sich befand. Fast willenlos sank er auf einen Stuhl und verbarg, die Arme auf den Tisch gestützt, das Gesicht in beiden Händen. Die entsetzlichen Dinge, die er in diesen Tagen erlebt hatte, verursachten seiner reinen Seele einen Schmerz, der ihn zu übermannen drohte und ihn im Augenblick ganz vergessen liess, wo und mit wem er sich befand.

Das Mädchen hatte sich inzwischen, ohne dass er, versunken in dumpfes Brüten, es wahrnahm, in eine anstossende Kammer begeben und kam nach kurzer Frist, vollständig

verwandelt, zurück. Sie hatte ihre halb männliche Kleidung abgelegt, Gesicht und Hände von Staub und Pulverdampf gereinigt; ein helles Kleid hob ihre zierliche Gestalt hervor und ihr prächtiges, blondes Haar wallte aufgelöst den Rücken hinunter. Sie sah fast schön aus, und in den blauen, von langen schwarzen Wimpern beschatteten Augen hatte sich ein Ausdruck von Sanftmut eingestellt, der zweifeln liess, ob dies dasselbe Wesen sein könne, das noch soeben wie ein Raubtier sich am Mord erfreut hatte. Sie ging leise hin und her, schaffte im Zimmer noch mehr Ordnung, brachte eine Flasche Wein und Gläser herbei, und das alles, ohne dass Philipp aus seiner Versunkenheit aufgewacht wäre oder etwas von dem, was um ihn her vorging, bemerkt hätte. Endlich rührte das Mädchen ihn sanft an und sagte mit wohllautender Stimme: „Willst du nicht ein wenig Wein trinken, um dich zu stärken?“

Philipp sah auf wie geistesabwesend und starrte die Erscheinung mit unsicherem Blicke an. Es verwirrte sich alles in seinen Gedanken; er konnte nicht glauben, dass dies sanft lächelnde Wesen die Hyäne von vorhin sei, er war wie in einem Traume befangen. Sie reichte ihm ein Glas Wein, er nahm es ganz instinktmässig und stürzte es in einem Zug hinunter, indem seine Augen an der Erscheinung vor ihm hingen, deren Blicke sich tief in die seinen senkten und eine wunderliche Empfindung in ihm wach riefen, während der

feurige Wein heiss durch seine Adern schoss. Sie reichte ihm ein zweites Glas und er leerte es in gleicher Weise, ohne zu wissen und zu überlegen, was er tat.

„Wer bist du?“ fragte er dann wie abwesend, „wo kommst du her? Du kannst jene andere nicht sein — jenes Scheusal in Mädchengestalt“ —

„Ich bin eine Unglückliche,“ sagte sie und sank neben ihm auf die Knie, „aber nicht so schuldig, wie ich dir scheinen muss. Wenn du mich anhören wolltest — du tätest ein gutes Werk.“

Dabei ergriff sie seine Hand und sah ihn mit einem heissen, flehenden Blick an.

Er wollte ihr die Hand entziehen, aber gefesselt von dem Blick, wie unter der Macht dämonischer Gewalten, liess er sie ihr. Während sie sprach, zog sie seine Hand leise auf ihr Herz, dessen Schläge unter dem leichten Kleide deutlich fühlbar waren.

„In der Schande bin ich geboren und erzogen,“ sagte sie, „meinen Vater habe ich nicht gekannt, man sagt, es sei ein vornehmer Herr gewesen, der meine Mutter verführt und sie dann ihrem Schicksal überlassen hatte. Mit einem Kind, für das sie sorgen musste, in tiefer Armut, nachdem die Gaben des Verführers aufgezehrt waren, erhielt sie uns mit dem Geld der Schande, und als sie endlich keinen Käufer mehr fand und krank und abgenutzt dalag, da war ich so weit, dass ich

für sie auf gleiche Weise sorgen konnte, wie sie für mich gesorgt hatte. — Erschrick nicht, wende dich nicht von mir," sagte sie flehend, als Philipps Hand in der ihren zuckte und er, von einem Schauder ergriffen, zurückfuhr. „Ich war das Kind der Sünde, in der Sünde erzogen — war ich schuldig, dass ich ihr verfiel?"

Sie sah ihn mit feuchten Augen an und Philipp fühlte sein Herz von einem unendlichen Mitleid und einem tiefen Schmerz überflutet, die seinen Ekel überwanden. War er nicht auch das Kind der Sünde? Nur dass er einen edlen Vater hatte und daher der Glücklichere war. Er wandte sich ihr wieder zu und sagte sanft: „Sprich weiter."

Sie drückte seine Hand an ihre Lippen und fuhr fort: „Meine Mutter starb während der Belagerung im Elend; ich habe sie wenigstens treu gepflegt, so gut ich es vermochte, und habe oft selbst gehungert, um ihr das Nötige zu schaffen, denn in der Zeit brachte auch — mein — Gewerbe nichts ein" — sie fuhr mit der Hand über die Augen und sagte leise: „Arme Mutter!"

Philipp drückte unwillkürlich die Hand, die die seine hielt, des Mädchens Blicke leuchteten zu ihm auf. „Nun kam das Ende der Belagerung — ein alter — Bekannter — fand mich, zog mich hinein in den tollen Strudel — nach langer Entbehrung strömten Genuss und Wohlleben zurück; ich wurde zu ihren ausgelassenen Festen gezogen — ihre Reden erhitzten meine

Phantasie — ich begeisterte mich für Freiheit und Gleichheit und glaubte, es sei eine Heldentat, auch des Weibes würdig, die Feinde zu töten. Da, nach einer wild, bei ausgelassenem Mahl verbrachten Nacht sah ich dich in das Stadthaus eintreten, es fasste mich dein Anblick wie ein Zauber — ich stürzte auf dich zu — halb meiner Sinne nicht mächtig — dachte, du seist wie die andern — würdest nicht widerstehen — da — da stiessest du mich zurück und auf deinem Antlitz malte sich — Abscheu. — O wenn du wüsstest, wie mich das ergriff! Zum erstenmal im Leben geschah mir das; sonst — ohne Liebe, ohne Beschämung, stürzte ich den Lasterhaften in die Arme und betäubte meinen Ekel mit hitzigen Getränken, mit wahnsinnigen Festen — da — kamst du, der schönste Jüngling, den ich je gesehen — mich ergriff das fieberhafte Verlangen und — ich ward zurückgestossen, von den rohen Gefährten verhöhnt. Zum erstenmal las ich in meinem eignen Herzen wie mit Flammenschrift ein Wort: „Verworfen.“ Zum erstenmal durchzuckte es mich wie ein ungeheurer Schmerz. Ich sah dich zurückgehen durch den Saal und wagte nicht, mich dir wieder zu nähern. Von nun an suchte ich dich überall, wollte dir wieder begegnen, sah dich auch einige Male von ferne, aber du bemerktest mich nicht — gingst so unangreifbar, so rein, so verschieden von allen andern an mir vorüber, ich — liebte dich mit Leidenschaft, mit

Raserei — zum erstenmal im Leben wusst' ich, was Liebe ist und sah einen Abgrund zwischen dir und mir. Da ergriff mich die Verzweiflung, ich stürzte mich zurück in mein voriges Leben, um zu vergessen; ich half mit am Werk der Zerstörung, um mich zu rächen am Schicksal, das mich selbst zerstört hatte, indem es mich von der Wiege an in den Schlamm warf. Ich fing an zu morden, um im Blut die heisse Flamme zu kühlen, die mich verbrannte, und hoffte im wahnsinnigen Wüten selbst unterzugehen und mein elendes Dasein zu beschliessen."

Sie schwieg, ihr Angesicht fiel auf Philipps Knie und ihr Körper zuckte konvulsivisch, wie von einer ungeheuren Angst durchbebt. Er sass da, fassungslos, nicht eines Wortes fähig. Grauen, Abscheu, Mitleid und eine seltsame Erregung kämpften miteinander in seinem Herzen. Wenn seine reine Seele sich mit Schauder von der so tief Gesunkenen wandte, so musste er sich doch sagen, dass er ebenso dem Laster hätte verfallen können durch den Fluch, den die Gesellschaft über die Kinder der nicht durch das Gesetz legalisierten Liebe ausgesprochen hat, wenn nicht sein guter Stern es anders für ihn gefügt hätte. Und diese Gesunkene, die vor ihm kniete, war doch nicht ganz verdorben, da der Anblick eines Reinen das Bewusstsein ihres Elends in ihr wachgerufen hatte. Sie liebte ihn, wenn auch mit einer Flamme, die ihn unheimlich sengend berührte, die aber doch, wie alle Liebe, Mitleid

verdiente, wenn sie auch nicht Entgegnung finden konnte. Sie hatte ihm eben das Leben gerettet und endlich — sie war in diesem Augenblicke schön. Wie eine büssende Magdalena lag sie vor ihm und ihr golden glänzendes, gelocktes Haar umfloss sie wie ein lichter Schein. Sein Blut war in Wallung, seine Phantasie erhitzt; die ungeheuren Eindrücke der Tage hatten ihn ausser sich gebracht; der feurige Wein hatte seine Sinne ihrer sonstigen, ruhigen Klarheit beraubt; die plötzliche Stille in dem kleinen Raum nach dem Lärm draussen, die Einsamkeit mit diesem Geschöpf, das zum erstenmal in seine reine Jugend das Geständnis der Leidenschaft brachte — alles das liess ihn lange wie versunken bleiben, unfähig ein Wort zu sagen oder sich selbst Rechenschaft zu geben über das was er empfand, während sie, immer noch vor ihm liegend, fester seine Knie umfasste und ihr Gesicht hier krampfhaft verbarg.

„Armes Mädchen," sagte er endlich träumerisch mit weicher Stimme und strich mit der Hand leise über ihr seidenweiches Haar.

Da erhob sie ihr Haupt wie von einem Zauber berührt und heftete ihre Augen mit einem solchen Ausdruck von Flehen und Liebessehnsucht auf ihn, dass auch sein Blick wie verzaubert an ihr haften blieb und ein heisser Strom ihm zum Herzen wallte, der ihn jeder Besinnung beraubte. Er beugte sich zu ihr nieder, um sie aufzuheben, mit einem Freuden-

schrei fiel sie in seine Arme, presste ihn an ihr wild pochendes Herz und ihre heissen Lippen auf seinen Mund. Zum erstenmal umflutete ihn die Raserei der Leidenschaft und nahm ihm für eine Weile jede Herrschaft über sich selbst. Endlich erhob sich das Mädchen, warf den Kopf zurück, der in bachantischer Lust glühte und rief lachend: „O, nun segne ich die guten Pfäfflein, die ich ins Paradies schickte; sie halfen mir zu meinem Glück! Und wer weiss, ob sie nicht auch mich jetzt segnen und sich mit einem holden Engelein für die lange, irdische Entbehrung entschädigen! Komm Geliebter, lass uns auf ihr Wohl im Himmel trinken!“ Sie sprang an den Tisch, schenkte zwei Gläser voll und wandte sich zu Philipp, um ihm das eine zu reichen, während ihre Augen mit wollüstigem Verlangen zu ihm aufsahen. Aber sie fuhr erschrocken zurück, denn Philipp hatte sich erhoben und stand totenblass vor ihr, in tiefster Erregung, krampfhaft die Stuhllehne mit der einen Hand umfassend, während die andere mit heftiger Bewegung das dargebotene Glas zurückwies, sodass dessen Inhalt verschüttet auf den Boden floss.

„Gott, Gott,“ drang es wie ein Schmerzensschrei aus Philipps Brust, „warum hast du mich verlassen? Wo bin ich hingekommen? Unglückliche, woran mahnst du mich? Nun weiss ich wieder, wer du bist. — Weh mir!“

Dabei bedeckte er das Gesicht mit den Händen und stöhnte laut.

Das Mädchen warf das Glas fort, dass es klirrend zerbrach, und sprang auf ihn zu; sie wollte ihn mit ihren Armen umfangen und ihr glühendes Gesicht dem seinen nähern, aber er stiess sie von sich und rief: „Lass mich, lass mich, wir haben nichts miteinander gemein!“ — „Ach, und doch,“ flüsterte eine klagende Stimme in seinem Herzen, „wir sind beide die Kinder der Sünde!“ — Und wieder drang ein schmerzliches Stöhnen aus seiner Brust.

„Ei Geliebter, sei kein Tor,“ rief das Mädchen, „sieh, deine Küsse erlösen mich; habe ich dich gefragt, ob du Geld hast, meine Umarmungen zu kaufen, wie die andern es taten? Nein! Dich lieb ich und dein will ich sein ohne Preis, und so wie ich dir heute das Leben rettete, so will ich für dich arbeiten, wenn du arm bist und will dir treu sein, dir allein. Nun komm aber auch, lass die Grillen! Die Toten wecken wir nicht wieder auf! Lass uns das Leben geniessen; dieser Augenblick ist unser, wer weiss, ob es der nächste ist.“ Bei diesen Worten umschlang sie ihn mit leidenschaftlicher Gewalt und wollte ihn fortziehen zu dem Lager, das sich in einem Alkoven befand. Er aber machte sich aufs neue von ihr los und, völlig zur Besinnung gekommen, sagte er fest: „Nein, lass mich weg von hier! Was mich auch draussen erwartet, es ist besser, dass ich untergehe, als dass ich hier meine Seele beflecke. Deine Liebe kann keinen Segen bringen und — ich — liebe dich nicht.“

Ein Schrei drang aus des Mädchens Brust, dann stürzte sie ihm, der auf die Tür zuschritt, in den Weg und stellte sich vor dieser auf. In den heftigen Bewegungen war das leichte Tuch, das sie umgeschlungen hatte, herabgeglitten; die weissen Schultern, der wogende Busen waren sichtbar geworden, ihr goldenes Haar umwallte sie, die Wangen glühten, die Augen sprühten Flammen der Leidenschaft; sie war keine büssende Sünderin mehr, sondern eine wilde Mänade, wie sie Euripides in grauenvoller Grösse, vom bachischen Taumel erfasst, geschildert hat.

„Nein, du entfliehst mir nicht," schrie sie, „törichter Knabe, verschmähst du, wonach andere gierig greifen? Komm, komm, koste es nur einmal, trink ihn nur einmal, den Freudenbecher, und du verlässest mich nicht mehr."

„Unglückliche," sagte der Jüngling, indem er ihre Hand erfasste, „kannst du dem verworfenen Leben entsagen, das du führst, so komm; ich will dich zu meiner Mutter führen, zu einer guten, heiligen Frau, sie soll dir den Weg der Tugend und der Arbeit zeigen und ich will dir ein Bruder sein; — mehr und anderes — nie."

„Ho, ho, mein Schöner," rief sie, indem sie wild auflachte, „willst du ein Kapuziner werden und mir predigen? Nimm dich in acht, dort ist mein Gewehr noch, das heute schon anderen frommen Pfäfflein behülflich gewesen ist. — Aber nein, mein holdes Lockenhaupt,

hier an meiner Brust ist dein Platz und in deinem Kuss ist meine Tugend."

Damit umschlang sie ihn von neuem mit Heftigkeit. Er aber machte sich diesmal mit Gewalt los, stiess sie zur Seite, öffnete die Tür und stürzte hinaus. Mit einem Schrei der Wut flog die Mänade auf ihr Gewehr zu, eilte auf den Gang hinaus, wo es inzwischen ganz finster geworden war und drückte los ins Dunkel hinein. Aber in dem Augenblick ergriff sie eine feste Hand, entwand ihr das Gewehr, stiess sie in die Stube zurück und eine Stimme rief: „Mörderin, nun bin ich auch des Dankes gegen dich quitt."

Philipp, ahnend was geschehen würde, war dicht neben der Tür im dunklen Gang stehen geblieben, während sie in blinder Wut in der Richtung der Treppe losgefeuert hatte. Als sie in das Zimmer hineintaumelte, zog er rasch die Tür zu und drehte den Schlüssel, der aussen stecken geblieben war, um. Dann eilte er, des Schreiens und Tobens der Gefangenen nicht achtend, zur Treppe hinunter und fort in die Nacht hinaus.

Es war jetzt still und leer in den Strassen, wo vorhin ein so fürchterlich erregtes Leben geherrscht hatte. Die Föderierten waren entflohen, die Versailler Truppen hatten ihren Eroberungsmarsch weiter fortgesetzt. Philipp konnte ungehindert den Weg zu seiner Mutter Wohnung gehen. Die Nachtluft kühlte sein erhitztes Blut; die Stille draussen umfloss ihn

wie ein heilender Balsam. An einem freien Platz blieb er stehen; ein Springbrunnen rauschte in der Nähe und verbreitete liebliche Frische; Blumen, die ihm als Einfassung dienten, dufteten durch die Nacht, am Himmel leuchteten in ruhiger Klarheit unzählige Sterne. Der Jüngling atmete tief auf; es war ihm, als fiele eine Zentnerlast von seiner gepressten Brust. Er setzte sich am Rand des Springbrunnens nieder; die furchtbaren Szenen und Gestalten der letzten Tage zogen sich in ein schwarzes, finsteres Schattenbild zusammen und dieses Schattenbild schwebte langsam, wie eine unheilschwangere Wolke, vorüber und zerfloss in der Nacht. Noch einmal leuchtete aus dem Dunkel ein Mädchenantlitz mit liebeglühenden Augen hervor, plötzlich wurde es zu einem Medusenhaupt, Schlangenhaare schüttelnd, und versank dann mit dem übrigen im Dunkel.

„Nein, das ist die Liebe nicht," rief es in seinem Herzen, „das ist die Sünde, die das Elend auf Erden erzeugt; die Gewalt der Sinne, die Gewalt blinder Triebe, die all die traurigen Verhältnisse und deren Gefolge, die Ausgeburten der Hölle hervorbringen! Wie anders denke ich mir die Liebe! Einen Frühlingsmorgen, der alle Knospen ins Leben ruft; eine Sonne, die mit wonnigen Strahlen jede edelste Fähigkeit des Wesens weckt; einen Besitz, der in keuschen Wonnen die Seele in das Reich der Ideale entführt. Wehe über jene wilde Sinneslust, in der das edelste Kleinod,

die Reinheit des Herzens stirbt! Wehe über jene Welt, in der die Zügellosigkeit des Wollens die blutigen Greuel der Vernichtung heraufführt! Ach, die glückliche Vertrauenswelt, in der ich aufwuchs, ist für immer zerstört! Die kindlichen Gefühle, die mein Herz beglückten, konnte ich mit dem Schmerz vereinen, als mir die Augen aufgingen über das Rätsel meiner Geburt, meiner Stellung im Leben. Aber nun, wo ich mit Schaudern im Licht der lodernden Flammen eine Welt beleuchtet sehe, in der niedere Leidenschaften, Mord und Ungerechtigkeit herrschen, nun, wo ich es erfahre, wie nah die Sünde auch dem reinsten Herzen ist und wie der Sinnentaumel das Gebot der Sittlichkeit in uns überwältigt — wie soll ich noch glauben? Und dennoch fühle ich es: es gibt eine Tugend, die über alles siegen kann, es gibt ein Reich der Ideale, in dem der Geist sich zu reinen Freuden erhebt, es gibt eine Liebe, die zwei Seelen zur Gottähnlichkeit emporführt. — O wo bist du, Stern meines Lebens, der mir durch die Nacht des Daseins leuchtet? Wie heissest du, dunkles Wort, das mir das Rätsel in mir selbst löst und mir Versöhnung und Frieden bringt? Ewiges Schicksal, zeig mir den Stern, lass mich das Wort hören! Ich gelobe es, ich will ein Versöhner sein im Leben, kein Zerstörer, ein Verkündiger der Schönheit, die erlöst und befreit, anstatt zu knechten und zu vernichten. Ich höre ein Rauschen in meinem Innern wie von dem Quell der

Offenbarung der Wahrheit; lass mich den Weg finden, der zu dem Quell leitet und meinen sehnenden Durst an ihm stillen!“

Er hatte die Hände über die Brust gekreuzt, Tränen entflossen seinen Augen und sein ganzes Wesen drängte sich in ein inbrünstiges Sehnen zusammen. Er schaute aufwärts, wie es die fromme Gewohnheit der Jugend uns lehrt, im Glauben, es wohne oben die Hülfe. Die Sterne schienen ihm die Gewissheit anderer, vollendeterer Zustände, als die auf der Erde, zuzufunkeln. In ihm wogte es wie ein Rhythmus, wie eine ferne, niegehörte Melodie. Er suchte Rhythmus und Melodie zu deuten, festzuhalten, aber es gelang ihm nicht. Es war ihm nur stiller ums Herz geworden und seine Seele zog wie auf Flügeln, wie durch weite Ätherräume, leuchtenden Gestalten nach, die gleich Tonwellen dahinglitten und den Weg in eine ferne Seligkeit anzudeuten schienen.

Versunken in diese wunderbare Traumwelt, war das Bewusstsein der Zeit ihm entschwunden und Stunden waren vergangen; da plötzlich zuckte ein greller, roter Schein auf und beleuchtete mit düsterem Licht die Gegenstände umher. Es waren Flammen, die aus den schon verglimmenden Feuersbrünsten wieder aufflackerten. Erschrocken fuhr der Träumer empor; die ganze schreckliche Wirklichkeit kehrte seinem Bewusstsein zurück. Er sprang in die Höhe, „fort, fort, aus diesem furchtbaren Ort, aus diesem höllischen Streit,“ rief es in seinem

Herzen. Er wollte dem Hause seiner Mutter zueilen, um mit ihr seine Flucht zu beraten oder sie mit sich zu nehmen, aber fort wollte er um jeden Preis. In der Strasse, in die er einlenkte, war es still und dunkel, nur zuweilen warf der aufflammende Feuerschein ein flüchtiges unheimliches Licht über die Gegenstände. In solch einem Aufleuchten stand Philipp plötzlich einem Mann gegenüber, der vorsichtig an den Mauern hinschlich und den er im Dunkel vorher nicht hatte kommen sehen. „Bist du es, Philipp," fragte der Mann, indem er ihn am Arm fasste, „wohin willst du? Dort hinaus ist alles voll von den Versailler Truppen und du siehst noch aus wie ein Föderierter und hast Waffen, man wird dich gefangen nehmen."

Philipp erkannte in dem Mann einen Arbeiter, den er oft bei Martin gesehen hatte und der ihm als ein guter Mensch bekannt war. Er sagte ihm, dass er um jeden Preis fort müsse aus der im Brudermord begriffenen Stadt, aber vorher seine Mutter sehen wolle.

„Komm mit mir," sagte der Mann, „deine Mutter ist auf dem Wege, ihren Mann und dich zu suchen; ich war vor einer Stunde bei ihr und verliess mit ihr zusammen das Haus. Sie wird auch nicht sobald zurückkehren, denn dort in der Gegend werden die Häuser alle streng untersucht nach den Kommunards, da unsere Truppen bereits dort Herren sind. Ich halte es mit den Versaillesern, die die Ordnung und das rechtmässige Gouvernement der Republik wieder-

bringen, denn ich bin ein Republikaner und kein Kommunard. Ich habe einen Auftrag an einen der Befehlshaber draussen und habe sicheres Geleit. Komm mit mir, ich führe dich sicher hinaus und von dort kannst du weiter, wohin du willst. Ich muss morgen nach Paris zurück, da suche ich deine Mutter auf und bestelle ihr deine Aufträge. Sie wird glücklich sein, dich in Sicherheit zu wissen, sie war sehr besorgt um dich.“ —

Zum Überlegen war nicht lange Zeit, der Mann drängte auf Eile; weiter hinein in die Stadt gehen, hiess sich wieder den wilden Ereignissen und dem Zufall preisgeben. Einmal draussen, gelang es ihm dagegen, vielleicht den Vater aufzufinden, nach dem er grosse Sehnsucht hatte. Er folgte also dem Manne in dessen Wohnung und legte dort eine bürgerliche Kleidung an, die dieser ihm lieh. Mit dem Geleitbrief, den jener hatte, kamen sie glücklich durch den von den regulären Truppen bereits besetzten Teil der Stadt hinaus. Philipp atmete etwas auf, als er die Stadt hinter sich hatte, aber noch lag es auf ihm wie ein Alb, und es war, als folgten ihm die Furien des Mordes und der Zerstörung, die er drinnen hatte wüten sehen. Er sehnte sich nach tiefer Einsamkeit und grosser Natur, wo kein Laut ihn erreichen und keine Greuel entfesselter Leidenschaften sein reines Herz verwirren und beängstigen könnten; und er beschloss zu versuchen, das Meer und an der Küste einen einsamen Ort zu erreichen, wo

er, fern von Menschen, eine Zeitlang leben und sich selbst wiederfinden könnte, bis die Ereignisse entschieden seien und ihm verstatten würden, seinen Vater aufzusuchen und sich mit ihm zu vereinen.

XXIV.

Er trennte sich von seinem Gefährten, dem er auftrug, seine Mutter seinetwegen zu beruhigen. Um unbemerkter zu sein und ungefragt weiter zu kommen, beschloss er, zu Fuss zu gehen und sich für einen Engländer auszugeben, da er der Sprache vollkommen mächtig war und den Pass eines englischen Schulfreundes bei sich führte, den dieser ihm, bei seiner Abreise aus dem Kolleg, mitgegeben hatte, um ihn im Notfall in den Kriegsbedrängnissen gebrauchen zu können. Er wanderte in der Richtung der Bretagne, um so weit als möglich von dem Schauplatz der Kriegsereignisse und der blutenden und flammenden Hauptstadt entfernt zu sein. Das tiefe Grauen vor den Abgründen des Lebens, in die er geschaut hatte, und eine qualvolle nervöse Aufregung trieben ihn rastlos vorwärts, bis ihn die Kräfte verliessen. Dann gönnte er sich stets nur eine kurze Rast unter freiem Himmel, raffte sich wieder auf und eilte weiter die Nächte durch, ohne irgendwo einzukehren.

So kam er endlich beim Anbruch des vier-

ten Tages in ein grünes Land, wo weite, einsame Strecken, am Horizont von dunklen Wäldern eingefasst, sich vor ihm ausdehnten, hier und da von Gruppen gewaltiger Eichen unterbrochen, hinter denen zuweilen ein Kirchturm oder die Dächer kleiner Bauernwohnungen hindurchschimmerten. Ein sanftes Wehen, wie es dem Sonnenaufgang vorausgeht, fuhr durch das Laub, und einzelne Vogelstimmen zwitscherten ihre Morgenhymne dem nahenden Licht entgegen. Mit der aufsteigenden Sonne begann auch das menschliche Leben zu erwachen. Junge Burschen eilten auf ihren Pferden an die Tränke; Bäuerinnen mit weissen Hauben kamen aus den Häusern und fingen an sich im Garten und Feld zu beschäftigen.

Wie im Traum starrte Philipp auf diese friedlichen Bilder, die seiner von den entsetzlichsten Vorstellungen überreizten Phantasie wie etwas Unwirkliches, Märchenhaftes erschienen. Von Übermüdung und Hunger bis zum äussersten erschöpft, hielt er endlich bei einem Bauernhaus an und fragte eine Frau, die eben aus der Tür trat, wo er sich befinde. „Nun in der Bretagne," erwiderte die Bäuerin, die ihn mit grossen Augen anblickte, denn der Jüngling sah so verwildert und verstört aus, so übermüde und doch so aufgeregt, dass ihr der Gedanke kam, er müsse wohl aus jenen Regionen kommen, wo der Krieg wüte, von dem nur unvollkommene Schreckensnachrichten bis in diese friedlich gebliebenen Teile des Landes gedrungen waren.

„Kommt Ihr von dort unten und habt Ihr mitgefochten gegen die verfluchten Deutschen?“ fragte sie und sah mitleidig auf des Jünglings bleiches Antlitz. Als er bejahte, fuhr sie fort: „Kommt ins Haus; Ihr seht so müde aus; erquickt Euch mit frischer Milch und ruht Euch aus; erzählt uns von da unten. Ist's wahr, dass nun die unseren anfangen sich zu würgen, nun wir Frieden haben mit dem Feind? Ist's denn noch nicht genug, dass unsere Männer fortmüssen und sich töten lassen, oder mit zerschossenen Gliedern wiederkommen und nicht mehr arbeiten können? O, heilige Jungfrau! Wehe über die, die so viel übles tun!“

Philipp nahm ein Glas Milch und ein Stück Brot, das sie ihm reichte, und nachdem er es verzehrt, sagte er ihr, er könne ihr jetzt nicht erzählen von all dem Schrecklichen, das er gesehen und das er zu vergessen strebe; er wolle aber wiederkommen, wenn er ruhiger sei. Sie möge ihm jetzt nur die Richtung zeigen, in der er zu gehen habe, um so schnell als möglich das Meer zu erreichen. Dann fragte er, wie viel er ihr schulde.

„Nichts,“ sagte die Frau, „ich müsste eine schlechte Frau sein, wenn ich denen, die für uns gekämpft haben, nicht umsonst eine Erfrischung reichte. Kommt bald wieder, seid unser Gast und erzählt uns alles.“

Dann zeigte sie ihm, wohin er zu gehen habe, um in kürzester Frist das Meer zu erreichen, und wollte nichts von Dank seinerseits

wissen. — Er wanderte mit Aufwand seiner letzten Kräfte fort, bis ihm endlich ein dumpfes Rauschen die Nähe des Meeres verkündete. Noch eine Biegung des Weges und plötzlich lag die weite Wasserfläche vor ihm, begrenzt von den aufsteigenden Felsen des Ufers, an deren Fuss mächtiges Steingeröll kleine Becken bildete, in dem das Seewasser stehen blieb, wenn die Flut bis hierher vorgedrungen war und sich zurückzog. Von Stein zu Stein springend, erreichte der Jüngling einen Ort, wo das Meer, nach Anstrengungen von Jahrhunderten, eine tief einschneidende Spalte in den Fels gerissen hatte, in der nun frisches Grün lustig wucherte und die steilen Felswände verdeckte. Hier hinein trieb es den Jüngling zur Rast. Er folgte dem Weg, den die Welle wohl früher hier gegraben hatte, und befand sich nach einiger Zeit in einer geräumigen Grotte, die einen kleinen Saal bildete, dessen Grund mit feinem weissen Sand bedeckt war. Die Strahlen der Sonne, die schon zum Untergang neigte und dem Eingang der Grotte gerade gegenüberstand, vergoldeten ihre Wände mit einem feenhaften Licht und liessen sie wie von tausend funkelnden Diamanten besät erscheinen. Man gewahrte aus der Grotte nur einen Streifen tiefblauen Himmels und noch tiefblaueren Meeres, in Sonnengold gebadet. Schlinggewächse hingen in Bogen oben vom Fels herab und bildeten eine blühende Einfassung des Eingangs. Frischer, stärkender Lufthauch vom

Meer her mischte sich mit dem Duft von Thymian und anderen Kräutern, die in der Spalte wuchsen, und das Gemurmel der Wellen, die um das Steingeröll auf dem Ufer spielten, tönte wie ein ferner Orgelton harmonisch in die tiefe Stille der Grotte herüber.

Philipp fühlte seine Kräfte schwinden.

Es sank ermattet auf den Boden nieder, unfähig sich weiter zu bewegen. Sein Kopf glühte und schmerzte, ein brennender Durst verzehrte ihn; seine Gedanken gingen wirr durcheinander und sein Puls schlug heftig. Er schloss die Augen, aber Schlaf war es nicht eigentlich, was über ihn kam. Ein tolles Durcheinander von schrecklichen Bildern, von Flammen und Funken, tanzte vor seinem inneren Auge und quälte ihn. Nach einiger Zeit fuhr er mit jähem Schreck aus diesem Zustand auf; aber sein angstvoller Traum hatte sich plötzlich schön und lieblich verändert; die Dämonen, die ihn gepeinigt hatten, waren entflohen und eine Lichtgestalt in weissem Kleide, von den letzten Strahlen der Sonne wie von einer Glorie umflossen, stand vor ihm; ein wunderschönes Frauenantlitz neigte sich mit dem Ausdruck tiefen Mitleids über ihn, während eine feine, kühle Hand seine heisse Stirn berührte und sanft über sie hinstrich. Er starrte in das schöne Antlitz und ein mattes Lächeln verklärte seine Züge. „Bist du eine Fee?“ flüsterte er leise.

„Dies ist die Grotte der Feen,“ antwortete

ihm eine melodische Stimme, „doch ich bin keine Fee; aber ich will Ihnen helfen“ —

„Rette mich, rette mich — verlass mich nicht — schon kommen die Dämonen wieder, o — der Schmerz — der Schmerz“ —

Bei diesen wild ausgestossenen Worten griff der Jüngling nach der Hand der Erscheinung und hielt sie krampfhaft fest, während ihm auf's neue die Sinne vergingen und tiefe Ohnmacht seinen Geist umfing. —

Als er die Augen aufschlug und ein dämmerndes Bewusstsein in ihm aufstieg, war es ihm, als habe er lange, lange geschlafen und viele wirre Träume gehabt, aber auch oft wieder den Traum von der Lichtgestalt, von dem wunderschönen Antlitz, das sich über ihn neigte, und der sanften Hand, die seine Stirn kühlend berührte. Auch jetzt war ihm alles so fremd was ihn umgab, dass er meinte immer noch zu träumen, denn er sah sich in einem grossen, schönen Zimmer, in dem ein angenehmes Dämmerlicht durch die geschlossenen Läden drang, während die geöffneten Fenster liebliche Frühlingsluft und Blumendüfte hereindringen liessen. Er lag in einem bequemen Bett, alles um ihn atmete Reinlichkeit, Ordnung, ja Eleganz und Schönheit. Er konnte seine Gedanken gar nicht zusammenfassen, konnte sich auf gar nichts besinnen, nur die eine Empfindung hatte er: das konnte keine Wirklichkeit, sondern es musste ein Traum sein. Und seufzend schloss er die Augen wieder, um weiterzuträumen. Doch vernahm

er jetzt deutlich, wie sich die Zimmertür öffnete, Schritte sich seinem Lager näherten und eine melodische Stimme, die er schon einmal gehört zu haben glaubte, sagte: „Er ist besser, Doktor, nicht wahr? Das Fieber hat nachgelassen; wenn er nur nicht zu schwach ist.“

„Nein, nein,“ erwiderte eine Männerstimme, „das Fieber ist gänzlich verschwunden und die Erschöpfung ist natürlich nach zwei Monaten eines Kampfes auf Leben und Tod. Aber er ist jung und die Jugend überwindet vieles. Sie haben noch immer nichts Näheres über ihn erfahren?“

„Nein,“ sagte die weiche Frauenstimme wieder, „dass er ein Engländer ist, weiss ich durch den Pass, den er bei sich trug, aber sonst hatte er keine Papiere irgend einer Art, aus denen ich etwa die Adresse seiner Verwandten hätte sehen können. Wie müssen die um ihn leiden und wie glücklich werde ich sein, ihnen melden zu können, dass er lebt.“

Eine ganz unerklärliche Empfindung, aus Erstaunen, Scheu, Schüchternheit und Entzücken gemischt, durchdrang Philipps Herz und hielt ihn ab, die Augen zu öffnen und sein Wachsein zu verraten. Erst als nach einigen beruhigenden Worten des Doktors die Sprechenden sich entfernten, wagte er es verstohlen, ihnen einen Blick nachzuwerfen, und ein Glück, so gross, dass es ihn beinahe zu einem Ausruf verleitet hätte, flutete durch sein ganzes Wesen, als er in der hohen, edlen Frauengestalt, die

eben, von einem Manne gefolgt, zur Tür hinausschritt, jenes glänzende Wesen zu erkennen glaubte, das so beseligend durch seine Träume geschwebt war. Als die Tür sich geschlossen hatte, richtete er sich auf, befühlte sich selbst, betastete die Mauer, an der sein Bett stand, überzeugte sich, dass er lebe und wache, dass das, was ihn umgebe, Wirklichkeit sei, und fühlte, dass neue Jugendkraft sich in ihm rege und ein unbestimmtes Verlangen ihn ins Leben zurückrufe. Mit Sehnsucht wartete er auf die Erscheinung irgend eines lebenden Wesens, das ihm das Rätsel seines gegenwärtigen Zustandes lösen könne, denn er vermochte noch in keiner Weise Vergangenheit und Gegenwart aneinander zu reihen und seine Existenz wieder daraus zusammenzusetzen. Er hatte auch nur wenige Minuten zu warten, so öffnete die Tür sich von neuem und die Frauengestalt, die er vorhin nur flüchtig rückseitig gesehen, zeigte sich wieder. Diesmal blieb ihm kein Zweifel: es war die Erscheinung aus der Feengrotte, die Erscheinung seiner Träume, mit der edlen Gestalt, mit dem von junonischer Hoheit strahlenden Gesicht, mit der vornehmen Haltung, die nur grosses Selbstbewusstsein oder grosse Gewohnheit des Weltlebens gibt. So wie damals in der Feengrotte umfloss sie ein weisses Kleid, das in seiner einfachen Schönheit den höchsten Geschmack verriet, während sie das reiche schwarze Haar ohne jeden äusseren Schmuck trug. Sie hielt eine Rose in der

Hand und blieb überrascht stehen, als sie den Kranken aufrecht im Bette sitzen sah; dann aber eilte sie lächelnd auf ihn zu, hielt ihm die Hand entgegen und sagte: „Nun, Gottlob, da sind Sie ja genesen, welche Freude!“

Der Jüngling ergriff die dargebotene Hand, es ging etwas Unbegreifliches in ihm vor, er war unfähig, ein Wort zu sagen, aber er presste die feine, weisse Hand auf sein Herz und sah mit seinen ernsten, schwärmerischen Augen in das schöne Antlitz vor ihm, als wolle er ihr seine Seele geben. So sahen sie sich ein paar Sekunden lang schweigend an, endlich stammelte der Jüngling: „Ist dies Wirklichkeit oder noch immer Traum? Und wer bist du, du Wunderbare, eine Fee, ein Traumbild? Ach, nur entschwinde mir nicht wieder, wie in meinen Träumen.“

„Lassen Sie mich zunächst eine Fee bleiben, ich fand Sie ja in der Feengrotte,“ sagte die Schöne, indem sie ihn mit sanfter Gewalt auf sein Kissen zurückdrängte. „Sie müssen jetzt noch ganz ruhig bleiben und alles tun, was die Fee verlangt, denn sonst werden Sie aufs neue krank. Sie sollen nach und nach alles erfahren und auch ich habe Sie mancherlei zu fragen, denn obwohl ich eine Fee bin, so bin ich doch nicht allwissend. Aber wir haben Zeit zu dem allen,“ fuhr sie lächelnd fort, indem sie sich auf dem Stuhl, der am Bett stand, niederliess. — „Nur soviel will ich Ihnen sagen, dass Sie lange recht krank

waren und dass Sie hier bei mir sind, in meinem Schloss, wo Sie sich ruhig und ungestört erholen können, bis Sie ganz gesund werden.“

„Und dann?“ fragte Philipp mit zitternder Stimme, denn es war ihm, als fange sein Leben jetzt erst an, als gehöre er für immer hierher in diese zauberische Gegenwart, als sei alles, was hinter ihm liege, dunkle Nacht und als sei jetzt erst der Tag angebrochen.

Die Schöne lachte hell auf über die Frage und den traurigen Ton, in dem sie getan wurde.

„Dann sind Sie frei zu tun, was Ihnen gut dünkt,“ erwiderte sie, „zu den Ihren zurückzukehren in Ihre Heimat, kurz, was Sie wollen. Aber sprechen wir noch nicht davon, jetzt gehören Sie noch mir und fügen sich meinem Willen, und nun will ich gehen, denn sonst sprechen wir zu viel und das darf nicht sein.“ Sie erhob sich bei diesen Worten und wollte gehen.

„Schon gehen?“ rief Philipp, „werden Sie wiederkommen? Ach, in meinen Träumen sah ich Sie und wenn ich Sie halten wollte und meine Arme um Sie schlang, dann kam einer jener Teufel, die mich verfolgten und drängte sich dazwischen, Sie verschwanden und ich litt solchen Schmerz.“

Die Schöne errötete etwas, dann aber sagte sie sanft: „Das waren Fieberträume, nun ist es anders. Ich komme wieder und je schneller Sie genesen, je länger bleibe ich. Hier ist ein Pfand, dass ich wiederkomme.“

Damit legte sie die Rose auf das Bett,

strich dann wieder leise mit der Hand über seine Stirn, und als er diese abermals ergriff und an seine Lippen führte, entzog sie sie ihm sanft, legte lächelnd den Finger auf den Mund und verliess das Zimmer.

Ein Glück, wie er es noch nie gefühlt, blieb in des Jünglings Herz zurück, als er allein war. Er versuchte seine Gedanken zu sammeln, sich über die Vergangenheit klar zu werden, aber als sich nach und nach die Nebel in seinem Gedächtnis verzogen und allerlei Bilder von ehedem sichtbar wurden, schauderte er zurück und lies schnell den Vorhang wieder fallen, um sich ganz in die wonnige Empfindung zu flüchten, die seine gegenwärtige Lage in ihm hervorrief. Die Jugend strömte mit dem Gefühl der Genesung in sein Herz zurück, voll all der holden Illusionen und des kühnen Vertrauens in die Zukunft, die die Begleiter eines reinen jugendlichen Gemüts zu sein pflegen. Er konnte sich auf keinen anderen Gedanken konzentrieren, als dass er sich in dem Schlosse und unter der Obhut der schönsten Frau, die er je gesehen und der jetzt schon sein ganzes Sein gehörte, befand; dass sie ihm das Leben gerettet habe und dass es seine wonnigste Pflicht sei, es ihr hinfort zu weihen. Mit Entzücken betrachtete er die Rose, die sie ihm gelassen, und mit Sehnsucht und klopfendem Herzen wartete er auf ihre Wiederkehr.

„Ja, sie ist eine Fee," sagte er bei sich selbst, „ein Zauber hat mich in jene Grotte

geführt, die sich in dies schöne Schloss verwandelt hat; aber ich will nimmer zurück aus dem Feenland, auf die trügerische, blutbefleckte Erde. Nein, hier will ich dichten und träumen und — lieben," setzte er leise hinzu. Melodien fluteten durch seine Seele und liebliche Gedanken schlangen sich in rhythmischen Bewegungen durcheinander, noch ohne bestimmte Form, noch ohne Zusammenhang, aber unnennbar beglückend.

Da öffnete die Tür sich wieder und verlangend wandte er den Blick dorthin. Aber statt der Ersehnten trat eine ältliche, gutmütig aussehende Frau, deren Kleidung die Dienerin anzeigte, herein und kam zu ihm ans Bett.

„Nun gelobt sei die heilige Mutter Gottes, da sind wir ja wieder so weit," sagte sie und betrachtete den Jüngling mit freundlicher Teilnahme. „Ah, Sie haben uns eine schöne Angst gemacht, junger Herr, und wäre unsere Herrin nicht gewesen, die Sie unten am Meer gefunden und hat heraufbringen lassen und hier wie ein Schutzengel über Ihnen gewacht hat, Sie schlügen jetzt nicht Ihre Augen auf. Ach, und es wäre schade gewesen um so ein junges Blut," setzte sie hinzu, „um so einen schönen, jungen Menschen! Wie oft hat sie gesagt, wenn wir hier an Ihrem Bett standen: ‚sieh doch Françoise, wie schön er ist und wie unschuldig und gut er aussieht', und als wir glaubten, dass Sie sterben würden, da war sie so traurig. Wir haben manche Träne um Sie geweint."

Mit tiefer Erregung hörte Philipp diese Worte.

Nun die Alte schwieg, bestürmte er sie mit Fragen, wer ihre Herrin sei, wie er hierher gekommen, wie lange er krank gewesen, und bat sie, ihm alles zu erzählen, damit er ganz wisse, wie vielen Dank er ihrer Herrin und ihr selbst schuldig sei. Die redselige Alte liess sich das nicht zweimal sagen. Sie setzte sich in den Sessel vor seinem Bett und erzählte:

„Die eigentliche Herrin dieses Schlosses ist gegenwärtig noch die Frau Marquise de Cheneuil, eine alte, alte Dame, die schon zwei jüngere Generationen vor sich hat sterben sehen. Die einzige Tochter — ich habe mit ihr gespielt, denn Sie müssen wissen, mein Vater war Verwalter hier auf dem Schloss bei dem seligen Herrn Marquis und war mehr ein Freund denn ein Diener, solch' ein Vertrauen setzte unser Herr in ihn und ich durfte mit dem gnädigen Fräulein spielen, als wären wir Schwestern — ja nur Geduld" — sagte sie, als sie eine ungeduldige Bewegung Philipps bemerkte, der ihr gern die Einzelheiten ihres eigenen Lebens geschenkt hätte; „Sie sollen alles wissen; aber man muss nicht aus der Reihe heraus erzählen. Nun — wo war ich doch — ja so: die einzige Tochter, die Erbin all des grossen Reichtums, hatte sich noch ganz jung mit einem Grafen verheiratet, den sie auf einem Ball kennengelernt hatte. Er war nicht reich, aber

sehr vornehm und da war es den Eltern recht, denn sie waren reich genug für beide. Die jungen Leute zogen nach Paris, denn hier war es ihnen zu einsam und der Graf langweilte sich. O, mein lieber Herr, als sie fortging, die schöne Madeleine, wie die Eltern weinten, wie ich weinte! Denn Sie müssen wissen, sie liebte mich sehr; sie sagte mir: Françoise, du bist mir mehr eine Schwester als eine Dienerin, willst du mit mir kommen nach Paris? Nun, ich war selbst jung und Paris zu sehen war immer mein Wunsch gewesen; so bat ich meinen Vater solange, bis er einwilligte, obwohl es ihm schwer wurde, denn meine Mutter war tot, und ich war sein Alles. Aber er sah, dass mein Herz daran hing und so liess er mich gehen. Zuerst ging auch alles gut. In Paris wurde mit dem Geld der Schwiegereltern ein grosses Leben geführt. Ein prachtvolles Hotel wurde gekauft und fürstlich eingerichtet; ein glänzendes Fest jagte das andere; die schöne Madeleine wurde gefeiert, bewundert, sie war die Königin aller Feste. Aber plötzlich fand es sich, dass der Herr Graf Schulden auf Schulden gehäuft hatte, auf den Namen des Schwiegervaters hin. Um die Ehre des Namens zu retten, bezahlte der Marquis alles und war nun selbst ruiniert, es blieb ihm nichts als dieses Schloss und wenig Ländereien. Madeleine starb vor Gram, der alte Marquis auch; der Graf blieb mit einer kleinen Tochter zurück; die Marquise wollte nichts von ihm wissen,

aber sie verlangte das Kind ihrer Tochter. Der Graf wollte es ihr nicht lassen, da sie ihm kein Geld mehr geben wollte. Ich kehrte zu meinem Vater zurück und blieb hinfort bei der Marquise, die mit mir von ihrer Madeleine sprechen konnte, und wir weinten zusammen um sie. Von ihrer Enkelin hörte sie nichts, da der Graf das Mädchen nicht veranlasste zu schreiben und die Marquise zu stolz war, darum zu bitten. So lebte die alte Dame ein einsames, freudloses Leben hier auf dem Schloss. Einmal nur, als die Enkelin sechzehn Jahr alt war, kam eine kurze, gedruckte Heiratsanzeige. Der Vater hatte sie, um sich selbst aus der Armut zu helfen, an einen reichen Bürgerlichen verheiratet. Nun war es ganz aus; die Marquise konnte wohl mit Stolz den Verlust des Reichtums ertragen, der der Ehre des Namens geopfert war, aber ihre Enkelin eine bürgerliche Ehe eingehen sehen, einen Bürgerlichen als Mitglied der Familie empfangen — ‚nicht eher,‘ sagte sie, ‚nicht eher, Françoise, soll der Bürgerliche seinen Fuss über die Schwelle dieses Schlosses setzen, als bis ich in der Gruft meiner Ahnen schlafe.‘ Und je älter sie wurde, je mehr nahm ihr Stolz zu, ihr Hass gegen alles bürgerliche und alles, was Revolution hiess; nun, sie hat auch recht — bei unserer gebenedeiten Mutter Gottes, das muss ein Greuel gewesen sein! Ihr Vater war guillotiniert worden von dem Bluthund, dem Robespierre, und sie hat die Jahre ihrer Jugend im Exil zuge-

bracht. O, mein Herr, so etwas vergisst sich nicht, und ihre Urenkelin, unsere zweite Madeleine, Ihre Retterin, die hat's von der Urgrossmutter geerbt. Als sie Sie da unten gefunden hat am Meer, da hat sie erst geglaubt, Sie seien einer von denen, die die Greuel in Paris verübten, und da wusste sie nicht, was zu tun; denn nimmer hätte die Frau Marquise geduldet, dass man einen Aufrührer hier ins Schloss brächte, und Madeleine selber hätte es nicht gewollt; denn sie ist voller Abscheu gegen das Gesindel, das die Tuilerien in Brand gesteckt hat, und wer nur irgend damit zusammenhängt, den liesse sie lieber sterben, als dass sie ihm Hilfe brächte. Aber zum Glück hatte sie den Diener bei sich, der sie immer begleiten muss, wenn sie am Meer umherstreift; der hatte Ihren Rock geöffnet um zu sehen, ob Sie nicht verwundet seien, und fand in der Tasche Ihren Pass, woraus sie sah, dass Sie ein Engländer sind. Nun war alles gut; Sie wurden hier ins Schloss geschafft; die Marquise liebt die Engländer sehr und Madeleine liebt sie auch, und so sind Sie viele Wochen hier mit solcher Sorge gepflegt worden, als ob Sie ein Kind des Hauses wären."

Die Rednerin machte eine Pause und Philipp, der mit klopfendem Herzen und glühenden Wangen der Erzählung gefolgt war, um zu wissen, was ihm das wichtigste war, sagte rasch:

„Und Madeleine? Wie kam sie wieder zu der Urgrossmutter und — und — ist sie —

noch unverheiratet?“ setzte er mit zitternder Stimme hinzu, denn es war ihm, als hinge für ihn an diesem einen Wort Leben oder Tod.

„Ich habe Ihnen schon gesagt, junger Herr,“ hub die Alte wieder an, „dass die Tochter unserer Madeleine einen Bürgerlichen geheiratet hatte und dass die Marquise nie mehr etwas von ihr wissen wollte, und nie mehr von ihr sprach. Niemand durfte ihren Namen nennen, es war uns allen im Schlosse streng verboten nach ihr zu fragen, und im Grunde wusste, ausser mir, auch niemand mehr recht, wie es mit der Familie der Marquise stand, denn die alten Diener waren alle tot und den jungen hatte es niemand erzählt. Sie können daher mein Erstaunen begreifen, als zu Anfang des Krieges die Marquise mich in ihr Kabinett ruft und also zu mir spricht: ‚Françoise, ich sehe, dass es der Wille des allmächtigen Gottes ist, dass ich in meinem hohen Alter nicht einsam bleiben, dass ein Kind meines Geschlechtes mir die Augen zudrücken soll. Ich habe einen Brief erhalten, der es mir zur Pflicht macht, meine Urenkelin bei mir aufzunehmen. Ich habe mich mit meinem Beichtvater beraten und eine neue Madeleine de Cheneuil wird hier einziehn. Du wirst ihr die Zimmer zurecht machen, die meine Tochter einst bewohnte, du wirst sie bedienen und für sie sorgen, wie du für unsere vielgeliebte, unglückliche Madeleine gesorgt hast. Aber nun kein Wort weiter; keine Frage, weder von dir, noch von den andern im Hause.

Madeleine de Cheneuil ist von nun an Eure zweite Herrin und nach meinem Tode die alleinige.' — So geschah es; denn, guter Herr, was unsere Herrin einmal gesagt hat, steht fest wie die Inschriften auf den Grabsteinen der de Cheneuil in der Schlosskapelle. Nach einigen Tagen kam Madeleine hier an; das genaue Ebenbild ihrer Grossmutter im Äussern, und im Wesen wie die Marquise, stolz und fest.

Auch hat sie das Herz der alten Dame ganz gewonnen. Die lebt noch einmal auf in ihr und kann nicht mehr ohne sie sein. Warum solch ein Wunder von Schönheit und Vorzügen nicht verheiratet ist, weiss ich nicht, denn fragen dürfen wir nicht, und Madeleine selbst schweigt wie das Grab. Aber es mag wohl sein, dass sie jemand geliebt hat, der gestorben ist, denn sie ist immer ernst und scheint sich gar nicht hier zu langweilen in diesem stillen, einförmigen Leben, wo ihr einziges Vergnügen ist, stundenlang, zu Pferd oder zu Fuss, in der Gegend umherzustreifen. Es muss aber immer ein Diener mit ihr sein, sonst leidet's die Marquise nicht, denn die Liebe, die so lange, lange Jahre wie versteinert in ihrem Herzen gelegen hat seit dem Tod der Tochter, ist wieder aufgewacht und scheint wie ein Sonnenuntergang mit doppelter Glut auf dies wiedergefundene Kind. Aber — aber — nun habe ich so viel gesprochen," unterbrach sich die Alte selbst, „heilige Mutter Gottes, wenn Madeleine das

wüsste, die nur immer besorgt ist, dass Ruhe und Stille hier herrschen."

„O ich danke Ihnen so, meine liebe Françoise, für alles was Sie an mir getan haben und für das was Sie mir erzählen," rief der Jüngling, schlang seine Arme um den Hals der Alten und küsste sie. Die Alte wurde gerührt, Tränen traten ihr in die Augen, sie küsste ihn wieder und sagte: „Ja, Madeleine hat recht, Sie sind gewiss ein gutes Kind. Gottlob, dass Sie ein Engländer sind und keiner jener Gottlosen, die unser armes Vaterland schänden, sonst hätten wir Sie nicht retten können!"

„Sie glauben, man würde mich hier nicht dulden, auch aus Mitleid nicht?" fragte Philipp angstvoll.

„Keine Stunde länger," sagte die Alte bestimmt, „das Mitleid würde schweigen vor dem Hass, den die Marquise und ihre Urenkelin gegen jene Rotten hegen."

„Aber hassen Sie denn auch die, die mitgekämpft haben, um Frankreich zu verteidigen?" fragte der Jüngling.

„Alles was nicht unserem rechtmässigen König Heinrich V. von Gottes Gnaden dient, ist ihnen verhasst und der Krieg ward angefangen von dem dritten Napoleon, der nur durch List, Betrug und Mord auf den Thron Frankreichs gelangt war. — Aber nun genug mein Sohn; nicht ein Wort mehr. Ich sehe, dass Sie blass werden und dass das Sprechen Sie angreift. Still — still!"

Sie erhob sich und trippelte an das Fenster, wo sie in einem hohen Lehnstuhl Platz nahm und ihr Strickzeug in Bewegung setzte, wie sie es als Wärterin seit Wochen getan hatte.

Philipp war tief aufgeregt von allem was er gehört hatte. Besonders quälte ihn der Gedanke, dass er nur hier sei, weil er scheine, was er nicht war. Sein Herz, jeder Lüge und Verstellung fremd, empörte sich gegen den Gedanken, und doch schien es ihm zu grausam, jetzt von hier verstossen zu werden, jene wonnevolle Erscheinung nicht mehr zu sehen, in deren Anblick ihm ein neues Leben aufging, ja von ihr gemieden und gehasst zu werden. Zum erstenmal kam er zu einer Kapitulation mit seinem Gewissen, er, der sonst immer ohne Bedenken getan hatte, was ihm das Rechte schien. Nein, vorerst noch wollte er sich nicht zu erkennen geben, erst ganz genesen und noch die Gunst des Schicksals geniessen, die ihn unter dieses Dach geführt hatte; dann — wenn er ganz gesund sein würde, ja dann — wollte er die Wahrheit sagen; — dann müsste er ja doch, wenn auch mit blutendem Herzen, Abschied nehmen, da er keinen Vorwand finden könnte länger zu bleiben. So sprach das Herz, das plötzlich, vor dem Erwachen des übermächtigen Willens, zum Sophisten wird und tausend Gründe zur Beschönigung des Triebes findet, der noch, in einer Vermummung, ganz leise auftritt, um das unerfahrene Gemüt nicht zu erschrecken, ehe er sich als Herrscher kundgibt.

Noch kämpfte seine Ehrlichkeit mit der schlauen Überredungsgabe des Willens, als sich die Türe abermals öffnete. Herein trat Madeleine und, auf ihren Arm gestützt, eine hohe Greisin, deren Gestalt, etwas durch das Alter gebeugt, doch beinah von gleicher Grösse wie die der jüngeren Dame war. Ein Kleid von schwerer grauer Seide rauschte in reichen Falten um sie her, ein schwarzer Spitzenshawl hüllte die Gestalt ein und ein feines, weisses Häubchen umrahmte das magere Gesicht, das trotz der 86 Jahre, die an ihm vorüber gegangen waren, noch unverkennbare Spuren einstiger stolzer Schönheit trug. Beide traten an das Bett. Errötend richtete sich Philipp von seinen Kissen auf, aber noch ehe er etwas sagen konnte, ergriff Madeleine das Wort und sagte: „Die Marquise de Cheneuil, meine teure Urgrossmutter, unter deren Dach Sie weilen, kommt, Ihnen zu Ihrer Genesung Glück zu wünschen."

Der Jüngling stammelte etwas von Dank; aber er war so verwirrt, so bestürmt von den verschiedenartigsten Empfindungen, dass er nur unzusammenhängende Worte finden konnte.

„Ich preise die Gnade Gottes dafür, dass Sie in meinem Schloss genesen konnten," sagte die Marquise mit feierlichem Ton. „Ich habe in meiner Jugend einen Lord Wilby gekannt, der jedenfalls zu Ihren Ahnen gehört hat. Es war ein Mann von höchstem Adel der Gesinnung und der Sitte. Ich bin glücklich, einen

seiner Nachkommen unter meinem Dach zu beherbergen.“

Bei diesen Worten reichte sie Philipp ihre weisse, magere Hand, er ergriff sie und führte sie ehrerbietig an seine Lippen.

„Er hat Erziehung,“ sagte die Marquise halblaut zu Madeleine, „man sieht die edle Rasse — auch seine Züge — schöner, aristokratischer Typus, ja, ja, in England erhält sich das noch. Mein lieber Sir,“ fuhr sie fort, sich wieder zu Philipp wendend, „Sie werden uns sagen, wo Ihre Eltern zu finden sind, oder sonstige Verwandte, damit wir Nachricht geben können.“

„Ich — ich habe — niemand mehr,“ stotterte Philipp, der wusste, dass der junge Engländer, dessen Pass er besass, elternlos war und nur einen Vormund hatte, von dem er abhing. Die Lüge wollte nicht über seine Lippen und doch — wie hätte er in diesem Augenblick die Wahrheit eingestehen können, seine Wohltäterinnen so tief beleidigen durch die Entdeckung, ihre Wohltat an einen verschwendet zu haben, der in ihren Augen hassenswert war? Nein, vor dem Zauber, der Madeleine umgab, schwand ihm die Kraft, ein solches Geständnis jetzt abzulegen.

„Armer junger Mann,“ sagte die Greisin mit Teilnahme, „reden wir jetzt nicht von Dingen, die Sie betrüben. Sie werden uns in einigen Tagen sagen, wohin wir zu schreiben haben.“

„Ich — ich werde selbst — sobald ich — schreiben kann,“ stammelte Philipp.

„Gut, gut; nichts eilt," erwiderte die alte Dame, „denken Sie, Sie seien hier zu Haus; das Schloss der de Cheneuil wird stets eine Heimat für die Nachkommen Lord Wilby's sein."

„Darf Françoise Sie begleiten, dann bleibe ich noch ein wenig bei unserem Kranken, wenn es Ihnen recht ist, meine Mutter?" sagte Madeleine.

Die Marquise nickte bejahend; Madeleine beugte die stolze Gestalt demutsvoll vor ihr und küsste ihre Hand; die Marquise ergriff den Arm der vertrauten Dienerin, winkte dem Jüngling herablassend einen Gruss mit der Hand zu und verliess das Zimmer.

„Sein Sie ganz still, ich sehe es Jhnen an, das Leben ist schon zu ungestüm wieder auf Sie eingedrungen," sagte Madeleine, indem sie den Jüngling mit Besorgnis ansah, „ich bin gewiss, Françoise hat es nicht lassen können und hat recht viel gesprochen. Sie entschädigt sich für das Schweigen, das so lange hier im Schloss geherrscht hat, wenn sich nur irgendwie die Gelegenheit dazu findet. Die arme Seele hat ja nichts als die Vergangenheit, an der sie zehrt, und wenn sie darauf zu sprechen kommt, ist sie unerschöpflich. Aber nun still, ich werde ihren Platz dort einnehmen am Fenster und wachen, dass Ihnen nichts fehle."

„Nein — nicht dort," flehte Philipp, „bitte hier, vor meinem Bett, damit ich Sie immer ansehn kann, das darf ich, nicht wahr? Dann

will ich ganz still sein, denn das macht mich gesund!“

Dabei sahen seine schönen, tiefen Augen so unschuldsvoll zärtlich zu ihr auf, dass sie lächelnd sagte: „Einem kranken Kinde muss man wohl den Willen tun,“ und sich an seinem Bette niedersetzte. Sie schlug ein Buch, das sie mitgebracht hatte, auf und fing an zu lesen. Er lag ganz still in ihren Anblick verloren. Nie noch hatte er so vollendete Formen, so edlen Anstand, solche Hoheit des Wesens gesehen. Zum erstenmal drang der volle Zauber weiblicher Schönheit in sein Herz und erfüllte es mit einer Welt ungeahnter Gefühle. Ihm schien es, als öffne sich vor ihm eine weite Ebene, vom Sonnenschein bestrahlt und von glücklichen Wesen bewohnt, die heitere Feste feierten und in apollinischer Schönheit ein endlos glückliches Dasein genossen. Inmitten dieses glücklichen Landes erhob sich ein Thron, aus Strahlen gewoben, auf dem als Königin der Schönheit das Wesen sass, in dessen Anblick er versunken war; er lag hingestreckt zu ihren Füssen, sein Haupt ruhte in ihrem Schoss; sanfte Gesänge tönten um sie und Wohlgerüche durchzogen die Luft —

„Woran denken Sie?“ fragte Madeleine, indem sie von ihrem Buche aufsah. „Es müssen glückliche Gedanken sein, denn Sie sehen ganz verklärt aus.“

Philipp erzählte von seinen Visionen, nur als er dahin kam, von der Stellung zu sprechen,

die er eingenommen, stockte er und Purpurröte überflog sein Gesicht.

„Sie sind ein Dichter," sagte Madeleine lächelnd, „ich habe das schon an Ihren Fieberphantasien gesehen; so schrecklich sie auch oft waren, es war immer Poesie darin. Jetzt aber sollen Sie nicht mehr mit offnen Augen träumen, es ist genug der Aufregung heute, sonst werden Sie wieder krank." Dabei legte sie scherzend die Hand auf seine Augen und sagte: „Die Fee befiehlt: die Augen zu und geschlafen."

Der Jüngling aber ergriff hastig die Hand und hielt sie fest, indem er sagte: „Ja, wenn Sie mir diese Hand lassen, dann gehorche ich und schlafe."

„Nun, ich werde Sie so verwöhnen, lieber Arthur, — ich darf Sie doch bei Ihrem Vornamen nennen? — dass ich nachher Mühe haben werde, Sie wieder zu erziehn," erwiderte Madeleine lachend und liess ihre Hand in der seinen.

Er schloss die Augen; ein Gefühl tiefer Beschämung und Reue regte sich in ihm, als sie ihn Arthur nannte, der Taufname, der im Pass des jungen Wilby angegeben war. Aber der magnetische Strom, der von der zarten Hand ausging, die in der seinen ruhte, war stärker als alles andere. Ja, es fing an ihm zu gefallen, dass er ein anderer geworden war als bisher, dass er aus der schiefen Stellung, die ihm die Geburt gegeben hatte, sich herausge-

hoben fühlte in eine legitime Sphäre, wo er ihresgleichen war und ohne Demütigung die Wonne geniessen konnte, die er in ihrer Nähe empfand. Die Einwürfe seines Gewissens verhallten in dem Glück, das ihn umfing, und er entschlummerte endlich wirklich, ruhig und sanft atmend wie ein Kind.

Als sie ihn schlafen sah, liess Madeleine die Hand mit dem Buche, in dem sie scheinbar gelesen hatte, sinken, heftete ihre Augen auf den Schlafenden, der, den vom reichen Lockenhaar umgebnen Kopf leicht auf die Seite geneigt, einem Antinous glich. Eine zarte Röte, Zeichen der wiederkehrenden Gesundheit und glücklicher innerer Erregung, färbte seine Wangen und ein holdes Lächeln spielte um seinen Mund. Madeleine meinte, nie einen schönern Jüngling gesehn zu haben, und konnte sich von dem Anblick nicht losreissen, während ihre Hand immer in der des Schlafenden ruhte.

„Was hast du mir angetan, holder Schläfer?“ sagte sie leise vor sich hin. „Dies erstarrte Herz schmilzt vor deiner unschuldigen, jugendlichen Schöne, wie wenn eine warme Sonne das Eis auftaut. Ich dachte, es sei das Mitleid, das mich an dich fesselte, als ich dich dem Tod entreissen musste, aber — aber, nun möchte ich fast, du wärst noch nicht genesen, weil es mir schrecklich sein wird, dich zu missen — wie öde — wie öde wird es sein.“ — Sie schauerte zusammen bei dem Gedanken. Selt-

same Empfindungen beschlichen ihr Herz und wiegten es nach und nach in ein träumerisches Vergessen, sodass auch sie zuletzt entschlummerte. Ein Zucken ihrer Hand, die in der des Jünglings ruhte, weckte diesen aus seinem Schlaf. Als er die Augen aufschlug, sah er die schöne Schlummernde vor sich.

Er wagte nicht sich zu rühren, aus Furcht sie zu wecken und die selige Gemeinschaft zu zerstören. Vor der Wonne, die sein klopfendes Herz erfüllte, verschwanden alle andern Bedenken; er blieb Sir Arthur Wilby, so lange das Schicksal ihm sein gegenwärtiges Glück gönnen wollte. Er hatte ja das Missverständnis nicht willkürlich herbeigeführt, der Zufall hatte es so geordnet; warum sollte er nicht dankbar annehmen, was ein freundlicher Dämon ihm gönnte? Die Zukunft würde schon für sich selber sorgen, und wenn er — so flüsterte sein Herz ihm zu — sich einmal der Gunst seiner Fee wert gezeigt habe, so würde sie ihm auch die kleine Täuschung vergeben. Nach einiger Zeit erwachte auch Madeleine wieder und errötete, als sie die Augen des Jünglings mit stiller Wonne auf sich gerichtet sah. Sie erhob sich rasch und sagte ein wenig verwirrt: „Sie schliefen so gut, das hatte mich angesteckt. Verzeihung, lieber Arthur, und nun adieu für heute, ich muss zum Urgrossmütterchen. Auf Wiedersehn.“

Er drückte ihre Hand an seine Lippen, aber noch ehe er etwas erwidern konnte, hatte

sie schon mit schnellerem Schritt als gewöhnlich das Zimmer verlassen.

Als er sie am folgenden Tag wiedersah, fiel ihm eine Veränderung in ihrem Wesen auf. Sie war freundlich und vorsorglich wie zuerst, aber es war ein gewisser zurückhaltender Ernst in ihr, der auch ihn einschüchterte und die Bewegung seines Herzens in Fesseln schlug. Sie nahm eine Art mütterlichen Tons an, der ihr auch ganz wohl zukam, da sie offenbar älter war als er, bereits in der vollen Reife weiblicher Schönheit. Aber doch kränkte ihn dieser Ton, er wusste selbst nicht warum. Er wagte es nicht, ihre Hand zu halten oder an seine Lippen zu führen; auch kam es ihm vor, als bleibe sie zu kurze Zeit, wiewohl ihre Besuche von Tag zu Tag länger wurden. Aber er hätte immer mit ihr sein mögen und die Zeit schlich ihm träge hin, wenn Madeleine nicht da war. Zum Ersatz liess er sich dann von der alten Françoise von ihr erzählen.

XXV.

Mittlerweile schritt seine Genesung rasch vorwärts. Er konnte das Bett verlassen, in einem Lehnstuhl am Fenster sitzen und in den herrlichen Schlosspark hinunterschauen, hinter dessen alten, schattigen Bäumen in der Ferne das Meer schimmerte. Hier konnte er oft die hohe, edle Gestalt seiner Fee unter den Bäumen

wandeln sehen. Wenn sie ihn erblickte, grüsste sie holdselig zu ihm hinauf, oder sie kam und brachte ihm Blumen, die sie für ihn gepflückt hatte, sass bei ihm am Fenster und erzählte ihm von ihren Streifereien zu Pferd und zu Fuss. Endlich fing sie an ihm vorzulesen; er lauschte mit Wonne der melodischen Stimme und staunte über die Fülle des Wissens und den ernsten Geist, der sich vor ihm auftat. Anfangs schüchtern, dann aber immer zutraulicher, gab er sich dem Zauber dieses Verkehrs hin und sein Gemüt und seine Phantasie entfalteten sich wie eine schöne Blume am Sonnenlicht, so dass Madeleines Augen mit Entzücken auf ihm ruhten und ein nicht zu bezwingendes Leuchten aus ihnen hervorbrach.

Philipp hätte den Ausspruch des Arztes zurückhalten mögen, der ihn für genesen erklärte und ihm riet, das Zimmer zu verlassen, denn ihn graute vor dem Ende dieses seligen Verkehrs. Aber Madeleine trat zu ihm ins Zimmer und sagte heiter: „So, nun muss ich selbst meinen Gefangnen in die Freiheit führen, damit er mir nicht gleich wieder davonflattert."

Sie gab ihm den Arm, den er annahm, indem er sagte: „Solcher Gefangenschaft, die mir tausendmal teurer ist als die Freiheit, entflieht man nicht, wenn man nicht — muss."

„O, heute keine trüben Gedanken, und nichts von gehen müssen," rief sie, „heute ist das Fest Ihrer Genesung und wir wollen ganz froh und glücklich sein."

Auf ihren Arm gestützt, betrat er den Garten, und wie sie so dahinschritten, die zwei herrlichen Gestalten, da konnte man sich kaum etwas Schöneres denken. Mit Wonne atmete der Jüngling die erquickenden Lüfte und endlich rief er ganz überwältigt: „O, wie schön ist das Leben! Welch ein Paradies könnte die Erde sein, wenn die Menschen gut sein wollten, wohltätige Feen anstatt Furien.“

„Ach, es bedarf leider nicht des Äussersten an menschlicher Roheit, um das Leben zur Hölle zu machen,“ sagte Madeleine seufzend, „aber Sie müssen, trotz Ihrer Jugend, schon Schreckliches gesehn haben; Ihre Fieberphantasien verrieten es. Sie waren während der Schreckenszeit in Paris, nicht war?“

„Ja, ich war dort,“ erwiderte Philipp, indem ein düsterer Schatten sein Gesicht überzog, „ach, aber erlassen Sie mir noch die Erzählung meiner Schicksale, an die sich das Ende meines Glücks knüpfen würde. Lassen Sie mich noch ein wenig ganz glücklich sein,“ sagte er mit aufwallendem Gefühl, indem er vor ihr stehen blieb, ihre beiden Hände fasste und an seine Brust drückte.

Ein leichter Luftzug spielte in seinem Lockenhaar und rötete seine Wangen mit dem frischen Hauch wiederkehrender Jugendkraft; schlank und hoch stand er vor ihr, und senkte seinen flehenden Blick in ihre Augen. Es war unmöglich diesem stummen Flehn zu widerstehn, und Madeleine vermochte diesmal nicht die

tiefe Bewegung ihres Herzens zu bemeistern. Er las in ihren Augen eine Antwort, die sein Herz erbeben machte vor Glück, dann sagte sie mit weichem Ton: „Gar nichts will ich von Ihrer Vergangenheit wissen, mein holder, junger Freund, bis zu dem Augenblick, wo es Sie selbst treiben wird mir davon zu erzählen. Lassen Sie alle traurigen Erinnerungen ruhen und seien Sie glücklich. Und wenn keine dringende Pflicht Sie fortruft, so bleiben Sie hier so lange als möglich, denn auch ich — könnte Sie jetzt kaum mehr missen.“

Der Jüngling wollte in einen Sturm des Entzückens ausbrechen, sie aber legte ihm lächelnd die Hand auf den Mund und sagte: „Kommen Sie jetzt hinein zur Marquise; sie erwartet Sie; Sie sind heute zum erstenmal unser Gast bei Tisch und wir feiern Ihre Genesung.“

Sie schritt ihm voran dem altertümlichen Schlosse zu, vor dem eine grosse Terrasse sich ausbreitete, zu der einige Marmorstufen hinaufführten. Von der Terrasse trat man in einen grossen, hoch gewölbten Saal, in dem massive Möbel mit halb entschwundener Vergoldung und mit Atlasüberzug, dessen Blumenranken schon gebleichte Farben trugen, an die vergangene Pracht früherer Zeiten erinnerten. Hier sass in einem hohen Lehnstuhl die greise Marquise, auch wie ein Bild aus alter Zeit anzuschauen, in ihrem Seidenkleid von altem Schnitt, in der Spitzenumhüllung des knöchernen, vornehmen Angesichts, mit den feinen, magern

Händen, an deren schmalen, langen Fingern ein paar kostbare Ringe glänzten. Neben ihr sass ein Geistlicher, Pfarrer der nächsten Gemeinde und Beichtvater der Marquise, ein kleiner, ältlicher Priester mit einem runden, noch frischen Gesicht und einem gutmütigen Lächeln auf den dicken Lippen. Er war eben in unterwürfiger Stellung gegen die Marquise gewendet und hörte ihr mit Erbauung zu, als Madeleine mit Philipp eintrat. Die Greisin unterbrach sich und hielt dem Jüngling, der auf sie zueilte, die Hand hin, die dieser ehrfurchtsvoll küsste. — „Willkommen, mein lieber Sir," sagte die alte Dame. „Mein lieber Curé, ich habe die Ehre, Ihnen Sir Arthur Wilby vorzustellen, den Sprössling eines edlen Geschlechts, das, wenn ich nicht irre, unserer Mutter, der Kirche, treu geblieben ist; ist's nicht so, Sir Arthur?"

Philipp verbeugte sich stumm, indem Schamröte auf seine Wangen trat ob der neuen Lüge, zu der ihn sein falscher Name verpflichtete. Der Curé nahm dies für jugendliche Schüchternheit und sagte mit freundlicher Herablassung:

„Um so mehr freut es mich, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ja, England ist das Land der festen Traditionen, der festen Prinzipien, und trotzdem dort der Abfall von der Kirche durch einen ruchlosen König veranlasst wurde und trotzdem man dort das Prinzip der Legitimität mit Karl I. das Schaffot besteigen liess, so gibt es doch noch unverbrüchliche Treue des Glaubens dort in edlen Geschlechtern und

eine still um sich greifende, aber stets wachsende Rückkehr zu der Kirche. Der Engländer ist einfacher zu überzeugen wie der Franzose. Der Franzose hat zu viel Phantasie; ihm gefällt es, sich auf die Irrfahrten verwegener Neuerungen in Politik und Religion, in Spekulation und Wissenschaft einzulassen. Dem Engländer genügt es, wenn man ihm, wie Bossuet es tat, einfach die drei Kapitalfragen vorlegt: Glaubst du an Gott, glaubst du an Jesus Christus, glaubst du an die Kirche? Dies ist in summa ja auch der ganze Inhalt der das Leben umfassenden Wahrheit."

Mit dem Gefühl etwas Entscheidendes gesagt zu haben, lehnte der Geistliche sich in seinem Stuhl zurück; die Marquise nahm das Wort:

„Ja, es ist traurig, was man alles mit ansehn muss, wenn man so lange lebt wie ich. Nicht nur, dass ganze Geschlechter um uns her untergehen, auch der Geist der Zeit wandelt sich um und um vor unseren Augen, und was einst schön und erhaben war, wird zum Gespenst; so ist es mit unserem armen Frankreich gegangen."

„Ein Volk, das Gott verlässt, wird von Gott verlassen," versetzte der Geistliche mit Pathos.

„Wie blühte dieses Frankreich in Macht und Herrlichkeit unter seinen legitimen Herrschern!" fuhr die Marquise seufzend fort. „Es war die Kulturstätte der Menschheit. Adel der Gesinnung, Loyalität gegen das angestammte

Königshaus, Feinheit der Sitte — so waren die Franzosen; die unselige Revolution veränderte alles. War es ein Wunder, dass Menschen, die es wagen konnten, das geheiligte Haupt des besten Königs unter dem Beil des Henkers zu fällen, nichts mehr wussten von Treue und Glauben und sich jedem Zufall blind überliessen? Und dass es für den Mann des achtzehnten Brumaire ein leichtes wurde, mit einer Handvoll sieggewohnter Soldaten die feige Schar der damaligen sogenannten Repräsentanten der Nation mit dem Bayonett zusammenzutreiben, sich zum ersten Konsul zu machen und mit frevler Hand sich die Krone der Lilien auf das Haupt zu setzen?"

„O, und den heiligen Vater selbst zu zwingen der Zeremonie beizuwohnen! Die Engel im Himmel müssen über den Frevel geweint haben," rief der Geistliche mit dem Ausdruck höchster Entrüstung.

„Ja, aber bemerken Sie, mein lieber Curé," unterbrach ihn die greise Dame voll Eifer, „er setzte sich selbst die Krone auf — nein, so weit wagte er nicht zu gehen, dies von dem heiligen Vater zu verlangen; da fürchtete er denn doch die Gerichte Gottes. Es wäre auch sicher ein Wunder geschehn, ein Blitz aus heiterm Himmel hätte den Verwegenen zerschmettert."

„Wie erfreulich ist Ihr Vertrauen in die göttliche Allmacht!" versetzte der Geistliche, sich mit schmeichelnder Freundlichkeit gegen

die Marquise wendend. „Allerdings dürfen wir nicht zweifeln, dass, indem ein göttlicher Wille das alles zuliess, die Vorsehung ihre besonderen Zwecke dabei hatte und dass sie unser Volk nur noch tiefer sinken liess, um der Kirche dereinst ein desto glorreicheres Auferstehn und desto höhere Triumphe zu bereiten."

„Schon gut, schon gut," rief die alte Dame, „aber ich lebe nun schon so lange und habe diese Hoffnung immer wieder scheitern sehen. Dieser Mann des 18. Brumaire, dieser Bonaparte, was hat er Frankreich nicht gekostet! Er hatte dessen Hilfsmittel erschöpft, er hatte das Blut von dessen Kindern in Strömen vergossen! Waterloo hatte die Gerechtigkeit wieder hergestellt und Frankreich gezeigt, wem es sich in die Arme geworfen hatte. Die legitimen Herrscher, die rechtmässigen Nachfolger des heiligen Märtyrers, waren zurückgekehrt, und doch geschah es, dass von neuem der Pöbel siegte und dass, wie es denn kommen musste, ein zweiter Bonaparte möglich war; ja dass wir noch grausameres erlebten. Denn Sedan war noch eine schlimmere Niederlage als Waterloo, und die Kommune von 1871 ist noch schlimmer als die Schreckensherrschaft von 1793. Unser Volk lernt nichts von den Erfahrungen der Geschichte, wie schmerzvoll sie auch gewesen, wie teuer sie ihm auch zu stehn gekommen sein mögen."

Die Greisin hatte sich in einen solchen Zorn hineingeredet, dass sie jetzt erschöpft in

ihren Sessel zurücksank. Der Geistliche sprach mit Salbung: „Vertrauen, Frau Marquise, Vertrauen! Die heilige Mutter Gottes wacht über uns! Steht nicht die Kirche fest und unerschütterlich wie ein Fels in den tobenden Wogen der Zeit? Sind nicht ihre Diener zahlreicher als je zurückgekehrt in die geheiligten Stätten des Kultus? Und Geduld! Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so geschehen bald neue Wunder, neue Zeichen in unserem Frankreich und fachen die schlummernden Funken in den Gemütern zu hellen Flammen an. Es wird nicht lange dauern, so werden wir gläubige Scharen in Prozessionen nach Lourdes ziehen sehen und die Kirche wird die Ihren erkennen an ihren Werken.“ Ein triumphierendes Lächeln umspielte den Mund des Geistlichen und sein Blick streifte die Anwesenden mit dem Ausdruck unfehlbarer Gewissheit.

„Möge es so sein,“ seufzte die Marquise, deren Stimme heiser klang von der Aufregung des Sprechens, „aber wenn ich diese Tage des Heils nicht mehr sehe, so will ich doch auch nichts von dem jetzigen Frankreich sehen, und käme mir ein Hilfeflehender, der in Paris zwischen jenen Gottlosen gewesen, an meine Tür, ich würde ihn mit Hunden wegjagen lassen.“

„Das haben wir nicht zu fürchten, liebes Mütterchen,“ sagte Madeleine, die die ganze Zeit geschwiegen hatte, „regen Sie sich nicht zu sehr auf, es möchte Ihnen schaden; so schlimme Gäste halten wir Ihnen fern.“

Das Gespräch wurde zum Glück für Philipp, der seine Bewegung kaum bemeistern konnte, unterbrochen, indem der Haushofmeister, in altmodischer Livrée, die Flügeltüren des Saales öffnete und rief: „Die Frau Marquise ist bedient.“

Der Geistliche erhob sich und bot mit steifer Förmlichkeit der alten Dame den Arm, um sie in den Esssaal zu führen; Madeleine folgte, leicht auf Philipps Arm sich stützend und durch den liebevollen Blick, den sie ihm schenkte, aufs neue jede Wolke und jeden Zweifel aus seiner Seele bannend. Bei Tisch wandte sich das Gespräch englischen Verhältnissen zu und da er durch die enge Freundschaft, die ihn mehrere Jahre hindurch im Kolleg in England mit dem jungen Wilby verbunden hatte, dem englischen politischen und sozialen Leben nicht fremd war, so kam er nicht in solche Verlegenheit, dass ein Verdacht über seine Identität hätte aufkommen können. Er schwieg meistenteils mit bescheidener Zurückhaltung gegen die Ansichten der Marquise, was von dieser als die dem Alter gebührende Ehrfurcht und ein Zeichen guter Erziehung ausgelegt wurde. Nach Tisch wurde Madeleine von dem Geistlichen ersucht, wenn es der Frau Marquise recht sei, sie durch Musik und Gesang zu erfreuen. Die Marquise nickte bejahend und sagte: „Ich höre Madeleine mit Freude, wiewohl es mir da auch immer ist, als sähe ich aus weiter Ferne in ein wunderliches, neues

Land, in dem ich mich nicht mehr zurechtfinden kann. Grétry und Cimarosa, die hörte ich zu meiner Zeit, aber diese neue Musik ist mir zu schwerfällig. Und welche schreckliche Namen all diese modernen Komponisten haben! Meistenteils Deutsche, unsere Feinde!“

„Die Kunst steht über der Nationalität, meine Mutter,“ versetzte Madeleine. „Der Genius schafft für alle Seelen, die das Schöne und Erhabene empfinden, und nicht für ein Volk allein; was kümmert sich das Ewige um den vergänglichen Streit in der Zeit?“

„Sehr schön, sehr wahr!“ rief der Curé, „aber doch, meine verehrte Marquise, muss auch das Ewige die Waffen führen in den irdischen Zerwürfnissen, um seinen Sieg zu erringen gegen die Mächte der Finsternis. Kämpfte doch selbst der heilige Michael in goldner Rüstung mit dem Schwert des göttlichen Zorns.“

„Ja das ist ein andrer Kampf und den muss man allerdings kämpfen und zwar mit aller Energie,“ erwiderte Madeleine, indem sie das schöne Haupt stolz zurückwarf, „sich das Gemeine nie nahen zu lassen, das ist Pflicht privilegierter Naturen. Aber eben deshalb gehört ihnen auch unbedingt das Gebiet des Schönen und der Kunst, einerlei wer in ihm Unsterbliches schuf. Doch wenn es Ihnen lieber ist, meine Mutter, so singe ich einen Psalm von Marcello oder die Arie von Stradella oder“ —

„O, ich bitte,“ sagte der Curé, „nichts ist

erhebender als diese heilige Musik — von Ihnen gesungen.“

„Gut, gut,“ sagte die alte Dame, „sing uns von dieser Musik; das verstehe ich auch, darin ist Majestät und Adel.“

Madeleine begab sich an das Instrument und fing an zu singen. Hatte sie vorher schon Philipps Herz mit tausend Zaubern umstrickt, so war er nun wie in das Land der Seligen entrückt. Vor dem Wohllaut dieser Stimme, vor der Meisterschaft dieses Gesanges entschwand ihm die Welt bis auf die Erinnerung an alles Vergangene. Was galt ihm sein vergangenes Leben mit seinen Träumen, mit seinem Streben, mit den furchtbaren Nachtszenen, deren Zeuge er gewesen war? Alles schien nur wie ein ferner, ruheloser Traum. Jetzt erst, in der Nähe dieser göttlichen Frau, begann sein Leben, ihr sollte es gewidmet sein, und alle Kräfte, die sich dunkel treibend in ihm regten, sollten dazu dienen, Herrliches zu ihren Ehren hervorzubringen. Seine Augen hingen in feuchtem Glanz an der Sängerin, er war unfähig ein Wort zu sagen, als sie geendet hatte. Madeleine aber las in seinen Blicken, mehr als Worte hätten sagen können, und es drang in ihr Herz wie ein Frühlingshauch, allmächtig, unwiderstehlich, beglückend.

Die alte Marquise war während des Singens im Lehnstuhl eingeschlafen, der Curé empfahl sich leise. Madeleine trat hinaus auf die mondbeglänzte Terrasse und Philipp folgte ihr.

Draussen umspielte sie laue Luft der Sommernacht. Blumendüfte strömten von den Beeten her; durch die Blätter der mächtigen Bäume schimmerte das Mondlicht und versilberte in der Ferne das Meer, das sich wie ein glänzendes Band am Horizont hinzog. Die beiden schritten eine Zeitlang schweigend nebeneinander her, beide, wenn auch in verschiedner Weise, von zu mächtigen Gefühlen bewegt, um zu reden. Endlich liess sich Madeleine auf einer Bank unter einer grossen, weit schattenden Linde nieder, deren Blüten ein Meer von Duft über sie ausströmten. Philipp stand im Schatten an den Stamm des Baumes gelehnt, in ihren Anblick verloren. Sie war wie gewöhnlich weiss gekleidet, ihr klassisch schönen Antlitz sah im Mondlicht noch weisser aus wie sonst, und man hätte sie in ihrer Unbeweglichkeit für eine Statue halten können, wenn nicht ihr Auge, feucht glänzend, bald hinauf zu dem sternbesäeten Himmel, bald in die Ferne, wo das Meer schimmerte, gewandert wäre, als suche es etwas, das nicht zu finden sei.

Endlich schüttelte sie sich, wie um einen Traum los zu werden, wandte sich zu Philipp um und sagte leise: „Welch eine Nacht! Und Sie, Arthur, was denken Sie?“

Seiner Empfindungen, die er bisher mit Mühe bekämpft hatte, nicht mehr Herr, sank der Jüngling ihr zu Füssen und rief: „O, Madeleine, ich denke nur das eine, das ich nie geträumt habe, dass es ein so vollkommenes Wesen gäbe wie

Sie. Ihre Stimme, Ihr Gesang haben mir vollends mein tiefstes Herz klar gemacht. Ja ich liebe Sie, ich bete Sie an, wie man das Göttliche liebt und anbetet, das geträumte Ideal! Nun erst verstehe ich den dunklen Drang in meinem Innern, die Sehnsucht, die mich zu einem unbekannten Glück hinzog, die Harmonien, die mich im Geist umfluteten. Sie waren es, die in meiner Seele herrschten, noch ehe ich Sie gesehen, Sie, die verkörperte Poesie, die erhabene Schönheit. Nehmen Sie mich hin als Ihr Eigentum; heissen Sie mich nicht von sich gehen; ich will Ihnen dienen, ich will an den Strahlen Ihres Wesens reifen, um Ihrer wert zu sein."

Ausser sich, überwältigt von dem Sturm seiner Gefühle, umfasste er ihre Knie und barg sein Angesicht in ihrem Schoss. Sie schwieg einen Augenblick, heftig bewegt, dann strich sie leise mit der Hand über sein Lockenhaar und sagte:

„Mein armer Freund, was kann ich Ihnen sein? Sie, ein Jüngling, dem das ganze Leben entgegenlächelt, und ich, älter durch Erfahrungen als durch Jahre, grausam um das Glück des Lebens betrogen, ein vereinsamtes Herz?"

„O, wer vermochte es, Ihnen wehe zu tun?" fragte der Jüngling und hob sein von Tränen nasses Antlitz zu ihr auf: „wer konnte Sie kennen und nicht lieben?"

„Ich glaubte mich geliebt und wurde einer anderen Liebe geopfert," sagte sie dumpf

und über ihr Antlitz zuckte es stolz und schmerzlich.

„Und du — und du Madeleine — du liebtest — liebst noch?“ rief er leidenschaftlich.

„Nein,“ antwortete sie fest, während ein bitteres Lächeln um ihren Mund zuckte. „Die Musik hatte in mir zu seltsame Gedanken wach gerufen und ich zürnte eben mit dem Schicksal, dass es mich nicht jetzt erst jung hätte sein lassen, jung und freien Herzens wie — du.“

Ein Schrei des Entzückens entfuhr den Lippen des Jünglings. „Du Herrliche, du strahlst in ewiger Jugend, wie die Unsterblichen,“ rief er, „an dir hat die Zeit kein Recht. Fordere jede Heldentat von mir, die dir beweisen kann, dass ich ein Mann bin, der deiner wert zu sein streben wird. Aber lass mich die Wunde heilen, die dir ein Unwürdiger, ein Hassenswerter schlug. Wer nicht alles auf Erden aufgeben konnte um deinetwillen, war dein nicht wert. Ich werfe freudig Vergangenheit und Zukunft in das Meer der Vergessenheit, wenn ich ewig in dieser Gegenwart leben darf.“

„Schwärmer,“ versetzte Madeleine und wollte sich sanft zurückziehen, aber er hielt sie fest und sah mit liebeflehenden Blicken zu ihr auf. Etwas unbeschreibliches ging in ihr vor, sie nahm seinen Kopf in ihre beiden Hände und sagte zärtlich: „Kind, Kind, wenn du wüsstest, wie öde mein Leben ist —“

„O schweig von allem, was vergangen ist," rief er, sie unterbrechend, „wirf deine Vergangenheit von dir, wie ich es mit der meinen tue. Lass uns von heute ein neues Leben beginnen, ein Leben von dir zu mir, von mir zu dir; lass mich um deine Liebe werben, wie um das höchste Erdenglück; lass mich an den Strahlen deiner Vollendung die Kräfte meiner Seele entwickeln. Ich fühle es, dass ich reich bin, dass Schätze in meinem Innern ruhen, die ich heben werde, um dein Leben damit zu schmücken. Hier lass uns leben, in diesem schönen Winkel Erde, den deine Gegenwart zum Paradiese macht. Die Welt draussen ist hässlich, ist öde, voll Wut und Hass. Hier ist Friede, Schönheit, Tugend, Vollendung. Lass mich bei dir bleiben, ewig, unverlierbar dein."

Die reinen Flammen dieser ersten jugendlichen Liebe schlugen auf zu ihr und hüllten sie von allen Seiten ein. Ein unwiderstehlicher Zug des Herzens beugte ihre stolze Gestalt nieder zu dem knieenden Jüngling, und ehe sie noch selbst wusste, was sie tat, hatte ihr Mund den seinen berührt, und in beiden zuckte zu gleicher Zeit das Feuer der Leidenschaft empor.

„Soll ich noch einmal an Glück glauben?" sagte sie, indem sie sein schönes Haupt an ihren Busen drückte.

„O glaube, glaube! Grenzenlos wie mein Glück ist, wird es auf dich zurückstrahlen, du göttlichste der Frauen!" rief der entzückte Jüngling, in seliger Trunkenheit an ihrem

Busen sein Haupt bergend. So sassen sie lange, ihre Hand spielte in seinen Locken und die wonnige Nachtluft umwehte sie mit frischem Hauch. Madeleine horchte lächelnd den Hymnen, die zu ihren Ehren von seinen Lippen flossen, und schalt ihn scherzend, dass er übertreibe. Plötzlich aber erhob sie sich erschrocken und rief: „O Gott, ich vergesse, dass mein Freund noch geschont werden muss; fort, fort ins Haus.“

„Noch nicht, noch nicht,“ flehte er und wollte sie halten, „die Nacht bringt Glück, wer weiss, beim Tageslicht entflieht es vielleicht wie ein seliger Traum.“

„Nein, mein Geliebter, was ich einmal gab, nehme ich nicht zurück, und was ich annahm, geb ich nicht wieder,“ sagte sie, „du kennst mich noch nicht; ich bin stolz und mein Eigentum werde ich wahren. Deshalb aber eben muss mein holder Sklave mir auch gehorchen, weil sein Leben nun mein und mir teuer ist.“

Ein noch seligeres Leben fing nun für Philipp an. Er durfte Madeleine in ihren Zimmern besuchen, die mit dem feinen, geschmackvollen Luxus einer vornehmen Frau ausgestattet waren und eine Umgebung bildeten, wie er sie noch nicht gekannt hatte, in der ihm aber bald wohl und heimisch wurde. Hier waren die ausgewähltesten Bücher, schöne Bilder, herrliche Stickereien, von ihr verfertigt, Kunstwerke mannigfacher Art, Blumen und bequeme Möbel, alles kunstsinnig, harmonisch und geeignet, die

Stimmung hervorzubringen, in der das Schöne noch tausendmal schöner wird. Hier sassen sie stundenlang zusammen, lasen und begeisterten sich an den Meisterwerken alter und neuer Zeit. Oder sie machten zu Fuss und bald auch zu Pferd weite Ausflüge in die Umgegend, bei denen Madeleine jetzt der Begleitung eines Dieners nicht mehr bedurfte, da die Marquise sie in Begleitung eines Kavaliers wusste. Madeleine war eine vollendete Reiterin und Philipp hatte in England Reitstunden gehabt und lernte nun bald es ihr an Kühnheit gleichtun. Mit welchem Entzücken flog er auf prächtigem Ross neben der stolzen, königlichen Amazone einher, die, die Wangen vom Luftzug und von innerem Glück gerötet, die volle Frische der Jugendblüte wieder gewonnen zu haben schien und so von Schönheit strahlte, dass des Jünglings Augen mit Entzücken an ihr hingen. Aber auch er hatte Kraft und Fülle der Jugend wiedergefunden, und während er zu männlicher Schönheit aufblühte, entfalteten sich zugleich sein Geist und seine Phantasie in so üppiger Fülle, dass Madeleine oft überrascht ausrief: „In dir wohnt ein Genius, der die Welt einst noch mit reichen Gaben beglücken wird."

„Und wem werde ich dies danken? Wer hiess erwachen, was in mir schlummerte?" rief der Jüngling, indem seine Augen sich leuchtend in die ihren senkten.

Oft hielten sie an einer schönen Stelle an,

am liebsten hoch auf den Klippen, stiegen ab von den Pferden, die sie neben sich grasen liessen, und lagerten sich in das Heidekraut, das die Klippen bedeckte. Vor ihnen dehnte sich das Meer aus, ein Sinnbild der Unendlichkeit, und die erquickende Seeluft drang mit strärkendem Hauch zu ihnen herauf. So sassen sie auch eines Tages bei einander, beide mit geröteten Wangen und feurig erregt vom raschen Ritt, beide glückstrahlend, wenn sich ihre Blicke trafen, in heitere Gespräche vertieft. Plötzlich deutete Madeleine auf ein Segel, das am Horizont sichtbar wurde und sagte achtlos: „Sieh mein Geliebter, dort jenes Segel zieht deiner Heimat zu; hast du ihm keine Grüsse mitzugeben?“

Wie von einem jähen Schmerz erfasst zuckte Philipp zusammen. In dem Rausch des Glücks und der wachsenden Leidenschaft, in dem er lebte, hatte er zuerst die Stimme in seinem Innern mit der Sophistik des Egoismus übertäubt, dann wirklich allmählich die Stimme nicht mehr gehört, die ihn mahnte, nach seinem Vater, nach seiner Mutter zu fragen, die ihm sagte, dass er in einer falschen Gestalt vor der Geliebten stehe und dass sie ihn vielleicht verstossen werde, wenn sie seinen wahren Namen erführe. Von Tag zu Tag verschob er es, an die Seinen zu schreiben, aus Furcht, dass sie ihn zurückrufen würden; verschob er es, sich Madeleinen zu nennen. Sie hatten ja beide ihre Vergangenheit von sich geworfen, was lag am Namen,

den er trug? War ihm der neue Name nicht lieber als der erste, da er ihn von ihren Lippen hörte, während der andere ihn an so manches Schmerzliche seines früheren Lebens erinnerte? Aber dieser plötzliche, ganz absichtslose Ausruf Madeleinens rief alle eingeschlafenen Vorwürfe wach, und grauenvoll vernichtend stieg das Gespenst der Trennung von ihr vor ihm auf. Er erbleichte und fuhr mit der Hand nach dem Herzen, wie um einen heftigen Schmerz dort zu stillen, so dass Madeleine erschrocken rief: „Mein Liebling, was ist dir?“

Er blieb einen Augenblick stumm, dann sagte er tonlos: „Ach, du mahnst mich, dass es noch andere Pflichten für mich in der Welt gäbe, die mich von hier fortführen würden und doch wäre Scheiden bitterer als der Tod. — Nein — lieber von diesen Felsen hinunter in die brausende Tiefe als dich verlassen — und doch — doch wird das vielleicht mein Los sein,“ sprach er schaudernd und verbarg das Gesicht in beide Hände.

„Törichter Freund, lass doch die Phantome!“ sagte Madeleine. „Sind wir nicht glücklich? Ist nicht unser Zusammenleben ein seliger Traum?“

Aber sie erschrak, als sie in sein Antlitz sah, denn in seinen jugendlich reinen Zügen drückte sich ein leidenschaftlicher Kampf aus und es zuckte in heissem Schmerz über sein schönes Antlitz. Er sprang auf und trat an den äussersten Rand der Klippe, die an dieser

Stelle mehrere hundert Fuss steil hinabstürzte in das Meer. Dann mass er die Tiefe mit düsterem Blick und einen Augenblick vergingen ihm fast die Sinne vor der geheimnisvollen Macht, die ihn hinunterzog. Aber eine weiche Hand fasste die seine und eine geliebte Stimme flüsterte in sein Ohr: „Die Tiefe da unten hat Raum für uns beide, wenn du durchaus hinunter willst."

Er blickte auf und vor ihm stand das schöne Weib und sah ihn mit der vollen Glut der Liebe an. Da umfasste er sie mit beiden Armen, drückte sie heftig an sich und sagte:

„Gönne mir den Tod in deinen Armen, was kann mir die Erde noch bieten, wenn ich nicht für dich leben darf?"

Sie gab sich zum erstenmal seinem Ungestüm ohne Widerstand hin und erwiderte seine Umarmung heiss und voll.

„Du liebst mich, liebst mich wie ich dich liebe?" fragte der Jüngling in feurigem Entzücken.

„Ach, längst hast du mein Herz wieder aufleben lassen aus seiner Erstarrung," erwiderte sie, „aber Vernunft und Schicksal waren gegen dich im Bunde. Du bist ein aufblühendes Leben, ich bin älter als du; draussen in der Welt dürfen wir uns nicht angehören und hab' ich ein Recht, dich in diese Einsamkeit zu bannen?"

„O schweig mit all' diesen Bedenken für immer," rief er vorwurfsvoll, „ich sagte es dir,

du bist die ewige Schönheit, die ewige Jugend, die Flamme, an der sich alles, was von Poesie in mir ist, entzündet. Du reifst mich zum Mann. Was soll uns die Welt? In ihr ist die Einöde, hier ist die Fülle des Lebens! Hier lerne ich meine Ideale läutern, dem Geist und der Geschichte nach berichtigen! Hier werde ich schaffen lernen, was deiner und meiner würdig ist! Hierher soll die Welt nicht dringen, soll unser Glück nicht stören, soll es nicht ahnen, nicht daran rühren. Nur dann werde ich ganz glücklich, ganz selig sein."

„Ich fürchte, ich fürchte, du machst mich schwach, du holder Schwärmer," versetzte Madeleine lächelnd, „sieh doch! Dem Kind gelang, was Männern unmöglich war: dies stolze Herz zu unterwerfen. Ich bin demütig vor dir, du reiner junger Held, der mich besiegt, mich überwindet."

Noch eine Stunde verging ihnen im Austausch glühender Empfindungen und lieblicher Mitteilungen. Dann bestiegen sie ihre Pferde und ritten langsam in fröhlichem Geplauder dem Schlosse zu. Bei der alten Marquise fanden sie den täglichen Gast, den Geistlichen, und die alte Dame empfing sie mit einigen leichten Vorwürfen, dass sie lange ausgeblieben seien und dass dadurch die Partie, die man jeden Abend zu spielen pflegte, schon halb versäumt sei. Dies war das einzige, was sie an den langen, einsamen Promenaden der beiden auszusetzen hatte, denn dass ihre Urenkelin,

eine de Cheneuil, mit dem viel jüngeren Manne anders verkehren könne, als wie es ihrem Alter gezieme, das fiel ihr gar nicht ein.

„Mein lieber Curé hat mir inzwischen mancherlei angenehme Kunde gebracht," versetzte die alte Dame, wieder durch der jungen Leute Entschuldigungen begütigt. „Nein, Gott verlässt unser Frankreich noch nicht. Scharen von Gläubigen ziehen zu unserer heiligen Jungfrau von Lourdes und der Eifer für die wahre, allein seligmachende Kirche wird dadurch auch in schwachen Herzen wieder angefacht werden. Aber das ist's nicht allein. Unser Curé kommt soeben aus einer Versammlung, die ich freudigen Herzens gern selbst gesehen hätte. Erzählen Sie doch, lieber Curé, ich höre es gern zum zweitenmal, es ist solch' ein Trost."

„Die Frau Marquise befehlen," sagte der Curé geschmeichelt und nahm eine Priese. „Nun, ich habe heute einer Sitzung unserer Bretagnischen Assoziation beigewohnt und ich kann sagen: es war erhebend."

„Was ist das für eine Assoziation?" fragte Philipp.

„Eine Versammlung unseres gutgesinnten Adels und der Geistlichkeit, die jedes Jahr stattfindet, um alle Interessen der menschlichen Gesellschaft, Agrikultur, Literatur, besonders aber die erhabenen Interessen der heiligen Kirche und des Thrones zu besprechen," erwiderte der Curé. „Wenn es Sie interessiert, Sir Arthur, so kann ich Sie in diesen Tagen

in eine Sitzung führen, denn die Versammlung dauert acht Tage. Man hatte mir die Ehre angetan, mich zum Präsidenten zu erwählen, aber ich lehnte die unverdiente Auszeichnung ab, indem ich ausrief: Ich fühle mich zu klein inmitten dieser erhabenen Versammlung der Grössen in Literatur und Wissenschaft."

„O mein lieber Curé, Sie sind zu bescheiden," versetzte die alte Dame.

Der Geistliche lächelte wohlgefällig, doch machte er mit der Hand eine abwehrende Bewegung, wie um das Kompliment von sich abzuweisen.

„Wer war denn dort von berühmten Männern der Literatur und Wissenschaft?" fragte Philipp wieder.

„O, wir hatten den Marquis von Bellizon, einen ausgezeichneten Botaniker, den Vicomte von Charmagnac, einen Historiker ersten Ranges, Seine Ehrwürden den Herrn Bischof und mehrere unserer geistlichen Herren, die sich mit den Wissenschaften beschäftigten, dann den jungen Grafen Ruzac, einen angehenden Dichter" —

„Nun, ich glaube, alle diese Grössen sind ausserhalb der Grenzen ihres Dorfes nicht bekannt," versetzte Madeleine mit einem leichten Anflug von Ironie.

„O, das ist noch das wenigste," sagte der Curé, der den Spott nicht zu bemerken schien, „aber der erhebendste Moment war der, wo wir alle einstimmig unsere Wünsche und Ge-

bete zu dem Throne des Allerhöchsten emporsandten für die Rückkehr unseres rechtmässigen Herrn und Königs, des erhabenen Heinrich V. Wir alle gelobten, für Thron und Altar zu leben und zu sterben. Ja, es war ein grosser Augenblick, als diese edlen, ritterlichen Männer sich umarmten in heiliger Rührung und in der Hoffnung auf die Hülfe von oben für unser teures Frankreich. — Endlich wurden aber auch praktische Vorschläge gemacht und da wollte ich eben unsere verehrte Marquise bitten, ihren glorreichen Namen unserem Werke nicht zu versagen.“ Bei diesen Worten zog er ein Papier unter seinem Rock hervor und breitete es vor der Marquise aus.

„Was enthält das Papier?“ fragte die alte Dame, deren Augen ihr den Dienst versagten, um Geschriebenes zu lesen.

„Wir haben hier eine Liste der Namen von allen Männern der Provinz aufgesetzt, auf die wir einigen Einfluss zu gewinnen hoffen, um sie in unsere heilige Liga für Thron und Altar eintreten zu lassen. Es sind Leute aus allen Ständen darunter, Adlige, Ärzte, Advokaten, Kaufleute, Bauern; wir werden die Leute besuchen und sie zur Teilnahme auffordern. Aber gegen alle, die sich weigern, werden wir die geeigneten Mittel ergreifen, ihnen die Kundschaft entziehen, sie in der öffentlichen Meinung herabsetzen —“

„Aber Verzeihung, Herr Pfarrer,“ sagte Philipp, indem eine helle Zornesröte über sein

Gesicht flog, „sind das die rechten Mittel, um zu überzeugen?“

„Allerdings, Sir Arthur,“ erwiderte der Pfarrer, „allerdings! Gegen die Feinde der Kirche und der Legitimität sind alle Mittel recht, und je schneller wir das Land von ihnen säubern, je besser ist es.“

„Sir Arthur,“ rief Madeleine, die inzwischen an das Klavier getreten war, „kommen Sie doch und lassen Sie uns unser Duett probieren,“ und als Philipp rasch aufspringend an ihre Seite eilte, flüsterte sie ihm zu: „Lass dich in keinen Streit ein mit dem Priester, lass' ihn sein Wesen treiben, was kümmerts uns?“

Seit einiger Zeit schon war Philipp Madeleinens Schüler im Gesang und sie hatte die grösste Freude an der Ausbildung seiner schönen Stimme. Sie sangen ihr Duett, und in den feurigen Akzenten, die seinem innersten Herzen entquollen, verschwand ihm aufs neue die Welt mit dem Streit ihrer Meinungen, mit den hoffärtigen Ansprüchen jeder Ansicht, unfehlbare Wahrheit sein zu wollen, während doch alle Theorie, sobald sie in die Praxis übergeht, sich einem Teil Irrtum vermählt. Er wiegte sich wieder selig in dem Äther reiner, höchster Gefühle und während er in dem einen Wesen alles zu erblicken glaubte, was ihn begeisterte und erhob, trugen ihn die Flügel seiner Seele in die lichten Fernen einer idealen Welt. Nur als endlich die Klänge verstummten, als die

Marquise sich zur Ruhe begeben und der Pfarrer sich entfernt hatte und auch Madeleine sich in ihre Gemächer zurückziehen wollte, da hielt er sie fest und sagte zärtlich flehend: „O diese grausamen Stunden der Nacht, die mich von dir trennen! Wenn du mir im Traum erscheinst, dann bin ich glücklich, aber wenn der Schlaf mich flieht und ich umsonst die Arme nach dir ausbreite, dann dehnen sich die Stunden zu Ewigkeiten und ich leide, denn es ist mir, als sähe ich dich nie wieder, als würdest du nie ganz mein. Ich bin dein Sklave, demütig vor deiner Hoheit, deiner Schöne, wenn du mich liebst, dich mir neigst. Aber ich habe auch den Mut, dich zu erringen, denn ich fühle es: ich bin deiner wert.“ Er hob sich bei diesen Worten stolz empor und in seinen schönen Augen malte sich all der Zauber des reinen jugendlichen Selbstgefühls und der begeisterten Liebe.

„Du stolzer Göttersohn,“ versetzte Madeleine hingerissen, indem sie ihn lächelnd betrachtete, „ja du bist meine Liebe, die Liebe, die ich immer geträumt habe — und — die ich nie besass. Warum — warum muss sie mir erst werden, wenn der Kranz der Jugend um mein Haupt verwelkt“ —

„O still, o still,“ rief er, „lass doch endlich dies unselige Mahnen an die paar Jahre, die uns trennen. Hat das unsterblich Schöne, das Ewige in uns ein Alter? Und wie vermöchte ein junges, unreifes Wesen mir zu geben, was

ich in dir, dem vollendeten Weibe, finde? Mäkele doch nicht an dem Rätsel der Liebe! Du, die mir das Leben rettete, die mir das rechte Leben der Seele weckte, du allein vermagst auch mir die höchste Seligkeit zu geben. Du meine Königin, erhebe deinen Sklaven zu dir auf deinen Thron!“

„Gönne mir noch Zeit, mein Schwärmer,“ sagte Madeleine leise, „noch kämpft der Zweifel in mir und es scheint mir, als ob dann das Unglück hereinbrechen und den süssen Traum, den du mich träumen lässest, zerstören würde. Vielleicht gelingt es dir noch, all die dunklen Schatten zu beschwören, die vor mir aufsteigen, vielleicht führt das Schicksal selbst die rechte Stunde herauf.“

XXVI.

Schon oft hatte Philipp sie gebeten, mit ihm die Grotte der Feen zu besuchen, wo sie ihn gefunden hatte und ihm zuerst erschienen war. Sie hatte es immer abgelehnt, weil dieser Ort ihr das traurige Bild eines Sterbenden zurückrufe, dessen Leben nun ihr höchstes Glück sei, und weil sie fürchte es bringe Unglück, dahin zurückzukehren. Er scherzte über ihren Aberglauben und meinte im Gegenteil, der Ort müsse ein gesegneter für sie sein, da ihr Glück von da seinen Anfang genommen habe. Endlich gab sie nach und setzte den

Ausflug für den folgenden Tag fest. Sie wandelten unter beglückenden Gesprächen dem Ufer des Meeres zu und fanden zwischen den Steinen und Felsblöcken, die zerstreut umherlagen, den kleinen Pfad, der bei der Ebbe den Zugang zu der Grotte möglich machte. Als sie diese betraten, entfuhr dem Munde des Jünglings ein Schrei der Überraschung. Die Grotte war festlich geschmückt, mit Blumengewinden, zwischen denen rote Glasampeln ein zauberhaftes Licht verbreiteten. Der Boden war mit Teppichen belegt und weiche Polster zum Ausruhn darauf bereitet. Auf einem vergoldeten Tisch standen Körbe mit Erfrischungen. Kein dienendes Wesen war zu sehen. Alles schien wie von Feenhänden hingezaubert, ein Märchen der tausend und einen Nacht.

„Meine Zauberin, meine Fee," rief der Jüngling, „hier, wo du mir zuerst erschienst wie eine Vision, wo du mich aufnahmst und aus den Händen des Todes rettetest, hier bereitest du mir nun wieder ein Fest, wie es die künstlerische Phantasie der Hellenen träumen mochte. Ja, mit dir wird das Leben ein Fest dionysischer Wonnen!"

Madeleine sah mit einem Ausdruck stolzen Glücks auf die begeisterte Freude des Jünglings. Sie warf einen leichten Sommermantel, den sie umgehabt hatte, ab und erschien nun in glänzender, festlicher Kleidung. Das Licht der roten Ampeln goss einen verklärenden Schein über ihre klassisch schönen Züge und

die herrlichen Formen der Gestalt. So stand sie vor ihm in der zauberhaften Schönheit des vollendeten Weibes, und der Jüngling, der sie zum erstenmal so festlich gekleidet sah, blieb sprachlos in schauendem Entzücken. Mit hoheitsvoller, freundlicher Geberde lud sie den Freund an ihre Seite, indem sie sich auf den Polstern niederliess, reichte ihm von den Erfrischungen und kredenzte ihm in kunstvoll gearbeiteter Schale köstlichen Wein.

„In mir wogen Rhythmen; Dithyramben, um dich zu feiern, steigen aus dem Grunde meiner Seele auf," rief der Jüngling, „ja so haben die göttlichen Menschen jenes Hellas gelebt im Morgenrot der Menschheit, als noch Jugend, Schönheit, Liebe in heiliger Unschuld am Busen der Natur trinken durften. Von meinen Augen fällt die Binde kindischer Illusionen — ich glaubte, wir könnten auf dem Gebäude unserer feudalen konventionellen Kultur durch Humanität und brüderliche Liebe eine neue Welt aufbauen. Aber ich habe den Menschen zur Bestie entweiht gesehen und statt dem Reich der idealisierten Menschheit sah ich die Herrschaft der Gemeinheit und des Lasters. Jetzt erst begreife ich's: nicht in den konventionellen, morsch gewordenen Formen der alten Welt, nicht in den Gleichheitsträumen, deren sich der Pöbel bemächtigt, um das Hohe, Herrliche zu sich in den Staub zu ziehen, ruht die Zukunft. Nein, sie winkt der freien Vereinigung edler Individualitäten, die in allem lebendigen ein Göttliches,

Ideales ahnen und es in der irdischen Form zu enthüllen suchen; die wieder eins sind mit der Natur und sie in kindlichem Genuss mit den höchsten Geistesfreuden vereinen, denen die Liebe der Nektar ist, der im Rausch der Begeisterung das sinnliche Dasein zur Idealität erhebt —"

„Mein geliebter Schwärmer," versetzte Madeleine, „auch das sind Illusionen. Aber bewahre sie dir als den Keim der Dichtung. Denn wo wäre Poesie, die nicht am Quell der holden Täuschung getrunken hätte? Mich aber lass das stolze Glück geniessen, dir diese Augenblicke verschafft zu haben, in dem Spiegel deiner reinen Seele mich selbst wiedergeboren zu betrachten und in deinem Leben glückbringend zu herrschen. So werde ich dir strahlen in der Zukunft, als die Muse, die den schlummernden Gott in dir weckte, und wenn ich längst dem Schicksal aller irdischen Erscheinungen verfallen bin, werde ich in unsterblicher Jugend und Schönheit fortleben in deinen Gesängen. Aber siehst du," unterbrach sie sich selbst lachend, „du machst mich auch zur Schwärmerin und das lag mir so fern; mir, die ich der Realität des Lebens so ins Auge geschaut und ihren bitteren Kern so ganz genossen habe. Doch hinweg mit den Erinnerungen in dieser Stunde! Ich will denken, meine stolzen Jugendträume wären nun wahr geworden und ich lebte in einer vollkommen reinen, durch keine Berührung mit dem Ge-

meinen entweihten Welt. Mag nachher Tod und Verderben kommen, mag die Welt um mich in Eis erstarren! Die Geweihten, die einmal den Becher der göttlichen Wollust getrunken haben, scheuen den Tod nicht mehr."

In ähnlichen Gesprächen und in Liebkosungen verging die Zeit. Madeleine war hinreissend in der Hingebung eines liebenden Weibes, dessen Stolz geschmolzen war an der Frühlingssonne dieser Jünglingsliebe. Sie hatten die Zeit vergessen. — Endlich warf Madeleine einen Blick nach dem Eingang der Grotte und rief erschrocken: „Gott, es wird Nacht! Wir müssen zurück, man wird sich im Schloss um uns ängstigen." Sie sprang auf und unwillig folgte ihr der Jüngling. Wer aber malt ihr Erstaunen, als sie, dem Ausgang zuschreitend, sahen, dass dieser gänzlich vom Meere bedeckt und jeder Ausweg verschlossen war. Die Flut war leise herangekommen, wie es beim spiegelglatten Meer zu geschehen pflegt, und sie hatten es in ihrem Glück nicht wahrgenommen. Die stillen Wasser, in denen die Mondstrahlen glitzerten, spielten zwischen den Felsen, die vor dem Eingang lagen und zwischen denen bei der Ebbe der Pfad sich fand, von dem aus man auf die Felsen gelangen konnte.

Der Jüngling jauchzte laut auf und rief: „Gesegnet sei mir, heiliges Meer! Du führst die geweihte Stunde herbei und schliessest den Tempel, in dem meine Göttin thront! Du ladest uns geheimnisvoll zum grossen Mysterium der

Liebe. Dort oben das keusche Licht leuchtet uns ins Brautgemach und die Wellen singen leise das Hohelied der ewigen Urmacht, aus deren Schoss die Welt geboren wurde, und in deren Unendlichkeit jedes Herz sich zurücksehnt. Komm, herrliche Braut! Schöner konnte kein Traum es uns bereiten! Hier, geschieden von der Welt, im Mutterschoss aller Poesie und alles erhabenen Empfindens, kröne dein Werk! Sei mein, o Geliebte, und weihe mich in deinen Armen ein zur Unsterblichkeit!“

Madeleine schaute mit steigendem Entzücken auf das im Mondlicht von Begeisterung verklärte Antlitz des Jünglings und sank überwältigt in seine Arme. Er zog sie mit sanfter Gewalt in das Innere der Grotte auf die weichen Teppiche zurück.

Und zu ihrer Brautnacht sang das Meer seine uralte Melodie, die lauen Sommerlüfte spielten scherzend mit den Blumenkränzen, die die Grotte schmückten, und Luna schaute mit mildem Glanz hernieder, in Erinnerung lächelnd; hatte doch auch sie einst in nächtlicher Feier den holden Schläfer geküsst. — — — — —

XXVII.

Fahl und grau dämmerte der Morgen vor dem Eingang der Grotte, der nun frei war von den spielenden Wassern, die sich, ihren ewigen Gesetzen folgend, eine gute Strecke weit zu-

rückgezogen hatten und in der Ferne brausend und zischend, wie wilde Tigerkatzen, an den Felsen hinauf sprangen, sich nach der tiefen Ruhe des vorhergegangenen Tags und des ersten Teils der Nacht zum Sturm rüstend. Da legte sich eine Hand auf die Stirn des Jünglings, der noch in seligen Träumen entschlummert ruhte, und leise rief es: „Arthur!“

Er fuhr empor, noch traumbefangen und verwirrt. Aber statt des zauberischen Tempels, zu dem sich ihm die geschmückte Grotte im Traum ausgebildet hatte, sah er sich im dunkeln Raum, der nur am Eingang eine graue, neblige Helle zeigte, vor der sich eine schwarze Gestalt, die halb über ihn gebeugt war, abhob. Es war seine strahlende Göttin nicht mehr, sie hatte einen dunkeln Mantel umgeworfen und die Kapuze über den Kopf gezogen. Er erschrak, als er in ihr Antlitz blickte; es war geisterhaft bleich und schien ihm gealtert in dem fahlen Dämmerschein. Die Augen blickten daraus hervor wie aus einem Medusenhaupt, und der Jüngling fühlte etwas in sich vor diesem Blick erstarren.

„O Geliebte,“ rief er und streckte die Arme nach ihr aus, „mein Weib —“

„Still,“ flüsterte sie, „ich hörte oben auf dem Felsen die Stimmen meiner Diener, die uns suchen. Man wird in grosser Sorge um uns gewesen sein, komm, lass uns ihnen entgegen gehn, hülle dich auch in deinen Mantel — es ist kalt.“ — Und in der Tat wehte ihnen ein

kalter Morgenwind über die Flut entgegen. Die Kränze flatterten verwelkt und zerrissen um den Eingang der Grotte. Es ward dem Jüngling plötzlich so weh um's Herz, als sei alles Glück und aller Wonnerausch nur ein Traum gewesen. Er folgte ihr stumm, denn auch er hörte nun Stimmen bereits nahebei, und als sie aus der Grotte heraus auf den nassen Sand zwischen den Steinblöcken traten, erschienen zwei Diener des Schlosses, gefolgt von der alten Françoise, hinter der noch ein ganz in einen Mantel gehüllter Mann den Pfad von oben herunterstieg.

„Heilige Mutter Gottes! Gelobt seist du, Gebenedeite, da sind sie!" rief die alte Dienerin, indem sie die Hände zusammenschlug und auf ihre Herrin losstürzte. „Ich bin fast gestorben vor Angst. Die Frau Marquise hat nichts erfahren dürfen, es hätte sie töten können. Wir sagten, als sie zur Ruhe ging, Sie seien noch nicht zurück. — Die Diener waren noch aus in der Nacht, da aber hier unten das Wasser war, konnten sie nicht hinab, und wir dachten, Sie wären anderswo hingegangen."

„Die Flut hatte uns überrascht, geht hinein und packt die Sachen zusammen," sagte Madeleine kurz, indem sie die Diener auf die Grotte verwies, in der diese auch bald verschwanden. Dann fiel ihr Auge auf den Mann, der sich eben nahte und zum Gruss den Hut abnahm, sodass sein Gesicht sichtbar wurde.

Sie hüllte sich schaudernd fester in ihren Mantel und wandte sich ab. Da ertönte ein

Schrei aus des Jünglings Munde und mit dem Ausruf: „Mein Vater!“ stürzte er auf den Fremden zu und umschloss ihn mit seinen Armen.

„Philipp,“ rief dieser und drückte den Jüngling an sein Herz, „so find ich dich endlich — du lebst, bist gesund?“

„Dank sei es dieser, der herrlichsten der Frauen,“ rief Philipp, alles vergessend, in Begeisterung. „O mein Vater, du kommst zur rechten Stunde, um deines Sohnes Glück zu krönen, den seligsten Bund zu segnen. Du — du gehörst mit zu uns.“ Bei diesen Worten riss er den Vater ungestüm zu der Gestalt im Mantel hin, die zwischen den grauen Felsblöcken, selbst wie zu Stein geworden, stand. In dem Augenblick aber überfiel es sein Herz mit Zentnerschwere, dass er sie getäuscht habe, dass sie ihn für einen andern hielt, und er sank ihr zu Füssen:

„Verzeihung, Madeleine, mein angebetetes Weib — ich täuschte dich, weil ich dich zu feurig liebte, weil ich hätte sterben müssen, hätte ich dich verloren! Jetzt liebst du mich als den, der ich bin; ich bin deiner wert, welchen Namen ich auch trage. Der Arthur bin ich nicht, für den du mich hieltst. — Ich bin der Sohn dieses Mannes, des besten Vaters, und nun in deinem Besitz der glücklichste Mensch.“

Das Wort erstarb auf seinen Lippen, denn eine Stimme, dumpf wie aus dem Grabe, fragte: „Du bist dieses Mannes Sohn?“

Zu gleicher Zeit fiel bei rascher Wendung des Kopfes die Kapuze, die ihn bedeckte, ab, und ihr todblasses Angesicht wurde dem Fremden sichtbar.

„Bianka!“ rief dieser und trat entsetzt zurück. „Was ist das? Was ist hier vorgegangen? Welche unselige Rätsel sprichst du aus, Philipp? Rede, rede! Bianka?“

„Du irrst, Vater,“ unterbrach ihn der Jüngling angstvoll, „Madeleine de Cheneuil — die Herrin jenes Schlosses, mein Alles, mein Weib, der mein Leben geweiht —“

„Halt ein, Unglücklicher,“ rief Alfred, indem er den noch Knieenden emporriss, „du sagst Entsetzliches. Noch will ich zweifeln, dass das Schreckliche wahr ist — ich begreife den Zusammenhang nicht — aber weisst du, wer diese Frau ist? Es ist die Frau deines Vaters, sie, die dich ausstiess aus dem Vaterhaus, die sich mitleidslos weigerte, dich aufzunehmen, die mein Leben durch ihren kalten Tugendstolz vergiftete.“

Sprachlos starrte der Jüngling einen Augenblick auf den Vater, als verstehe er nicht, was er soeben gehört, als stehe er vor einem Ungeheuren, das er zu fassen nicht imstande sei. Dann aber brach der jähe Schmerz in ihm los. „Nein — nein — nein —“ schrie er, „du irrst, Vater — du irrst — dich täuscht eine Ähnlichkeit — Madeleine —“ rief er, indem er auf sie zustürzte und sie mit Leidenschaft in seine Arme schloss, „sprich, Geliebte — nur ein

Wort — sag ihm, dass er sich irrt — dass du mein bist vor dem ewigen Geist des Alls, dass du nichts gemein hast mit jenem herzlosen, verhassten Weibe, du, die so göttlich lieben kann —"

„Er sprach wahr," versetzte Bianka dumpf, „weiche von mir zurück," sagte sie mit bebender Stimme, indem sie sich den Armen des Jünglings entwand, „bleib — bei ihm," setzte sie fast gebieterisch hinzu, als er sie mit Verzweiflung festhalten wollte. Sie verhüllte ihr Gesicht mit dem Mantel und schritt an Vater und Sohn vorüber, den Pfad zu den Klippen hinauf, auf dem ihr die bestürzte Dienerin folgte.

Mit einem Schmerzensschrei sank der Jüngling zur Erde und verbarg sein Gesicht in den Händen; da hörte er seinen Namen nennen und fühlte sich von zwei Armen umschlungen: „Philipp, mein armer Sohn, sprich zu mir, zu deinem Vater, löse mir dies grausige Rätsel!"

Wild starrte der Jüngling auf in das von tiefster Erschütterung zeugende Antlitz des Vaters. „Weh uns!" rief er dann plötzlich. „Vater und Sohn und dasselbe Weib — hier in dieser Grotte, in dieser Nacht wurde sie mein — schön wie die Liebesgöttin selbst, mein erster Jugendtraum, und sie — sollte meine Mutter sein! — O Fluch der Welt, in der das Schöne nur wie ein Hohn auf das Verkehrte scheint, in der die giftigen Dämonen Recht behalten — Ha! Ich der Sohn der un-

erlaubten Liebe, nicht aufgenommen im Vaterhaus, finde die Stiefmutter, die mich verstossen hat, entbrenne für sie in Liebe und sie wird mein — o die göttliche Komödie! — Das hatte Dante noch nicht erfunden" — er lachte wild auf bei diesen Worten. Plötzlich aber sprang er empor, von grimmem Schmerz durchzuckt, und indem er den Vater zurückstiess, rief er: „Was zaudere ich! Wo sind die heiligen Bande, die mich halten? Von der Geburt an stellte mich die Welt ausserhalb ihres Gesetzes — wohl denn, heilige Freiheit der Vernichtung, dir geb' ich mich zurück! Hinaus aus dem Lügengewebe der Erscheinung, in die schrankenlose Weite, des Alls — fort — fort —"

Mit diesen hastig, wie im Wahnsinn ausgestossenen Worten eilte er dem Meere zu, das in tobenden Wellen hoch zwischen den Felsblöcken aufspritzte und Flocken zischenden Schaums in die Luft schleuderte. Der Vater aber warf sich ihm in den Weg und umklammerte sein Knie.

„Höre mich, Philipp, höre mich, ehe du ein Äusserstes tust! Glaub nicht, dass ich mich rechtfertigen will, dass ich dir das Leben gab, ohne dir die legitime Stätte darin zu bereiten. Tausende zwar sind ebenso schuldig wie ich. Doch gut machen wollt ich's gegen dich wenigstens gewiss, wenn auch nicht gegen deine Mutter. Die Leidenschaft für jenes Wesen — damals im vollen Glanze der Jugend — von der ich alles hoffte, machte mich schwach —

die Strafe blieb nicht aus. Um deinetwillen verwandelte sich ihre Liebe in Hass, um deinetwillen wurde mein Haus zur Hölle. Aber du solltest so wenig darunter leiden wie möglich, du solltest die Liebe nicht entbehren, deshalb liess ich dich bei deiner sanften Mutter, solange deine höhere Ausbildung nicht andere Umgebung verlangte. Ich gab dir jede Gelegenheit, deine schönen Anlagen zu entwickeln, mein Plan war schon gemacht, wie dies ferner geschehen solle, und mein Testament sicherte deine Zukunft. In dir konzentrierte sich alle meine Liebe; von dir hoffte ich Ersatz für das verlorne Lebensglück, — du warst mein einziger Gedanke — mein Herz lechzte nach deiner Liebe, in deiner schönen Jugend wollt' ich die Versöhnung für meine eigne gebrochene Jugend finden. — O mein Sohn, und nun? So hart willst du mich strafen? In den kalten Wellen soll, um eines unseligen Verhängnisses willen, all mein Hoffen enden? Hab' ich es nicht um dich verdient, dass du um meinetwillen leben bleibst?"

„Vater," rief der Jüngling und ein heisser Tränenstrom entstürzte seinen Augen, „Vater, ich tat dir unrecht, aber — wie soll ich leben nach diesem Fürchterlichen?"

Alfred umfing ihn mit seinen Armen und sagte sanft: „Mein Philipp, wein' dich aus an meinem Herzen und lass uns vereint unser Schicksal tragen, das uns aus derselben Quelle kam. Ich will dich jetzt nicht fragen, wie alles

hier geschehen. Das dämonische Geschick hat mich zu spät eintreffen lassen. Schwere Krankheit hielt mich selbst gefesselt, als meine Tätigkeit in der Ambulanz zu Ende war. Sobald ich reisen konnte, eilte ich nach Paris, da ich aus England, wohin ich dir geschrieben hatte, die Nachricht erhielt: du seist fort nach Frankreich. Ich suchte deine Mutter auf und fand sie —“

„Auch im Elend?“ fragte der Jüngling.

„Tief gebeugt, denn Martin ist als Mitglied der Kommune deportiert.“

„O Gott, auch das!“ seufzte Philipp.

„Sie gab mir die Nachricht, dass du dort gewesen seist und dass du dich von Paris entfernt habest, um nahe dem Meer, in Einsamkeit, dich zu sammeln und Nachrichten von mir abzuwarten, ehe du dich wieder nach England begäbest. Da aber keine Zeile von dir eintraf, so machte ich mich in grosser Sorge auf, dich zu suchen und irre nun schon lange Zeit von Ort zu Ort, um deine Spur zu finden. Gestern abend spät langte ich in dem kleinen Dorf dort drüben an, stieg in dem Wirtshaus ab und hörte auf mein Befragen, dass ein junger Fremder schon seit Wochen auf dem alten Schloss weile, erst sehr krank gewesen sei, jetzt aber in Gesellschaft der Schlossherrin ausreite und spazierengehe. Die Beschreibung passte auf dich und obgleich ich den Zusammenhang gar nicht begriff, beschloss ich doch nachzufragen. Der Name der Schlossherrin

machte mich stutzig, denn ich wusste, dass es der Familienname ihrer Grossmutter war, doch wie konnte ich ihre Gegenwart hier ahnen? Ich wusste nur, dass sie zu Anfang des Kriegs, nachdem ich bereits bei der Ambulanz war, Paris verlassen hatte. Sie hatte es aber nicht für gut befunden, mir anzuzeigen, wohin sie sich gewendet habe, und auch jetzt in Paris erfuhr ich nichts über sie. Ich hatte ja auch kaum noch ein Interesse, zu wissen, wo sie weile, wenigstens nur ein schmerzliches, während die Sehnsucht nach dir mein ganzes Herz einnahm und die Ungewissheit über dein Schicksal mich mit quälender Sorge erfüllte. Heute bei Tagesanbruch trieb mich, nach schlafloser Nacht, schon die Unruhe, etwas zu erfahren, in die Nähe des Schlosses. Es schien mir noch zu früh, um hineinzugehen; da sah ich Diener herauskommen und hörte, man vermisse die Schlossherrin und den Fremden, fürchte ein Unglück und gehe, sie zu suchen. Ich folgte und — welch ein Finden!“

Er schwieg, in heissem Schmerz den Sohn umfassend. Dieser hatte ihm in düsterem Schweigen zugehört, nun sagte er dumpf: „Wärst du gestern gekommen und doch — nein, es war schon zu spät — seit Monaten lebte ich nur in dieser Liebe, alles war mir gleichgültig geworden ausser ihr. — Auch dich hatte ich vergessen — auch dich Vater, ach und — ihr liebt euch ja nicht mehr, warum — warum kann sie nicht mein —“

„O schweig, Unglücklicher, schweig," unterbrach ihn Alfred, „denk den Gedanken nicht aus. Nur zu sehr würde sie selbst zurückschaudern, nun sie weiss, wer du bist. Komm' mit mir, Philipp, folge mir nur jetzt, dort in das Dorf. Wir wollen uns sammeln, überlegen was zu tun sei. Lebe — um meinetwillen, Philipp! Mir bleibt nichts auf der Welt ausser dir. Lass mich gutmachen, was ich an dir verschuldet habe! Ich will meine Liebe zu dir verdoppeln, vertausendfachen — Du bist so jung — das Leben hat noch eine Zukunft für dich — Philipp, bleib bei mir, mein Sohn!"

Flehend breitete Alfred wieder seine Arme aus. Der Jüngling sank an seine Brust, sie hielten sich lange umschlungen, ohne zu reden. Plötzlich aber riss Philipp mit einem Schrei des Schmerzes sich wieder los und stürzte in die Grotte, die nun, leer und jedes Schmucks beraubt, traurig-düster aussah. Verzweiflungsvoll warf er sich zur Erde nieder und rief: „O, so ist auch mein Schicksal! Wie du im zauberischen Schmuck leuchtetest, ein Dionysustempel, in dem ich Wonne der Götter genoss, und nun — alles leer, kalt, dunkel — nein, ich ertrag' es nicht!"

In wildem Schmerze wand er sich am Boden hin und her. Der Vater war ihm gefolgt und stand am Eingang der Grotte, in tiefe Trauer versenkt. Er wusste wohl, dass die Jugend den ersten, heissen Schmerz austoben musste, aber das Verhängnis schien den Knoten schwer ge-

schürzt zu haben und, ratlos wie er ihn lösen solle, blieb er in schmerzliches Sinnen verloren. Plötzlich sah er einen der Diener, die vorhin die Grotte ausgeräumt hatten, vor sich. „Die junge Frau Marquise befahl Sie aufzusuchen und diesen Brief zu übergeben," sagte der Mann, „ich war im Dorf, im Wirtshaus, und da ich die Herren nicht fand —"

„Schon gut, bedarf es Antwort?" fragte Alfred, indem er hastig nach dem Papier griff, das der Diener hinhielt.

„Ich glaube, die Frau Marquise wünschte zu wissen, ob die Herren abreisen?" erwiderte der Diener, nicht ohne einige neugierige Blicke nach dem Innern der Grotte zu werfen, aus der von Zeit zu Zeit ein schmerzliches Stöhnen hörbar wurde. Alfred hatte inzwischen mit bebender Hand den Brief erbrochen. Er enthielt nur die wenigen Worte:

„Wenn es möglich ist, retten Sie — ihn! Wenn Sie morgen früh noch hier sind, werden Sie weiter von mir hören, sonst in Paris. Bianka."

„Sagen Sie ihrer Herrin, ich würde bis morgen früh unten im Wirtshaus ihrer Mitteilung warten," versetzte Alfred, da er voraussah, er werde den Jüngling noch nicht bewegen können, zu scheiden, obgleich er am liebsten gleich dem unheimlichen Ort entflohen wäre. Der Diener entfernte sich und Alfred näherte sich seinem Sohn, der auf dem Boden hingestreckt lag, das Gesicht in den Händen vergraben.

„Lies, mein Philipp, und entscheide selbst,

was wir tun sollen," sagte er und hielt dem Jüngling den Streifen Papier hin. Philipp fuhr empor, und als er die Schriftzüge erblickte, riss er das Papier aus des Vaters Hand und drückte es leidenschaftlich an seine Lippen. „Geliebte, Geliebte," rief er, „komm, beglücke mich wieder, das nur allein ist wahr, alles andere ist Lüge, muss Lüge sein!" Bei diesen Worten sah er auf das Blatt und gewahrte die Unterschrift. „Bianka," rief er und schleuderte das Blatt von sich, „ so ist es dennoch wahr! O, ein Wesen bis zum Wahnsinn lieben und es zugleich hassen müssen — welche grausame Qual!"

Von neuem verhüllte er sein Gesicht und stöhnte laut. Der Vater kniete bei ihm nieder und zog sanft des Sohnes Haupt an seine Brust. Er liess es geschehen und so sassen sie lange in stummem Schmerz. Endlich redete ihm der Vater sanft und flehend zu, ihm in das kleine Wirtshaus zu folgen, dort das weitere abzuwarten und das Gemüt zur Betrachtung der Lage und zu würdigem Verhalten zu sammeln. Der Jüngling willigte nicht ein, aber er folgte endlich stumm. Nur als sie am Schlosse vorüberschritten, zuckte er zusammen und alle Kraft schien ihn zu verlassen, sodass der Vater ihn halb tragend zum Dorf hinüber geleitete. Hier liess er sich auf das Bett niederlegen; die Besinnung verliess ihn, der gewaltige Stoss hatte seine Kräfte erschöpft. Er fiel in eine tiefe, todähnliche Erstarrung.

Alfred sass an seinem Bett und wachte angstvoll über ihm. Er sah nur eine Möglichkeit, das grause Verhältnis zu lösen; augenblickliche, volkommene Trennung und vielleicht weite Reisen in entfernte Länder mit dem Jüngling, bis dessen Gemüt das Gleichgewicht wieder fände, was er bei der Elastizität der Jugend zu hoffen wagte.

Der Abend kam und die Nacht, ohne dass Philipp erwacht wäre. Er lag regungslos. Der Vater sass unverrückt an seinem Lager; aber endlich übermannte auch ihn die geistige und körperliche Erschöpfung und er schlummerte ein, doch war es ein unruhiger Schlaf, von schrecklichen Träumen geängstigt. Beim ersten Morgengrauen fuhr er wieder empor, von jähem Schreck gefasst; er hatte geträumt, Philipp sei tot. Zitternd beugte er sich über den regungslos Daliegenden, um zu hören, ob er noch atme. Nachdem er sich dessen versichert hatte, griff er zu Mantel und Hut, rief seinen Diener und trug ihm auf, bei Philipp zu bleiben und, im Fall dieser aufwache, ihm zu sagen, der Vater werde gleich zurück sein. Dann eilte er hinaus, um durch einen raschen Gang auf die Klippen das erstarrte Blut wieder in Umlauf zu bringen, denn er fühlte sich von Fieberfrost geschüttelt.

Der Mond stand noch am bleichen Morgenhimmel und alles Lebendige war noch vom Schlaf umfangen. Kein Laut war hörbar, nur in den Bäumen rauschte der Morgenwind. Den Mantel fest umgeschlagen eilte Alfred raschen

Schritts den nächsten Pfad zu den Klippen hinauf. Oben stand er einen Augenblick still, um Atem zu schöpfen. Da sah er — nein er täuschte sich nicht — vorn am äussersten Rand der Klippe eine Gestalt, dem Umriss nach eine Frau. Wie ein Nebelbild zeichnete sie sich auf dem grauen, dämmernden Morgenhimmel ab, aber er konnte nicht zweifeln, dass es ein menschliches Wesen sei, denn er sah jetzt, dass sie die Arme ausbreitete, wie um etwas zu umfassen. Eine fürchterliche Ahnung durchzitterte sein Herz. Er war zu weit, um auch im schnellsten Lauf vor Ablauf mehrerer Minuten dorthin zu gelangen, und seine Stimme konnte nicht bis dahin dringen. Dennoch rang sich der Angstruf: „Bianka“ aus seiner Brust und er wollte eilenden Laufs sich in der Richtung bewegen, da — versank die Vision. Wie mit entfalteten Flügeln war sie im unbegrenzten Luftmeer verschwunden.

Schrecken lähmte Alfreds Glieder; die Beine versagten ihm fast den Dienst. Dennoch schleppte er sich mit Anstrengung seiner letzten Kräfte nach der Stelle hin, wo die Gestalt verschwunden war. Endlich stand er am Rand der Klippe und sah schaudernd in die Tiefe. Steil stürzte hier die Felswand etwa hundert Fuss tief ins Meer, das unten in wilden Wogen an den Felsen brandete. Da war an keine Rettung zu denken. Wer hier freiwillig hinuntersprang, der hatte sich dem Tod geweiht. Weit und breit war kein Schiffer, kein Boot sichtbar.

Nichts regte sich, was Hilfe hätte bringen können, und unten wallte und brauste es weiter, das verschwiegene, gleichgültige Grab, das die zum Geist gewordenen Atome wieder aufnahm in seine elementare Einheit.

Da plötzlich entstieg dem Meer am Horizont ein feurig roter Streifen, ein feierlicher Bote, der die Ankunft der Königin des Tages verkündete.

Auf der weiten Wasserfläche erglänzte ein flüssiges Feuer. Überwältigt sank Alfred auf die Knie und starrte in das glühende Rot, das ein Opferbrand auf einem Sühnealtar zu sein schien. Es war einer von jenen Augenblicken, wo der Mensch das Fatum in eiserner Majestät über die Erde schweben zu sehen meint und wo ihm nichts übrig bleibt, als das Haupt zu senken und zu schweigen.

Doch nur einige Sekunden gab er sich dieser Versunkenheit hin. Gewaltsam raffte er sich auf und eilte dem Dorfe zu, um Fischer zu wecken und sie zu bewegen, nach dem Unglücksort hinzufahren, wiewohl die wilde Brandung an der Stelle der Klippen keine Hoffnung liess. Immerhin war es auch noch möglich, dass er sich getäuscht, dass seine Phantasie ihm ein Schreckensbild vorgemalt hatte — oder, dass es ein anderes Wesen gewesen war. — Doch widersprach dem allen eine Stimme in seinem Innern und bei dem Gedanken an die fürchterliche Wahrheit erbebte er am meisten für Philipp. Wie würde der es ertragen, würde es ihn nicht auch töten?

Im Dorfe fing das Leben eben erst an sich zu regen, doch fand Alfred einen Fischer, der gerade aus seiner Hütte trat mit Netzen zum Ausbessern in der Hand. Alfred stellte ihm eindringlich vor, wie er glaube, dass dort ein Unglück geschehen sei, beschrieb ihm die Stelle und bot ihm reichlichen Lohn, wenn er hinfahren wolle um zu retten, oder wenigstens den Leichnam zu finden. Als aber der Mann gehört hatte, von welcher Stelle der Küste die Rede sei, schüttelte er den Kopf.

„Wer da hinunter ist, den gibt die See nicht lebend wieder. Auch ist es unmöglich, jetzt bei dem wilden Wasser hinauszufahren; es hiesse unnütz das eigne Leben dransetzen. Wenn's ruhiger wird, kann man vielleicht nach dem Leichnam suchen, oder vielleicht spült das Meer selbst ihn aus."

Keine Versprechung vermochte den Mann zu bewegen, einen Versuch zu wagen. Auch fühlte Alfred nun, da die Zeit verstrich, dass Hilfe wohl jedenfalls zu spät käme und es trieb ihn zu Philipp, um womöglich zu verhüten, dass er etwas erführe. Angstbeklommen betrat er das Wirtshaus, fand aber, fast mit Befriedigung, den Sohn noch immer im tiefen Schlaf der Erschöpfung. Dagegen überreichte ihm der Wirt ein Schreiben, das man vom Schloss für ihn gebracht hatte. Er erkannte Biankas Handschrift und erbrach den Brief in zitternder Hast. Er lautete:

„Wenn Sie diesen Brief lesen, ist das Urteil

bereits vollzogen, das ich mir selbst gesprochen habe, und — Sie sind frei. Was meinen Trotz — einst nannte ich es edlen Stolz — Ihnen gegenüber aufrecht erhielt, war das Bewusstsein makellosen Wandels, unbefleckter Reinheit, ungeachtet all der Qual, zu der mich diese verdammten, indem sie uns trennten und meine Liebe in Abneigung verwandelten. Das entbehrte Mutterglück machte mich noch feindseliger gegen Ihren Sohn, einen, wie ich mir dachte, in gemeiner Liebe Erzeugten. Sie wissen, wie alles kam.

„Als Sie, bei Ausbruch des Krieges, zur Ambulanz gingen, atmete ich auf. Das dem Gesetz der Welt zu Liebe aufrecht erhaltene Leben in Ihrem Hause war mir eine Hölle. Ich wollte schuldlos frei sein, mein bisheriges Leben bis auf den Namen vergessen. Die Existenz meiner Urgrossmutter lockte mich. Mir gefiel dieser aristokratische Stolz, der den Stammbaum nicht beflecken wollte und darum ein einsames Alter vorzog. Es reizte mich, in solch romantischer Vornehmheit mich selbst wieder zu finden und mich frei zu wähnen. Ich schrieb an meine Urgrossmutter, sagte ihr, dass ich wieder einen adeligen Namen trüge, dass ich aber tief unglücklich sei in meiner Ehe und mich nach der vornehmen Existenz meiner Ahnen sehne, und bat sie mich aufzunehmen. Ich erhielt die ihrem Beichtvater diktierte Antwort: ich möge kommen unter der Bedingung, dass ich den Namsn ihrer Tochter führe und

mich Madeleine de Cheneuil nenne, über meine Vergangenheit absolut schweige und nie, weder vor ihr noch den Hausgenossen, erwähne, dass ich verheiratet gewesen sei. Dann werde sie die Urenkelin, in der sich die edle Gesinnung des alten Geschlechts zu regen scheine, mit offnen Armen empfangen und als einen Trost ansehen, den ihr der Himmel an der Schwelle des Grabes sende.

„So zog ich hier ein. Das Leben in seiner grossartigen Einsamkeit behagte mir und ich fing wieder an auf Mädchenart zu träumen und mich nach Liebe zu sehnen. Da fand ich ihn, den holdesten Jüngling, den ich je gesehen, als einen Sterbenden. Unbeschreiblich ergriff mich sein Anblick. Ich liess ihn in das Schloss bringen. Ein Papier, in seiner Brieftasche gefunden, stellte ihn mir als einen vornehmen Engländer dar. Als solchen nahm ihn meine Urgrossmutter willig auf. Ich pflegte ihn mit einer Hingebung, die mich selbst überraschte. Als er genas, kannte mein Glück keine Grenzen. Ich lernte mit Entzücken diese schöne Seele, diese Dichternatur, dieses glühende Herz kennen. Das alte Schloss wurde mir zum Paradies und ich konnte der Wonne nicht widerstehn, als ich sah, wie das Jünglingsherz sich mir zu eigen gab, wie ich die Muse wurde, die seinen Dichtergenius zum Leben rief. Ich fühlte endlich, dass ich ihn liebte — liebte — mit einer Glut, wie ich sie nie gekannt hatte. Dennoch kämpfte ich lange dagegen an. Aber wenn der süsse

Schmeichler mir den Unterschied der Jahre hinweglächelte, wenn er mich über mein vergangenes Leben schweigen hiess, wie er über seines schwieg, weil er brechen wollte mit seiner ganzen Vergangenheit, um nur mir anzugehören — da jauchzte mein Herz auf in einem neuen, nie gekannten Glück. Jch fing an zu glauben, was er mir immer und immer wiederholte, dass es möglich sei, hier, fern von der Welt und von ihr vergessen, ein wundersames Wonneleben zu führen.

„Dennoch wollte ich alles anders ordnen. Ihnen wollte ich schreiben, dass ich in die Scheidung willige, dass Sie nun frei mit — Ihrem Sohne leben könnten. Dann sollte ein legitimes Band mich dem Geliebten verbinden.

„Ihn zu erfreuen hatte ich ein kleines Fest veranstaltet in der Grotte, wo ich ihn zuerst fand. — Das Schicksal selbst schloss uns die Pforte zu — — im entzückten Beisammensein geschah — was ich so streng gemieden, so hart verurteilt hatte. Ich, noch die Gattin eines andern, wurde — sein Weib.

„Mit dem Morgengrauen erwachte ich zum vernichtenden Bewusstsein meiner Schuld. Ich hatte nun selbst gegen das Gesetz, dem ich gehuldigt, gefrevelt! Schon fühlte ich mich tief gedemütigt — aber die Sophistik der Liebe hätte mich das vielleicht überwinden lassen. — Doch die Strafe kam — furchtbar — unerbittlich — als Sie erschienen, als ich erfuhr, wer er sei! Auch ihn hatte die Liebe in die Schuld

verstrickt, da er den falschen Namen beibehalten hatte, um nicht von hier fortzumüssen. Vor diesem ungeheuren Verhängnis stand mein Entschluss fest. Einer von uns Dreien musste weg, damit die andern bleiben könnten. Sie, dessen Leben durch mich elend geworden, durften es nicht sein. Er — o Gott, dieser Liebling der Götter, der nur aus Liebe zu mir gesündigt hat, durfte es noch weniger sein. Ich — die ich doppelte Schuld auf mich geladen, — die ich ihn von mir gestossen habe mit Hass, als etwas Gemeines, dessen Berührung mir nicht nahen dürfe, und die ich ihn nun liebe mit verzehrender Leidenschaft, so dass mir ohne ihn das Leben eine Hölle ist — ich muss es sein. — Ich habe alle Anordnungen getroffen. Ich setze ihn zum Erben meines Vermögens ein. Die Papiere, die dies bekräftigen, werden bereits in der Morgenfrühe an die betreffenden Behörden in Paris abgehen. Ich habe alles bedacht, nichts vergessen. Meine Urgrossmutter wird glauben, dass ein Unfall den letzten Sprössling ihres Geschlechts getötet habe, und die Kirche wird ihr den kurzen Augenblick, den sie noch zu leben hat, tragen helfen. Jetzt ist es Nacht und ich schreibe Ihnen dieses. Wenn der Morgen graut, empfängt mich von hoher, wohlbekannter Klippe, das Meer in seinem Schoss. Ich könnte sagen: vergeben Sie mir, dass ich Sie so elend machte. Aber auch Sie trugen in unser Verhältnis die Schuld mit hinüber, eine Schuld, die Tausende auf sich laden ohne in ver-

werflichem Leichtsinn darüber zu erschrecken, die für uns nur zum Verhängnis wurde, weil — wir gewissenhafte Menschen sind. Hätte ich meiner Mutter Herz gehabt, ich hätte, da mir Kinder versagt blieben, Ihr Kind an mein Herz genommen und wir wären alle drei glücklich gewesen. Darin waren Sie edler als ich. Sie waren offen gegen mich und Sie wollten das Vergehen der Jugend gut machen. Ich glaubte, dass unbefleckte Tugend höher sei als erbarmende, mitleidsvolle Liebe — das war mein Irrtum und dies Geständnis ist meine Sühne.

„Leben Sie wohl, retten Sie sich den Sohn, retten Sie ihn dem Ideal! Dass diese schöne Gestalt sich nie beflecke mit gemeinem Glück! Er ist noch so jung — er kann genesen von diesem Schmerz — ich konnte den Schmerz nicht überleben. Aber wenn ich verschwunden bin in der rätselvollen Ferne, dann denken Sie — beide — meiner schweigend, doch ohne Groll.

Bianka — Madeleine.“

Fast überwältigt sank Alfred auf sein Lager und in alle Schmerzen, die in ihm kämpften, mischte sich noch ein bitteres Gefühl. „Stolz und kalt bis zum Tode,“ dachte er, „nicht ein Wort sanfter Erinnerung, dass ihr auch meine Liebe gehört hat, und dass ich alles getan hatte, ihr das Glück an meiner Seite zu bereiten!“

Dann aber ermannte er sich mit raschem Entschluss. Sie war dahin; jetzt galt es den Sohn zu retten, ihn womöglich zu entfernen,

ohne dass er das Vorgefallene erführe. Der Jüngling lag noch immer, ohne sich zu regen, in völliger Erstarrung. Aber er lebte und der Vater wollte ihn um jeden Preis fortbringen, selbst wenn es in diesem bewusstlosen Zustande sein müsste. Er befahl, einen Wagen herbeizuschaffen, um zur nächsten Eisenbahnstation zu fahren. Dann eilte er hinaus an den Strand, um noch einmal zu sehen, ob es nicht möglich sein würde, nach der Leiche zu suchen. Als er aus dem Hause trat, kam ihm ein Geistlicher entgegen, der ihn anredete und sich ihm als Seelsorger der Marquise de Cheneuil vorstellte. Sein verstörtes Äussere liess Alfred erraten, dass er bereits unterrichtet sei. Wirklich fing auch der Priester sogleich an und sagte, er wisse, dass er der Gatte der unglücklichen Madeleine sei, dass ein Brief, den diese ihm geschrieben ihn davon in Kenntnis gesetzt habe, sowie von dem furchtbaren Entschluss der Unglücklichen, sich das Leben zu nehmen, ein Entschluss, der bereits vollführt gewesen sei, als der Brief in seine Hände gelangt wäre. Sie habe ihn beauftragt, darüber zu wachen: zuerst, dass ihrer Ahne die Sache als ein Unglück dargestellt werde, dann, dass auch nicht von ferne ein Verdacht irgend eines Anteils auf ihren Gatten oder den jungen Fremden, den sie so lange gepflegt habe, falle, denn beide seien ebenso unwissend betreffs ihres Entschlusses wie er. Ein furchtbares Unglück, das sie durch ihren Mann erfahren habe, gebe ihr diesen Ent-

schluss ein, da sie fühle, es nicht überleben zu können. Ihrem Gatten müsse sie, obgleich sie nicht glücklich mit ihm gewesen sei, das Zeugnis eines grossmütigen, edlen Charakters geben, der gewiss ihren letzten Willen ehren werde, dass nämlich nach dem Ableben ihrer Ahne das Schloss der de Cheneuil, deren Geschlecht mit ihr aussterbe, unter seiner, des Geistlichen, Leitung zu einem Asyl und einer Erziehungsanstalt für Findelkinder gemacht werde, wozu die Einkünfte des Besitztums angewendet werden sollten. Als einzige Bedingung setze sie nur: unverbrüchliches Schweigen über den ganzen Hergang und — falls ihre Leiche gefunden werden sollte — feierliche Beisetzung im Erbbegräbnis der Familie.

Ängstlich forschend sah der Geistliche zu Alfred auf, ob dieser auch ein so grosses Erbe aufgeben werde. Alfred ergriff seine Hand, drückte sie herzlich und sagte: „Jeder Wunsch der Geschiedenen soll mir heilig sein und ich werde alles tun, um von meiner Seite ihre Verfügung zu fördern.“ Dann erzählte er dem Geistlichen, wie er der ohnmächtige Zeuge der schrecklichen Tat gewesen sei, wie er vergebens versucht habe, Hilfe zu schaffen und wie dann schliesslich auch ihn ein Brief von allem in Kenntnis gesetzt hätte. Auf des Geistlichen ängstliche Frage, ob man nicht erfahren könne, welches Unglück einen so schweren Entschluss herbeigeführt habe, da dies in Abwägung der Schuld, die die Selbstmörderin

auf sich geladen, ins Gewicht fallen würde, entgegnete ihm Alfred:

„Ehren wir den Willen der Unglücklichen: absolutes Schweigen über diese Tat und ihre Motive. Es war eine grosse Natur, die unterging, und über ihre Gebrechen wird ein anderes Gericht ergehen als das unsere. Ich bin aber bereit, augenblicklich die Papiere zu unterzeichnen, durch die ich jedem Anspruch auf das Erbe hier entsage."

Eine ungewöhnliche Bewegung der Bevölkerung des kleinen Orts, ein Laufen nach dem Strande hin, ein Rufen und Schreien vom Strande her, zog die Aufmerksamkeit der beiden auf sich. Sie sahen sich an und verstanden beide, was ihr Blick sagte. Ohne ein Wort zu verlieren, folgten sie den übrigen zum Strand. Der Fischer, mit dem Alfred am frühen Morgen gesprochen hatte, hielt am Ufer mit seinem Boot, und eine Menge Volks war um etwas, das aus dem Boot gehoben und aufs Land gelegt war, versammelt. Vor dem Geistlichen und dem fremden Herrn wichen alle ehrerbietig zurück, und die beiden erblickten nun, auf den Sand hingestreckt, die marmorbleiche Leiche, auf deren erstarrten Zügen man noch den festen Willen sah, mit dem sie in den Tod gegangen war, die aber nun in plastischer Ruhe, ein mit dem Siegel der Ewigkeit versehenes Geheimnis, in ergreifender Schönheit dalag. Der Geistliche faltete die Hände zum Gebet. Die Fischer zogen ehrfurchtsvoll

die Mützen ab, die Frauen weinten; Alfred aber sank auf die Knie in unaussprechlicher Bewegung und drückte stumm einen Kuss auf die kalte Stirn. In diesem Kuss war Vergebung für all das unerhörte Leid, das sie ihm zugefügt, war die Sühne für die eigne Schuld, war das Gebet, dass ihre zwei geopferten Herzen für den Einen, Schuldlosen, Erlösung werden möchten von seinem Schmerz.

Indes hatten die Männer eine Tragbahre herbeigeschafft. Alfred breitete seinen Mantel darüber aus und die Leiche, die in ein weisses, wollenes Gewand gekleidet war, wurde darauf gelegt und mit dem Mantel zugedeckt. Der traurige Zug setzte sich in Bewegung. Vier rüstige Fischer trugen die Bahre; Alfred und der Geistliche gingen hinterher, Männer, weinende Frauen und Kinder folgten. Am Schlosse angelangt, setzte man die Bahre nieder und der Geistliche ging, die greise Marquise vorzubereiten. Von der quälendsten Unruhe um Philipp gepeinigt, vermochte Alfred doch nicht, sich von der Seite der Toten loszureissen. Es war ihm, als müsse er die Seite ihres Wesens, an der ihr Leben gescheitert war, nun im Tode schonen und die stolze Gestalt nicht eher verlassen, bis ihr der ihr gebührende Platz angewiesen sei. Ein unsägliches Mitleid hatte sein Herz überflutet und die Erinnerung an die Liebe, die er einst für sie gefühlt, löschte fast bis auf die letzte Spur das Andenken an die Leiden aus, durch die sie auch sein Leben untergraben hatte.

Nach kurzer Zeit kehrte der Geistliche zurück und befahl, die Leiche in den grossen Saal zu bringen; so wolle es die Marquise. Dort solle sie von den Händen der treuen Dienerin geschmückt und dann nach alter Sitte in der Schlosskapelle ausgestellt werden, damit die Dienerschaft und die Bewohner des Dorfes ihr das ehrfurchtsvolle Lebewohl sagen könnten, bevor man sie in der Gruft ihrer Väter beisetze.

„Kommen Sie mit," sagte der Geistliche leise zu Alfred, „die alte Dame hat keine Wahrnehmung für das Gegenwärtige, nur das Vergangene lebt ihr und sie wird nicht fragen, wer Sie sind, denn sie hat ganz vergessen, dass ihre Urenkelin verheiratet war. Sie sieht in ihr nur die letzte ihres Geschlechts und wird zufrieden sein, dass ein vornehmer Fremder ihr das Geleit gegeben hat."

Die Diener des Schlosses waren herbeigeeilt. Unter Wehklagen und Tränen legten sie die Leiche auf ein mit einer in Gold gestickten Sammetdecke bedecktes Ruhebett und trugen sie durch den Garten auf die Terrasse, die sich vor dem Saale ausbreitete. In der Tür des Saales stand die hohe Gestalt der Greisin, auf ihre alte Dienerin gestützt. Auf einen Wink ihrer Hand liessen die Diener das Ruhebett vor ihr nieder. Sie schaute einige Augenblicke lang still und tränenlos auf die Verblichene; dann erhob sie die Rechte wie segnend über die Leiche und sagte feierlich mit fester Stimme:

„Madeleine, Marquise de Cheneuil, sei will-

kommen in der Reihe deiner Ahnen, denen du dich nun zugesellen wirst. Ich hatte gehofft, vor dir zu scheiden, das Erlöschen dieses glorreichen Geschlechts nicht zu sehen. Die göttliche Vorsehung hat es anders beschlossen. Ich füge mich ohne Murren, denn meine Tage sind gezählt, und bald werde ich dich in der Glorie des Himmels, inmitten all der Edlen, die treu an ihrem Glauben und ihrem rechtmässigen Herrscher hingen, wiedersehn. Wir sind die letzten dieses Hauses; aber besser sterben als in einer Zeit leben, die die Kirche und den Thron verrät."

Bei diesen Worten versagte der Greisin die Stimme. Wie von einem plötzlichen Schauder ergriffen, brach sie zusammen und sank der Dienerin ohnmächtig in die Arme. Sie wurde in den Saal getragen, ebenso die Leiche. Alfred nahm hastig Abschied von dem Geistlichen, dem er versprach, jedwede Vollmacht auszustellen, durch die das Testament der Verstorbenen rechtsgültig gemacht werden müsste. Dann eilte er nach dem Wirtshaus, voller Angst, dass ein Zufall dem Jüngling das Vorgefallene verraten haben könnte. Zu seiner Beruhigung fand er ihn zwar erwacht, aber in völliger Erschöpfung, mit geschlossenen Augen, nach wie vor auf seinem Lager liegend. Der Diener sagte, als er erwacht sei, habe er umhergeblickt, gefragt wo er sei und tief aufgeseufzt, als er ihm des Vaters Worte wiederholt habe. Darauf habe er die Augen wieder geschlossen,

ohne weiter ein Lebenszeichen zu geben; nur auf die Frage, ob er nichts geniessen wolle, habe er leise den Kopf geschüttelt.

Unten war alles zur Abreise bereit. Alfred trat an das Lager seines Sohnes und beugte sich zu ihm nieder: „Mein Philipp," sagte er zärtlich, „willst du mir folgen? Lass uns weg von diesem Ort."

Der Jüngling schlug die Augen auf und sein matter Blick schien etwas zu fragen, was der Mund nicht aussprach. Alfred erriet seinen Gedanken und sagte, indem er seine Bewegung zu unterdrücken suchte: „Sie — bittet dich — zu gehen — und — zu leben."

Ein schmerzlich bitteres Lächeln zuckte um des Jünglings Mund, dann drückte er leise des Vaters Hand und flüsterte: „Leben will ich um deinetwillen, für dich."

„Dank dir, mein Sohn," rief Alfred und schloss den Jüngling in seine Arme, indem die Tränen, die er nicht länger zurückhalten konnte, sein Gesicht überströmten.

Er geleitete ihn dann in den bereitstehenden Wagen. Philipp verbarg sein Gesicht in den Wagenkissen, als das Schloss sichtbar wurde, und tiefe Seufzer rangen sich aus seiner Brust. Alfred sah mit noch ganz anderen Gefühlen hinüber; Angst um den Sohn erfüllte seine Seele. „Wie, wenn er erst erführe, dass jene, die er zugleich lieben und hassen musste, nicht mehr lebt, dass sie um seinetwillen gestorben ist? Wie würde er es ertragen?"

Die einzige Äusserung, die nach einiger Zeit über Philipps Lippen kam, war die Bitte, ihn nicht nach Paris zu führen, wovor ihn graue. Der Vater fragte ihn, ob er nach Italien wolle. Der Jüngling nickte bejahend. Alfred schrieb nun vom ersten grösseren Ort, wo sie Halt machten, an seinen Geschäftsführer und verfügte über alles, was zur Ordnung seiner Angelegenheiten nötig war. Dann nahmen sie, ohne Paris zu berühren, den Weg nach dem Süden und zwar gleich nach Neapel, da Alfred mit Recht urteilte, dass in dem Zustand tiefer Niedergeschlagenheit und völliger geistiger und körperlicher Erschöpfung, in dem sich der Sohn befand, nur die Einwirkungen einer entzückenden Natur heilend wirken könnten, nicht aber die ernsteren Anforderungen an geistige Konzentration und objektive Interessen, die Rom stellt.

XXVIII

Am Posilipp mietete er eine Villa, inmitten eines Gartens voller Palmen, Cypressen, Lorbeern, und da richtete er das Leben, ganz nur auf den Jüngling berechnet, ein. Hier sass Philipp stundenlang im Garten und schaute hinaus auf den blauen Golf, auf die weissen Segel, die wie Schwäne darüber hinglitten, auf die herrlichen Berge der Küste gegenüber, vor allem auf den rauchenden Vulkan, der seine

Blicke wie mit magnetischer Gewalt anzuziehen schien. Was in ihm vorging, wusste niemand, auch der Vater nicht. Er sprach nie über sein inneres Leben. Gegen den Vater war er sanft, freundlich und dankbar für die unendliche Güte, mit der dieser sich um ihn bemühte und nur für ihn lebte. Er sprach wenig, aber ruhig mit ihm, doch nur über gleichgültige Dinge, oder zuweilen über die Bücher, die er sich willig vorlesen liess, ohne jedoch besonders nach Büchern zu verlangen. Nahrung nahm er gerade so viel zu sich, als nötig war, um zu leben. Der Arzt, den Alfred oft voller Sorge befragte, vertröstete ihn auf die heilende Wirkung der Zeit, da nichts im Zustande des Jünglings bedenklich sei.

„Sehr langsam und allmählich wird sich die Initiative der Tätigkeit wieder herstellen oder sehr plötzlich, durch eine grosse Erschütterung, durch etwas Unvorhergesehenes," sagte der Arzt.

So blieb dem Vater nichts übrig, als geduldig zu warten, da sich sonst keine für die Gesundheit Besorgnis erregenden Symptome zeigten. Philipp wusste nichts von Biankas Tod. Nie wurde ihr Name zwischen ihnen genannt, nie fragte er nach ihr oder nach irgend einem Umstand der Vergangenheit. Selbst nach seiner Mutter fragte er nicht und Alfred vermied es auch, von ihr zu sprechen, da er es einmal versucht und bemerkt hatte, welchen peinlichen Eindruck das Wort „Mutter" auf den Jüngling machte.

So war beinah ein Jahr vergangen und es war wieder Frühling. Schon seit einiger Zeit hatte der Vesuv angefangen, sich zu regen, und allabendlich sah man den Gipfel von feuriger Lohe umzogen, die manchmal in Flammengarben in die Luft aufsprühte. Philipp war besonders von diesem Schauspiel angezogen und zeigte sich lebhafter erregt als sonst. Endlich sprach er sogar den Wunsch aus, sich an einem Abend hinauf zu begeben, um das feurige Schauspiel in der Nähe zu sehen. Alfred willigte nicht gern ein; er hatte ein unheimliches Gefühl, ihn gerade diesen Ausflug unternehmen zu sehn, doch mochte er ihm auch den ersten Wunsch, der wieder etwas Spannkraft des Geistes verriet, nicht abschlagen. So wurde denn alles zur nächtlichen Fahrt bereitet. Alfred nahm den Diener mit, um jedenfalls Hilfe bei sich zu haben.

Je höher sie kamen zwischen den schwarzen Lavamauern, die wie Schlacken der Urwelt, wie versteinertes Riesengewürm und unvollendet gebliebene Embryone phantastischer Dämonenleiber aussahn, desto aufgeregter schien Philipp zu werden. Oben an der Öffnung des Kraters angelangt, schaute er lange in den dumpf grollenden Schlund, in dem feurige Massen gärten und zuweilen mit furchtbarem Gekrach, wie ein Gruss der Hölle, aufwärts sprangen. Alfred hielt sich ihm zur Seite und beobachtete ihn mit banger Sorge; er fürchtete einen raschen, verzweifelten Entschluss. Der Jüngling aber wandte sich

plötzlich zu ihm, sein Antlitz bleich von Erregung und seine Augen düster leuchtend, und sagte mit bebender Stimme: „Vater, jetzt sprich mir von ihr.“

Erschreckt und überrascht, wusste Alfred sich nicht gleich zu fassen und zögerte mit der Antwort. Philipp aber fasste seine Hand mit starkem Druck und setzte hinzu: „Sag mir alles. Ich kann alles hören — ja ich muss es. Ich stehe an einem Wendepunkt des Lebens, in mir hat sich viel vollzogen, aber reden darüber konnte ich nicht. Ich bin bereit, den Kampf aufzunehmen mit den Elementargeistern, mit den dämonischen Gewalten, die die irdische Existenz mit ehernen Banden binden und in hässlichen Verwicklungen ersticken. Eine siegende Gewalt ringt sich in mir los. Ich möchte mich mit neu entfalteten Flügeln zu der hohen Freiheit derer, die die Welt überwunden haben, erheben. Vor diesem gewaltigen Höllenschlund, vor diesem Aufruhr der blinden Urmacht, aus der das Leben aufsteigt, wollte ich prüfen, ob mein Entschluss fest sei — und sieh! ich wanke nicht. Aber das schwerste bleibt mir noch übrig: sprich mir — von ihr.“

„Mein Sohn, mein Geliebter!“ rief Alfred und schloss den Jüngling mit stürmischem Entzücken in seine Arme. „Wie beglückst du mich! So höre es denn: Du kannst versöhnt an sie denken, denn sie, die sich selbst so streng gerichtet hat, haben wir kein Recht mehr zu richten.“

„Sie — starb?“ fragte Philipp bebend.

„Freiwillig ging sie in den Tod, und die so das stolze, königliche Leben, zu dem sie geschaffen war, verneinte, darf nun in unserer Erinnerung leben, umgeben von unserem innigsten Mitleid, ja von unserer verklärenden Liebe.“

Der Jüngling schwieg und Alfred sah nur, beim Schein der unterirdischen Flammen, dass eine Träne langsam über seine Wangen rollte. Plötzlich aber rief er, indem er die Hand wie abwehrend gegen den flammenden Schlund ausstreckte: „Schweigt, Dämonen der Nacht, ihr seid besiegt! Du aber, reines Licht,“ rief er, sich gegen den Mond wendend, der eben in ruhiger Klarheit hinter einer Wolke hervortrat und das Land zu ihren Füssen mit Silberglanz überstrahlte, — „sei gegrüsst als ein Bote der Versöhnung; ihr, leuchtende Sterne, singt in in Himmelschören droben: ‚Friede sei auf Erden! Die Liebe erlöse endlich die Menschheit vom Übel und die heiligende Tat nehme die Schuld von uns‘. Vater,“ fuhr er fort, indem er des Vaters Hand ergriff und ihn fortzog, „komm, komm! Fort — fort von den Geistern der Tiefe — fort zur erlösenden Tat!“

Er eilte mit geflügelten Schritten, als habe er plötzlich die ganze Elastizität der Jugend wiedergefunden, den Berg hinab. Kaum, dass Alfred ihm folgen konnte. In der Villa angelangt, warf er sich dem Vater in die Arme, versicherte ihm, er dürfe ruhig sein, er habe seinen Kampf durchgekämpft und werde, männ-

lich entschlossen, für die höchsten Ziele leben. Tief gerührt und beglückt staunte Alfred den schönen Sohn an, der, Begeisterung im Auge, mit flammenden Wangen, einem Halbgott gleich, vor ihm stand. Er segnete ihn mit heissen Liebestränen und entliess ihn dann, der Ruhe zu pflegen, da die Nacht schon weit vorgerückt war.

Am folgenden Morgen erwachte Alfred erst, als die Sonne hoch am Himmel stand. Ein beglückender Traum hatte ihn seit langen Jahren zum erstenmal wieder besucht und in seines Sohnes Liebe erschien ihm die Welt neu verklärt. Er erfuhr vom Diener, dass der junge Herr noch schlafe und ihm noch nicht, wie gewöhnlich, geklingelt habe, um sich die Kleider bringen zu lassen. Alfred fand es natürlich, dass nach der Aufregung der Nacht die Jugend ihr Recht fordere und heilsamer Schlaf die Kräfte wiederherstelle. Er wünschte sich Glück, dass die gefürchtete Eröffnung von jenem verhängnisvollen Tod eher segen- als unheilbringend vorübergegangen war, und gab sich endlich mit freudigem Hoffen den Plänen für die Zukunft dieses Jünglings hin, in dem sein ganzes Leben sich konzentrierte und für dessen Glück er jedes Opfer zu bringen bereit war. Verloren in diesen Gedanken blieb er lange Zeit, bis ihn ein Blick auf die Uhr mahnte, dass es schon spät am Tage sei und dass er noch nichts von Philipp gesehen habe. Ein plötzlicher Schreck ergriff ihn und ein unheimliches

Gefühl, dass er sich soeben den Träumen des Glücks überlassen habe, während das Schicksal ihm vielleicht den letzten herbsten Schmerz bereitete. Hatte der Jüngling ihn am Ende getäuscht? War die erlösende Tat, von der er gesprochen hatte, vielleicht der Entschluss gewesen, ihr nachzufolgen? Schaudernd ob dieser Gedanken eilte er an die Türe, die vom Korridor zu dem Schlafzimmer seines Sohnes führte. Sie war verschlossen. Er klopfte, rief des Jünglings Namen, es kam keine Antwort. Nichts regte sich im Zimmer. Verzweiflung bemächtigte sich Alfreds. Er verstand mit einemmal die grässliche Wahrheit dessen, was er sich so schön ausgelegt hatte, und er bebte fast zurück vor dem, was er tun musste, denn er sah sogleich im Geiste vor sich, was er in Wirklichkeit zu sehen bekommen würde: die Leiche seines Kindes. Der Diener, der hinzugetreten war, erinnerte ihn daran, dass eine andere Tür des Zimmers in ein Treibhaus führe und dass der junge Herr diese Tür nie verschliesse. Schwankenden Schrittes begab sich Alfred dorthin, der Diener folgte, wie sein Herr von seltsamer Ahnung bewegt. Die Tür war wirklich offen. Alfred trat in das Zimmer und stürzte mit einem Schrei auf das Lager zu, auf dem sein Sohn, völlig angekleidet wie am Abend vorher, scheinbar leblos hingesunken lag. Verzweifelnd beugte er sich über ihn und ergriff seine Hand, aber — o Glück! sie war nicht kalt, wie die eines Toten. Er näherte

sich dem Mund, fühlte die leisen, regelmässigen Atemzüge und überzeugte sich mit unsäglichem Entzücken, dass der Jüngling nur in tiefem Schlafe liege. Unerklärlich schien es ihm freilich, weshalb er unentkleidet, offenbar vom Schlaf überwältigt, auf das Lager hingesunken sei. Da fiel sein Blick auf den Tisch vor dem Bett, auf dem ein Schreibzeug stand und eine Menge beschriebener Blätter umherlagen. Hastig ergriff Alfred eins derselben, um sich Licht zu verschaffen. Er las und las ein Blatt nach dem andern, seine Züge wurden immer bewegter und endlich rollten Tränen freudiger Ergriffenheit über sein Gesicht. Noch hatte er nicht ganz zu Ende gelesen, als Philipp erwachte und noch schlafbefangen mit verwunderten Augen auf den Vater sah. Dieser aber rief mit Entzücken:

„O mein Sohn, du bist ein grosser Dichter und ein noch grösserer Mensch. Deine „Phädra“ ist ein göttliches Gedicht; ein neues Evangelium, das von der Schuld erlöst und die wahre Liebe lehrt. Vergib mir, dass ich es ohne deine Erlaubnis las. Die Sorge um dich trieb mich hierher und als ich dich so daliegen sah, da suchte ich in meiner Angst in diesen Blättern die Erklärung und fand sie.“

Mit sanftem Lächeln drückte Philipp des Vaters Hand. „Es ist das Ergebnis dieser Nacht,“ sagte er, „der Abschluss mit der Vergangenheit. Ich musste frei werden von ihr, um wieder leben zu können. Ich habe mein

Gethsemane gehabt. Aus solchen Proben geht man entweder vernichtet oder als ein Gefeiter hervor, bereit, den Kampf des Lebens zu kämpfen, sein Kreuz auf sich zu nehmen und für das Ideal zu leben oder, wenn es sein muss, zu sterben. Sprechen konnte ich mit dir nicht darüber; der Kampf war zu innerlich, der Schmerz zu gross; ich glaubte oft zu unterliegen. Ich konnte auch nicht eher nach ihr fragen. Nun aber war die Frucht in mir reif und ich musste wissen, was aus ihr geworden ist. Sie hätte eine höhere Sühne finden können, die, die meine Phädra findet; aber das war nicht in ihrer Natur. Sie hat ihrem Wesen nach gehandelt und, wie du sagst, wir dürfen ihrer nun mit versöhnter Liebe denken und können ihre völlige Sühne auf uns nehmen, wie ich es hier im Gedicht getan. Mein Ziel liegt klar vor mir, aber ich bedarf dazu noch mehrerer Jahre der Reisen, des Einsammelns von Erfahrungen und Beobachtungen, an denen meine Einsicht reifen und über Mittel und Wege sich klar werden kann. Ist es möglich, Vater, dass du mir dies gewährst? Ich muss den Orient sehen, ich muss an der Wiege unseres Geschlechts den Spuren der Entwickelung nachgehen, die die Menschheit genommen, und die den Kulturzustand der heutigen zivilisierten Gesellschaft hervorgebracht hat. Nicht mit lückenhaften oder eingebildeten Vorstellungen will ich an die Aufgabe meines Lebens herangehen, sondern als ein gereifter, seines

Ziels und seiner Wege sich fest bewusster Mann.“

Alfred eröffnete ihm jetzt, dass die Geschiedene ihm ihr grosses Vermögen hinterlassen habe und er also frei sei, alles zu unternehmen, was ihm gut und wünschenswert erscheine. Das Vertrauen, das er in des Jünglings hohe Seele setze, sei so stark, dass er ihn jetzt furchtlos hinausziehen sehen werde. Nur sei es ihm schrecklich, sich von dem zu trennen, in dessen Liebe sein einziges, übriges Glück bestehe. Philipp tröstete ihn mit liebevollen Worten und sie kamen überein, dass, wenn er seine Studien im Orient vollendet habe, er den Vater in Griechenland erwarten solle, woselbst ihm dieser entgegenkommen würde. „Um mich nie mehr von dir zu trennen,“ sagte Alfred. „Meine Stellung gebe ich auf; ich ordne während deiner Abwesenheit meine Verhältnisse so, dass ich dir überall hin folgen und mich für den Rest meines Lebens an dem Werke, zu dem du dich entschlossen haben wirst, beteiligen kann. Welch' schöneres Los kann einem Vater werden, als in dem geliebten Sohn die ergänzende Fortsetzung seines eigenen Wesens zu sehen; alles, was das Leben verkümmert und lückenhaft in ihm liess, in jenem vollendet ausgebildet zu erblicken; seiner eigenen Unsterblichkeit im Leben der Menschheit durch den Teuren gewiss zu sein und sich schliesslich noch an dem Werke beteiligen zu können, wodurch der Vollkommnere die Erbschaftskeime

edler Väter zur Blüte bringt! Es ist dies, mein geliebter Sohn, ein Symbol für die Aufgabe der menschlichen Gesellschaft überhaupt; nicht nach rückwärts liegt unser Ziel. Wie niedrig gewisse Menschheitstypen auch gewesen sind, noch bis lange hinein in die Zeiten der Kultur, ja bis jetzt, es darf uns nicht entmutigen; wie hoch dagegen schon in Urzeiten gewisse Völker und unter ihnen einzelne Individuen gestanden, wir dürfen darum nicht an uns irre werden. Von jenen ersten uns weiter und weiter zu entfernen, durch ein immer höher ausgebildetes ethisches Bewusstsein und die grosse Geisteserbschaft dieser zweiten zum würdigen Ausbau zu vollenden, das ist die Aufgabe der Kulturvölker. Geh denn, mein Philipp, und suche dir den Weg, der dich zur Beteiligung an dieser Aufgabe führt."

XXIX.

Fünf Jahre waren dann verflossen, während deren, in längeren und kürzeren Zwischenräumen, Philipp dem Vater immer Nachricht von sich gegeben, ihn seines Wohlseins versichert und ihn durch geistvolle Schilderungen seiner Erlebnisse und Studien erfreut hatte. Alfred liess ihn gewähren, weil er ihm volle Freiheit des Handelns schuldig zu sein glaubte und weil er alle Keime in der reichen Natur seines Sohnes zu ungezwungener, vollendeter Reife gedeihen

lassen wollte. Als aber Jahr auf Jahr verging, da wuchs die Sehnsucht allzu gewaltig in ihm heran und er bat immer dringender in seinen Briefen, doch endlich an die Rückkehr zu denken und sein einsames Leben mit dem frischen Hauch der Sohnesliebe zu erquicken. Beim Ablauf des fünften Jahres erhielt er endlich einen Brief, der ihm folgendes verkündete:

„Dem Rufe deines und auch meines Herzens vermag ich nicht länger zu widerstehn und morgen besteige ich das Schiff in Alexandrien, das mich nach Griechenland hinüberführt, denn mit diesem will ich, dem Gang der geschichtlichen Entwicklung folgend, meine Wanderzeit beschliessen. Könntest du deinem früher ausgesprochenen Vorsatze treu bleiben und mir auf meiner Rückreise entgegenkommen, so wäre ich glücklich, erstens dich früher in meine Arme zu schliessen und zweitens mit dir jene wunderbaren Stätten zu sehen, auf denen die Kultur der alten Welt ihre höchste Blüte erreichte. Ich will nicht sagen, dass es ethisch die höchste Blüte war. Vielmehr bin ich der Ansicht eines geistvollen Kenners des Orients,*) der sagt: „In Indien hat der menschliche Genius auf allen Gebieten wahrhafte Wunder geschaffen, die den Geist in Erstaunen setzen. Dort haben Philosophie und Poesie den Höhepunkt erreicht; das kräftige und intelligente Bürgertum der

*) Graf Gobineau: „Sur la diversité des races humaines."

Vayçias hat lange Zeit alles an sich gezogen, was die alte Welt an Reichtümern besass und das allgemeine Resultat der brahmanischen Organisation übertraf noch die Einzelheiten des Werks. Es ging eine Gesellschaft daraus hervor, die beinah unsterblich zu nennen ist, im Vergleich zu dem Bestand anderer organisierter Gemeinschaften. Sie hatte nur zwei Gefahren zu fürchten: den Angriff eines Volkes, das noch vollständiger der weissen Rasse angehörte als sie selbst, und die Schwierigkeit, ihre Gesetze, den ethischen Mischungen gegenüber, aufrecht zu erhalten. Die erste Gefahr ist mehreremal eingetreten, doch konnte bis jetzt der starke Fremde die indische Gesellschaft nur unterjochen, nicht aber sie auflösen. Sobald die Ursache seiner Überlegenheit dem Eroberer verloren ging, d. h. sobald er die Reinheit seines Blutes verlor, hat er wieder verschwinden und seine majestätische Sklavin freilassen müssen."

Ich will hier nicht auf die absolute Richtigkeit der Theorie meines Autors eingehen, aber wichtig ist ohne Zweifel, was er über die älteste Erscheinung der arischen Kultur in Indien sagt, und auch über das unbesiegbare der indischen Gesellschaft, die sich dem Eroberer beugt, ohne sich innerlich unterjochen zu lassen. Dies habe ich selbst beobachtet und bestätigt gefunden. Die jetzigen fremden Herrscher Indiens haben keine Wurzel im Lande und die indische Gesellschaft strebt danach, dieses Joch abzuschüt-

teln und sich unabhängig zu machen. Von der höheren Ethik aber der ursprünglichen arischen Gesellschaft in Indien, höher als die der geistig so hohen, glänzenden Griechen, sprechen wir mündlich. Was mich persönlich betrifft, so muss ich dich darauf vorbereiten, dass mein Entschluss feststeht: ein Leben eigenster, humanster Kultur ausserhalb der Bedingungen unserer sogenannten zivilisierten, europäischen Gesellschaft zu führen. Ich denke nicht daran, mich ihr mit aufrührerischen Versuchen entgegen zu stellen. Ich habe nur zu sehr gesehen, wohin es führt, wenn Theorien, anstatt auf heiliger, innerer Sitte, auf dem wüsten Feld menschlicher Leidenschaft und Torheit ein neues Reich erbauen wollen. Aber ebensowenig will ich in den Dienst jener konstituierten Gesellschaften treten, deren tiefen inneren Verfall und morsch gewordne Institutionen ich erkannte und als deren Opfer ich selbst zu unsäglichem Leiden verdammt wurde. Wir beide haben es in einem dunkel-traurigen Verhängnis erfahren, wie ohnmächtig auch selbst eine so grossmütige Liebe wie die deine den Vorurteilen jener Gesellschaften gegenüber ist, und ich will mich nicht herablassen, in die Heuchelei solcher Verhältnisse mit einzustimmen. Aber — wirst du fragen — willst du dich einem untätigen Quietismus hingeben? Ist es nicht besser, unter den gegebenen Bedingungen mitzuhelfen an der allmählichen Verbesserung aller Zustände und neue Götterbilder aus den Trümmern der zer-

schlagnen aufzubauen? Gewiss, mein Vater, will ich nicht untätig bleiben. Zunächst soll mein eignes Leben ein Protest und ein Beispiel werden. Ich will mich nicht scheuen, der so viel verspotteten Tugend reiner Priester zu sein. Wäre es nicht schon ein unendlicher Gewinn, wenn viele einzelne den Mut hätten, ganz rein, ganz edel, ganz erhaben zu sein; jede Heuchelei, jeden Schein zu verschmähen; sich zu den Armen und Unglücklichen zu neigen und ihnen mit wahrhaft brüderlicher Liebe zu nahen; das überflüssige aus ihrem eignen Leben auszuscheiden, um es den Dürftigern zu geben und alles Lebendige in den Kreis humaner, wohlwollender Gesinnung zu ziehen? Die Schwierigkeit liegt nur in der Art, das Leben einzurichten. Ja, wenn man denken könnte, dass eine Auswanderung im grossen Stile stattfände; dass ein halbes Volk, die besten, die reinsten, die nach einer wahrhaftigen Erneuerung des Lebens Strebenden, einen jener jungfräulichen Erdstriche aufsuchten, wo in entzückenden Klimaten ein normales, menschlich schönes Leben sich entwickeln kann — wenn das denkbar wäre, sage ich, dann wäre die Aufgabe leicht. Die Weisesten und Besten würden dann zu Führern, denen die übrigen willig folgten. Neben der rüstigen Arbeit um ein neues Vaterland, an der sich jeder, ohne Unterschied des Ranges, nach Mass seiner Kräfte und Fähigkeiten beteiligen müsste, würde eine ideale Welt entstehen, von der höchsten künstlerischen

Tätigkeit geschaffen, durch die das Leben wieder eine religiöse Weihe erhielte; ein neues Olympia, wohin einmal im Jahr das Volk pilgern würde, um in erhabnen Bildern des verklärten Wahns, durch die Harmonie aller Künste, einen Eindruck zu empfangen, der seine Strahlen weit hinaus über das tägliche Leben würfe und es von seiner Banalität erlöste. Da, in solchen Tempeln, wo die Kunst uns das kühnste Ahnen einer vollendeteren Existenz zur Wirklichkeit machte, würde sich ein neuer Kultus bilden, frei von allem Formenzwang und totem Buchstabengesetz. In lebendigem Anschauen erhabner Gesinnung, opferbereiter Liebe, heroischer Handlungen, würde nicht bloss eine ästhetische, sondern noch vielmehr eine ethische Wirkung ganz unmittelbar in Herz und Sinn übergehen und zur Tat werden, auch darin, wie bei jenem edlen Volk im Osten, das sein Kunstwerk mit den Worten schloss: „und ewig streben nach Vollkommenheit.“ Wenn wirklich, infolge des Rassengesetzes, die Menschheit durch zu grosse Vermischung des Blutes physisch und geistig dem Untergang zugeführt wird, so wäre vielleicht eben in einem solchen Regenerationsprojekt das Mittel zu ihrer Erneuerung, abgesehen von allen Rassenanlagen, gefunden. Dann hätte auch die Wissenschaft ein würdiges Ziel erreicht: dem Menschen die Mittel zu geben, um mit Bewusstsein, der Welt des blinden Naturwillens gegenüber, der Schöpfer einer neuen Welt zu werden

einer Welt der höchsten Einsicht und der wahren Liebe.

O mein Vater, diesen göttlichen Traum habe ich oft geträumt, an den Ufern des Ganges, in den Palmenhainen am indischen Meer und in den wonnevollen Tälern des Himalaya. Aber ich weiss es, noch ist die Zeit nicht reif für eine solche Völkerwanderung der höchsten Kultur. Die Frage ist also: wie kann der Einzelne solch eine Ausnahmestellung sich schaffen, in der er, in edler Freiheit, dennoch andern hilfreich verbunden sein kann? Denn darauf kommt es ja an. Abgesondert von den Menschen ein geistiges, reines Leben führen, das ist leicht; aber das ist Egoismus, wenn auch ein edler. Erst durch das Mitleid, durch die tätige Liebe wird das Dasein, auch das geistverklärteste, wahrhaft human. Wohl fühl und glaub ich, dass es wahr ist, was du mir beim Abschied sagtest: dass ich ein Dichter bin. Ja, ich fühle die schöpferische Kraft in mir gewachsen und ich werde dir manches mitbringen, was dir Freude machen wird. Ich weiss es, dass meine Gesänge ein neues Evangelium verkünden. Das Evangelium der Tugend, jenen hohen Zustand der Seele, vor dem das Gemeine wie ein bleiches Gespenst vor dem reinen Licht des Morgens flieht; jenen Zustand, in dem wir Gott in unsrer Seele finden als die grosse Lebenssonne, von der in Strahlen all unser Denken und Tun ausgeht, als das einzig Gewisse, ja Ewige, gegenüber dem vergänglichen Irdischen

und der ungewissen Zukunft. Und die Worte dieses Evangeliums werden zündend in manches Herz fallen in der unbekannten Menge und eine heilige Flamme darin wecken. Das hoffe ich; ja ich glaube, es ist der höchste Lohn, den der Dichter, der Künstler, sich versprechen kann. Aber es ist mir nicht genug. Ich will kein Literatenleben führen, auch nicht von ferne soll das Schöpferische mir zum Metier ausarten. Heilig über alles soll mir der Dichtkunst edle Gabe sein. Wenn die Orakelstimmen im Innern tönen, dann will ich sie der Welt verkünden, unbekümmert um den zweideutigen Lorbeer, den die Menge um die Stirne ihrer Günstlinge flicht. Aber mein persönliches Leben soll noch eine andere Beziehung haben zu dem Kreis, der mich umgibt, eine rein humane, helfende, mitleidvolle. Denn wird es uns in der letzten Stunde, in der sich uns die Welt der Erscheinung schliesst, nicht tröstender sein, an die Tränen zu denken, die wir getrocknet, die Herzen, die wir getröstet und erhoben, die umnachteten Seelen, in die wir einen Lichtstrahl geworfen haben, als an die eitlen Güter, mit denen die Welt uns lohnt? Und nicht bloss das: ich will es auch erfahren, inwieweit die angeborne Natur des Menschen unveränderlich ist und wie weit Erziehung, Verhältnisse und veredelnde Einflüsse in ihrer Wirkung gehen können. Es ist das eins der wichtigsten Probleme für das ganze Erdenleben, für unsere philosophische und praktische Einsicht in das Wesen der

Dinge. Philosophie und Wissenschaft haben schon darauf zu antworten gesucht, aber sie haben mich noch nicht vollkommen überzeugt. Ich will aus eigner Beobachtung ein untrügliches Resultat gewinnen, denn was im Kleinen möglich ist, muss es auch im Grossen sein.

Dafür nun den rechten Aufenthaltsort, die rechte Umgebung zu finden, soll meine nächste Aufgabe sein. Ich würde in mancher Beziehung Indien wählen. Es ist etwas in dieser wunderbaren Natur, in einem Teil des Volkes dort, was mich unendlich lockt und was meine Aufgabe vielleicht erleichtern würde. Auf der andern Seite aber fehlen da auch Vorbedingungen einer Erziehung, die zu ersetzen lange Zeit erfordern würde. Dann gilt mein Experiment doch mehr jenen Kulturvölkern, in denen eine lange Rassenvermischung stattgefunden hat, denn da allein kann dies Experiment etwas beweisen. Eine Menschheit, mit der von Anfang an bildend, künstlerisch, nach höchsten Gesetzen der Vernunft und Liebe verfahren werden könnte, gibt es ja nicht mehr, und die Frage ist ja auch die: ist eine ideal-humane Erziehung der Menschheit über alle Rassen- und Natureinflüsse hinaus möglich?

Mein letztes und nicht das schwächste Motiv aber, das mich nach dem alten Kontinent zurückzieht, ist der Wunsch, mit dir wieder vereint zu sein. Ich weiss es, dass dir noch eine Frage auf der Lippe schwebt: ob ich nicht an die Gründung einer eigenen Familie denke?

Das könnte beinah nur durch ein Wunder geschehen, denn um mein Ideal der Ehe zu verwirklichen, müsste ich ein Wesen so seltner Art finden, dass ich kaum hoffen darf, das Geschick werde mir das vorbehalten. Mir lebt, du weisst es, ein schmerzlich schönes Bild in der Erinnerung, und wiewohl ich mir sagen darf, dass ich diese Erinnerung geweiht habe durch ein fleckenloses Leben; wiewohl mein Geist in der Erkenntnis reine Freuden fand und wiewohl die Schöpferkraft, die in mir lebt, mich auf Flügeln oft weit über alles Erdenweh in selige Regionen trägt, so fühl ich dennoch im tiefsten Grund des Herzens ein schmerzliches Erzittern, wenn man an diese Saite rührt. Und wenn ich nicht das höchste finde, die edelste Ergänzung meiner selbst, die mich ewig fortzieht zum Vollkommneren, dann bleibt mein Leben allein dem Kultus der Ideen geweiht, denn nie soll mich gemeine Berührung entehren. Mit dir aber, du mein väterlich und brüderlich verbundner Freund, will ich mein Leben teilen, und kannst du, so komm mir in Griechenland entgegen, damit wir es zusammen sehen. Jedenfalls erwarte ich dort Nachricht von dir. Es ist mit einem seltsam gemischten Gefühl, dass ich Europa wieder zufahre, aber es geht ja zu dir.“ —

XXX.

Auf dem Schiff, das ihn nach Europa zurückführte, stand Philipp und schaute sinnend über die ruhige, von der Abendsonne in Purpurglanz getauchte Flut. Wie er so dastand, sein Antlitz vom Widerschein des Abendlichtes mit sanfter Röte übergossen, da konnte man wohl sagen, dass es nicht leicht möglich sei, einen zu schönerer Männlichkeit erblühten Menschen zu finden. Über dem edlen Antlitz lag ein milder Ernst, ein tiefes, innerliches Wesen, das den Eindruck der Schönheit noch erhöhte. Von diesem Eindruck mochte wohl ein anderer Passagier des Schiffes ergriffen sein, der eine Zeitlang aus einiger Entfernung den schönen Sinnenden beobachtet hatte und sich dann langsam näherte, bis er sich neben Philipp befand.

„Welch ein herrliches Schauspiel!“ sagte er.

Philipp schaute flüchtig auf und nickte bejahend, sah dann aber wieder in der vorigen Richtung hin.

„Es ist, als wollte sie ihre Glut im kühlen Elemente löschen,“ hub der Fremde wieder an; „wie fallen einem da alle Phöbusmythen ein, die dies glanzvolle Schauspiel hervorruft!“

„Ja, man begreift es, warum der Süden dieses Gestirn in einer männlichen Gottheit personifizierte,“ sagte Philipp, nachdem ein

zweiter Blick auf den Fremden ihn offenbar angenehm berührt hatte, da er sich sonst nur ungern in seinem Nachsinnen stören liess. „Wenn es an jedem Morgen jung und leuchtend am Himmelsbogen heraufstieg, um die reichgeschmückte Erde jugendlich anzustrahlen, da mochte man eher an einen Götterjüngling denken, als an die mütterliche Ernährerin und Behüterin des dürftigen Lebens im Norden."

„Es ist seltsam," hub der Fremde wieder an, „dass wir Deutschen das so ganz umgedreht haben und die Sonne weiblich und den Mond männlich in der Sprache machten. Sie haben recht, bei der Sonne mag es das sein, dass unser dürftigerer Norden in ihr die Versorgerin und mütterliche Wohltäterin ehrt, aber mit dem männlichen Mond habe ich mich nie befreunden können. Wie viel passender und poetischer war es, die keusche Luna in dem zarten, bleichen Licht zu verehren. Freilich unsere sentimentalen jungen Landsmänninnen würden kaum zufrieden sein, wenn man ihnen den stillen Vertrauten ihrer Schwärmereien plötzlich in eine liebreizende Göttin verwandelte, die manchen Endymion wachend finden würde, wenn sie sich zum Kusse auf ihn niederneigte. Aber — entschuldigen Sie, dass ich Sie so ohne weiteres für einen Deutschen nehme; Sie sprechen vortrefflich, aber wie mir scheint doch mit einem leisen fremdartigen Akzent."

Der Fremde sah Philipp mit einer so freundlichen Offenheit an, dass dieser sich gewonnen

fühlte und sich der Annäherung nicht entzog. Er erwiderte daher: „Mein Grossvater war ein Deutscher, in Frankreich naturalisiert; mein Vater und ich sind als französische Untertanen geboren, aber wir haben beide viele deutsche Elemente in uns und besonders findet man das bei mir. Auch habe ich warme Sympathien für deutsches Wesen und deutsche Literatur."

„Da müssen Sie sich in einem schmerzvollen Konflikt gefühlt haben während des Kriegs," bemerkte der Fremde.

Wieder sah Philipp den Ausdruck eines so freundlichen Interesses in dessen Gesicht, dass er nicht umhin konnte, einfach zu erwidern: „Ich nahm erst als Volontär Teil, als mein Vaterland in grösster Not war und meine Teilnahme allmächtig herausforderte."

„Aber Sie sind uns jetzt nicht feindlich gesinnt? Ich würde das sonst lebhaft bedauern."

Philipp neigte leicht das Haupt, wie zum Danke, und versetzte: „Wie könnte ich einem Volke feindlich gesinnt sein, dem ich selbst zur Hälfte angehöre und dessen grosse Geister meine innigste Verehrung besitzen? Auch war es ja die Schuld Frankreichs, dass jener Krieg anfing. Was ich aber auf beiden Seiten bedaure, ja schmerzlich beklage, ist: dass die beiden intelligentesten und fortgeschrittensten Völker Europas es sich noch gefallen lassen, zum Brudermord aufeinander gehetzt zu werden, wenn es ihren Staatslenkern so gefällt. Wenn die Völker es einsähen, dass ihre Interessen

solidarisch sind und dass jener legalisierte Mord, den man Krieg nennt, nur verrät, dass wir uns noch im Zustande der Barbarei befinden — was könnten die Regierenden gegen eine Weigerung seitens der Masse der Völker machen? Und in Europa, dünkt mich, müssten die Völker so weit sein. Hier treibt keine blinde Naturmacht, keine instinktive Zerstörungswut die Menschen aufeinander; vielmehr sind es die berechnende Politik, die dynastischen Interessen, die ganz bewussten Kombinationen der Staatsmänner, die dies unsägliche Elend, diese Sünde gegen alles Christentum in den Ländern, die sich christlich nennen, hervorrufen. Wenn man, wie ich, viele Jahre von Europa fern war, dann lernt man die Sache in ihrer ganzen Scheusslichkeit einsehen."

„Ah Sie haben recht," sagte der Fremde, in dessen Augen es feucht schimmerte, „ich habe jenen schrecklichen Krieg mitgemacht und meinen einzigen, geliebten Bruder an meiner Seite fallen sehen; wer nach so etwas nicht auf ewig den Krieg hasst, der hat kein Gefühl. Aber ich fürchte, wir sind noch weit vom Ziel."

„Ja, die Religion der Liebe war zu früh gepredigt, oder vielmehr die Menschheit verstand sie einst in ihrem Morgentraum, aber sie hat sie wieder vergessen," versetzte Philipp mit wehmütigem Lächeln. Beide schwiegen einige Augenblicke, dann hub der Fremde wieder an:

„Erlauben Sie, dass ich mich Ihnen vorstelle; ich bin Graf Walther von Haidnitz und

freue mich des Zufalls, der mich mit Ihnen zusammenführte, wenn Sie auch mir die Freude Ihrer näheren Bekanntschaft gönnen wollen."

Philipp verneigte sich abermals leicht, doch nicht abwehrend und nannte den Namen seines Vaters, den er, auf dessen ausdrücklichen Wunsch, seit seiner Reise führte.

„Und wohin geht Ihr nächstes Reiseziel?" fragte der junge Graf. „Verzeihen Sie, ich muss Ihnen unbescheiden vorkommen, aber Sie flössen mir eine solche Sympathie ein, dass ich, selbst auf die Gefahr hin, mich Ihnen zu nähern versuche. Ich habe Sie schon beobachtet, seit wir auf dem Schiff sind, und erspähte einen Augenblick, mich Ihnen vorzustellen."

„Sie sind sehr gütig," erwiderte Philipp, „aber Sie müssen mich entschuldigen, wenn ich etwas schweigsam bin. Ich habe jetzt jahrelang auf Reisen, entweder einsam, oder fast nur im Verkehr mit aussereuropäischen Menschen gelebt und mich daher des europäischen Formenwesens etwas entwöhnt. Doch um Ihre Frage zu beantworten: mein nächstes Ziel ist Athen, wo ich längere Zeit zu verweilen gedenke."

„Ach das ist herrlich," rief Walther lebhaft, „ich kehre auch eben dahin zurück. Ich war schon dort mit Verwandten und habe nur einen Abstecher nach Ägypten gemacht, da ich, einmal in der Nähe, doch nicht versäumen wollte, die Pyramiden zu sehen. Jetzt bleib ich aber

auch noch einige Monate in Athen, denn mein Onkel, mit dem ich zusammenreise, ist ein solcher Altertumsforscher und Griechenfreund, dass er gar nicht wieder wegzubringen ist vom wonnigen Hellas.“

„Und teilen Sie sein Interesse?“ fragte Philipp halb zerstreut, indem sein Auge wieder zu der Meeresfläche zurückkehrte, über die sich jetzt allmählich die Nacht zu lagern anfing, während oben im kristallhellen Äther die Sterne zu funkeln begannen.

„O ja, natürlich, soweit es ein allgemeineres, ich möchte sagen künstlerisches bleibt,“ versetzte Walther, „aber allen Inschriften nachzuforschen oder darüber nachzugrübeln, ob eine Marmorbalustrade um den Nike-Tempel herumgezogen gewesen ist und dergleichen mehr, das interessiert mich nicht. Da bleibe ich lieber mit Kusinchen in Bewunderung vor dem Parthenon stehen oder entzücke mich mit ihr an der Rundsicht der Umgebung von Athen.“

„Sie haben also mehrere Verwandte dort?“ fragte Philipp gleichgültig, denn seine Gedanken nahmen längst eine andere Richtung.

„Nur einen Onkel und seine Tochter,“ erwiderte Walther, indem er vertraulich etwas näherrückte und, als ob das Zwielicht ihm Mut mache, um zu dem eigentlichen Thema, das ihn beschäftigte, zu kommen, fuhr er fort: „Ja, ich habe eine Kusine dort und — wenn mir Grichenland auch noch so schön dünkt, so gibt es doch nichts Schöneres da als sie.“

„Das ist viel gesagt," bemerkte Philipp lächelnd.

„Nun ja, sehen Sie sie nur erst und sagen Sie mir, ob ich übertreibe," rief Walther eifrig, „sie ist ein Juwel, eben so schön, wie intelligent und edel; nur ein wenig verschlossen, was ihre tiefsten Empfiindungen anbetrifft, wenigstens ist sie jetzt so, seit ich sie wiedergesehen habe, nachdem ich meine Studien, die durch den Krieg unterbrochen wurden, beendet habe. Wir kennen uns von Kindheit auf, sind wie Geschwister erzogen, die Liebe zu ihr ist beinah meine Religion von Kindheit auf gewesen und die Zärtlichkeitsbeweise von Geschwistern waren unter uns so natürlich üblich, als wenn wir Geschwister gewesen wären. So blieb es auch, bis ich von der Universität weg zum Kriege musste; sie war damals freilich noch ein halbes Kind, vierzehn Jahre alt, aber sie hing mir am Hals, küsste mich immer wieder und rief: ‚O Walther, sei tapfer, sei ein Held, kehre wieder als ein Sieger!' Sie war immer enthusiastisch für alles Grosse und Schöne eingenommen, und so hatte sie auch den Krieg mit begeistertem Patriotismus aufgefasst. Als ich wiederkam, als sie auf meiner Brust das eiserne Kreuz sah, da war sie noch ganz die alte, nur war etwas mehr jungfräuliche Zurückhaltung über sie gekommen; wenigstens legte ich mir das so aus. Wenn sie sich mir sanft entzog, wollte ich sie nach alter Weise küssen. Ich schmeichelte mir mit der Hoffnung, dass das eben der Übergang ihrer

schwersterlichen zur bräutlichen Liebe sei, aber nun —“

Der Erzähler stockte und schwieg einen Augenblick. Philipp dachte bei sich, wie sonderbar dieses schnelle Vertrauen und ob das wohl deutsche Sitte sei, den Fremden sogleich in die intimsten Angelegenheiten des Herzens einzuweihen. Dann wiederholte er laut: „Aber nun?“

Wie als wenn er seine Gedanken gelesen hätte, hub Walther etwas verlegen wieder an: „Entschuldigen Sie, dass ich Ihnen meine Herzensgeschichte, die eigentlich meine ganze Lebensgeschichte ist, so bei der ersten Bekanntschaft erzähle. Aber mein Herz ist so voll davon, nun ich mich dem Gegenstand meiner Liebe wieder nähere — denn ich hatte diese Reise eigentlich mehr unternommen, um mich etwas zu zerstreuen und aufzurichten, als um der Pyramiden willen — ich war es so müde, nur den Sternen mein Leid zu klagen, ich sehnte mich so danach, es in eine fühlende Menschenbrust zu ergiessen; Ihr ganzes Aussehen zog mich so unwiderstehlich an, flösste mir solches Vertrauen ein, dass ich unwillkürlich mehr gesagt habe, als es sich bei einem ersten Zusammentreffen ziemt.“

„Nun, Sie dürfen wenigstens sicher sein, dass Ihr Vertrauen in so festem Gewahrsam ruht, als hätten Sie es da unten in die stille Wassertiefe gesenkt,“ sagte Philipp voll Güte, denn die Persönlichkeit des jungen Mannes und sein naives Zutrauen fingen an, ihm Teilnahme

einzuflössen. „Da Sie mir aber einmal so weit vertraut haben, so darf ich wohl fragen, was Ihnen nun Leid verursacht? Scheint Ihnen die Gesinnung Ihrer Kusine verändert?“

„Ach ja, das ist es eben,“ erwiderte Walter mit einem tiefen Seufzer. „Nach dem Krieg kehrte ich, wie schon gesagt, noch einmal auf die Universität zurück, meine Studien zu vollenden, dann machte ich mein Staatsexamen. Inzwischen starb mein Vater und als einzig übriger Sohn musste ich die Güter übernehmen und mich mit Geschäften bekannt machen, die mir bis dahin fremd gewesen waren. Das alles hielt mich ein paar Jahre von meinen Verwandten fern, aber ich ertrug die Zeit der Trennung in der Hoffnung, dass alles, was ich ordnete und schuf, nur Vorbereitung sei, um die schönste der Herrinnen auf meinen Besitzungen würdig zu empfangen. Als ich so weit in Ordnung war, schrieb ich meinem Onkel, ich würde ihn besuchen und liess eine leise Andeutung fallen, dass ich die Hoffnung hegte, ihm durch doppelte Bande verbunden zu sein. Er antwortete, dass er eben im Begriff sei, mit Bianka —“

„Bianka?“ rief Philipp, indem es ihn wie ein elektrischer Schlag durchzuckte.

„Ja, so heisst meine Kusine, warum wundert Sie das?“ fragte Walter etwas erstaunt.

„O nichts, nichts“ — sagte Philipp, sich schnell fassend, „es war nur eine Erinnerung — bitte fortzufahren.“

„Also mit Bianka eine Reise nach Griechenland anzutreten; er forderte mich auf, mitzukommen und fügte hinzu: ‚Du weisst, dass ich dich bereits väterlich liebe als den Sohn meiner Schwester. Von meiner Seite wird dir nie etwas im Wege stehen. Aber mein Kind ist absolut frei, über ihr Herz und ihre Hand zu verfügen. Ich kann ihr raten, ich kann mehr oder minder glücklich sein über ihre Wahl, aber es war immer meine Ansicht, dass bei diesem wichtigsten Schritt des Lebens das Herz der Beteiligten, freilich mit Zuziehung der Vernunft, allein zu entscheiden habe. Nur ist es der Eltern Pflicht, alles zu tun, damit das Kind weise wähle, und dieser Pflicht hoffe ich genügt zu haben. Übrigens, welche schönere Gelegenheit, dich mit Bianka zu verständigen, als eine gemeinschaftliche Reise nach Griechenland?‘ — Ich fand das auch entzückend und ging frohen Mutes, mich den Reisenden anzuschliessen. Mein Onkel hatte recht, er hatte die Pflicht, von der er sprach, vollständig erfüllt, denn nach dem frühen Tode von Biankas Mutter hatte er ihre Erziehung allein geleitet, und es gibt gewiss wenig geistig so hochstehende, so harmonisch gebildete Mädchen, wie diese herrliche Kusine. Ich fühle mich oft ganz klein vor ihr und bin nicht immer imstande, dem Flug ihrer Gedanken zu folgen.“

„Nun aber, wie fanden Sie sie?“ fragte Philipp, noch immer innerlich erschüttert von der Nennung jenes Namens.

„Aus dem holden Kinde war die entzückende Jungfrau geworden, die mich freundlich und herzlich empfing, aber ohne jene Wärme, die in mir zur verzehrenden Glut wurde, sobald ich sie wiedersah. Doch war der Anfang unserer Reise wonnevoll; ich hielt jede vorschnelle Äusserung zurück, denn ich wollte ihr Zeit lassen, mein Herz und meine Hingebung ganz kennen zu lernen, und hoffte mit Zuversicht, ihre Neigung zu erwerben. Sie wurde auch immer zutraulicher und schien sich völlig sicher bei mir zu fühlen, sodass wir oft stundenlang allein zusammen waren, wenn der Onkel seinen Studien oblag. Wollte einmal ein heisseres Wort über meine Lippen kommen, dann sah sie mich so freundlich kühl mit ihren klaren Augen an, als wollte sie sagen: störe doch unser unbefangenes Leben nicht; und dann schwieg ich, aus Furcht, ihr zu missfallen. Endlich aber wallte mein Gefühl doch einmal über, als wir tief bewegt einem wundervollen Sonnenuntergang zugeschaut hatten, und das Bekenntnis meiner Liebe kam über meine Lippen. Da wurde sie fast traurig und sagte: ‚Ach Walter, hättest du mir den Schmerz erspart, dir nein sagen zu müssen. Du bist mir teuer wie ein Bruder, aber — anders kann es nie werden'. Ich geriet ausser mir und mochte wohl in der Aufregung unvernünftige Dinge sagen, denn endlich gebot sie mir zu schweigen und sagte fest: ‚Mein armer Freund, ich kann und darf dir keine Hoffnung lassen, wisse denn, was keiner weiss, auch

mein Vater nicht: mein Herz gehört unwandelbar einem andern, und wenn sich dieser Traum meines Lebens nicht verwirklichen kann, heirate ich nie'. Weiter aber wollte sie mir nichts sagen, trotz meines Bittens und Flehens, trotz meiner von rasender Eifersucht eingegebenen Drohungen, mir oder jenem das Leben zu nehmen, da ich schon entdecken wolle, wer es sei. Mit himmlischer Güte ertrug sie meine Raserei und suchte mich zu besänftigen; sodass ich endlich gerührt und reuevoll ihr zu Füssen fiel und sie um Verzeihung bat. Da war sie es, die mir riet, mich auf einige Wochen zu entfernen; eine Reise nach Ägypten würde mir gut tun und wenn ich zurückkehre, würden wir uns auf dem alten Fusse wiederfinden; ihr Vater solle gar nichts von dem Vorgefallenen erfahren. Ich fühlte, dass sie recht hatte, dass ich wieder ins Gleichgewicht kommen musste, und so ging ich. Nun bin ich auch wieder ruhiger und die Hoffnung ist aufgelebt in mir, dass sich doch noch alles zum guten wenden könne, denn ein wenig phantastisch ist sie schon, meine reizende Kusine, und so hat sie sich vielleicht in einen Traum eingesponnen, der nachher durch irgend ein Ereignis zerstiebt, und dann bin ich da, der treue Jugendfreund und Vetter, der ihr ein schönes Los bieten kann — kurz, ich hoffe wieder. Aber wissen möcht ich, wer es ist, der ihr Herz besitzt. Unter allen jungen Männern, die ich kenne, kann es keiner sein, und ich vermute fast, es

ist jemand unter ihrem Stande, da sie es dem Vater nicht gesagt hat. Mein Onkel, so vortrefflich er ist, hat doch starke aristokratische Vorurteile und würde ausser sich sein, wenn sein einziges Kind keinen ebenbürtigen Gatten wählte. O, dass ihn doch die Erde verschlänge, diesen Menschen! Ich glaube, ich könnte ihn erwürgen, wenn er mir unter die Hände käme. Aber — Sie sehen zu den Sternen hinauf und schütteln das Haupt — ja Sie haben recht, ich bin ein Unsinniger. Was kann der Mensch dafür, dass sie ihn liebt? Doch sehen Sie — ich weiss nicht — aber ich habe so eine Ahnung, als könnten Sie mir helfen."

„Ich? Inwiefern?" fragte Philipp, dessen Auge wirklich an dem Sternenhimmel hing und der die heftigen Äusserungen Walthers in der Tat störend fand in der Harmonie der wundervollen Nacht.

„Je nun — ich werde Sie doch natürlich mit Onkel und Kusine bekanntmachen. Vielleicht werden Sie ihr ebensoviel Vertrauen einflössen, wie mir, denn auch sie ist Physiognomistin und ihre ersten Eindrücke von Menschen sind fast immer richtig. Dann gelingt es Ihnen vielleicht, ihr Geheimnis auf die eine oder die andere Art zu erfahren, sie von einer phantastischen Neigung abzubringen, zu meinen Gunsten zu reden — was weiss ich — kurz ich habe das Gefühl, als sei mein Glücksstern aufgegangen, indem ich Ihnen begegnete."

„Es ist nicht wahrscheinlich, dass ich, ein

ganz Fremder, bei kurzer Bekanntschaft in das intimste Geheimnis eines jungen Mädchens eingeweiht werden sollte," versetzte Philipp lächelnd. „Wenn sich dies Wunder aber dennoch ereignete, so würde ich gewiss für Sie Partei nehmen, es müsste denn sein, dass das Herz Ihrer Kusine so fest und so würdig entschieden hätte, dass sich gegen seine Berechtigung nichts einwenden liesse. Denn in nichts auf Erden muss die Frau absolutere Herrin ihrer selbst sein, als in der höchsten Gabe, die sie zu geben hat, in ihrer Liebe."

Das Gespräch nahm nach und nach eine andere Wendung, geriet dann ins Stocken und endlich begab sich Graf Walther in seine Kajüte zur Ruh, indem er dem neuen Bekannten nochmals seine Freude ausgedrückt hatte über die Aussicht, noch einige Wochen mit ihm zusammen zu sein. Philipp blieb allein auf dem Deck zurück, denn auch die andern Passagiere waren nach und nach im untern Schiffsraum verschwunden, desgleichen die Matrosen und Seeleute bis auf wenige, die den Dienst hatten. Lautlos glitt das Schiff über die spiegelglatte Meeresfläche, deren Phosphoreszenz sie, dem durchsichtigen Äther ähnlich, mit tausend Sternen zu übersäen schien. Leise murmelte nur das Wasser an den Seiten des Schiffes, wo dieses sich seine feuchte Bahn grub, sonst herrschte das grosse Schweigen der Natur, das sich auf Bergeshöhen und auf der unbewegten Meeresfläche findet und das so erhaben ist, dass

es uns mehr als irgend etwas anderes in der Natur, über alles Persönliche und Endliche hinaus, den ewigen Urgrund alles Seins ahnen lässt. Philipp hatte sich auf dem Deck ausgestreckt, schaute in das Sternengewimmel über und unter sich und horchte den Stimmen der erhabenen Stille. Durch sein Herz zitterte noch die Bewegung, die ihm die Nennung jenes Namens verursacht hatte; Bilder der Vergangenheit schwebten an seiner Seele vorüber und mischten sich mit den Erzählungen des jungen Grafen und seinen naiven Bekenntnissen.

„Alte, ewige Urmacht des Daseins, wann wirst du aufhören, im Gewande der Torheit dich zu offenbaren?“ dachte er. „Ja, Empedokles hat recht: Liebe und Hass sind die beiden Urmächte, aus denen die Welt hervorgegangen ist; Anziehung und Abstossung bildeten die tausendfältigen Formen aus dem Chaos; sie tun es noch; sie sind der grosse, der elementare Ausdruck jener Kräfte, die in ihrer höchsten, vergeistigten Steigerung Liebe und Hass heissen. Ist nicht alles in der Welt Steigerung von elementaren Bewegungen des Chaos bis zu den höchsten Typen? Von den gigantischen Erdformen der Urzeit an bis zu den paradiesisch harmonisierten Gegenden unseres Erdballs? Von dem Mollusken bis zu dem höchst organisierten Tier? Vom affenähnlichen Menschen bis zum olympischen Zeus? Nur Liebe und Hass, als menschliche Empfindungen, haben ihre höchste Steigerung noch

nicht erfahren, sind beinah noch im embryonischen Zustande ihrer Vergeistigung. Der Hass ist noch wilder Impuls, zerstörender, negierender, wütiger Trieb, anstatt bloss der negative Pol der elektrischen Kette zu sein, der notwendig ist als Gegensatz, um in der Berührung mit dem Positiven den Funken, das geistige Produkt, entstehen zu lassen. Und nun gar die Liebe! Entweder ist sie noch der kindische Knabe, der voll Mutwillen seine Pfeile entsendet, unbekümmert, ob das entzündete Verlangen Erwiderung findet oder nicht; oder sie ist der niedrige Knecht grober Sinnlichkeit, wie meist im Orient und — leider auch im Okzident. Aber mit wie wenigen Ausnahmen ist sie die Eingebung des göttlichen Eros mit dem milden Ernst und dem vergeistigten Lächeln der Unsterblichen; oder Venus-Urania, die den Himmel mit der Erde verbindet und das irdische Empfinden in Idealität verklärt; oder endlich die Charitas, die höchste Stufe, ja eigentlich die wahre Liebe selbst, in der das Persönliche, aller Egoismus und alles Kleine untergegangen sind und wir gar nicht mehr wissen, was du und was ich ist; wo es in uns flutet, wie ein reiner Äther, der jeden Flecken ausgelöscht hat und nur noch als Segen niedertauen will auf alles, was im Weh der irdischen Mühsal lebt. Dahin müsste die Welt kommen, zu dieser höchsten Steigerung des Hasses und der Liebe, als den beiden Polen des elektrischen Lebensstroms — aber vielleicht ist unser Erd-

ball nur erst eine sehr elementare, untergeordnete Stufe auf der Leiter der Entwicklung des geistigen Lebens; vielleicht kann die Menschheit dahin noch nicht gelangen vermöge ihrer unvollkommenen Organisation. Nur ahnen können es einige, wie im Morgentraum, was möglich ist. Aber irgendwo im Weltenraum hat es sich sicher verwirklicht, regieren die beiden Urgewalten in ihrer Vollendung als Brüder — als schöpferische Kräfte einer vollendeten Welt."

Die Sterne strahlten immerfort über ihm; das Meer leuchtete in bläulichem Gefunkel; das Schiff zog seine nächtliche Bahn wie in die Ewigkeit hinein. Leise Traumbilder fingen an, um des Ruhenden Stirn zu gaukeln und die Gedanken aufzulösen in ein stilles Weben und Wogen von Gestalten und Vorgängen. Und unter all den wandelnden, verschwindenden Bildern schwebte eine Gestalt hervor, in weisse Schleier gehüllt, auf ihrem Haupte glänzte ein Stern und sie zeigte mit der Hand nach oben: da strahlte es wie in einer Glorie und durch die Lüfte zog es wie ein süsses Klingen und zuletzt tönte es deutlich den Namen: Bianka. — Aber es musste der Name keinen Schmerz wehr wecken, denn des Schläfers Antlitz war freundlich und seinen Mund umspielte ein sanftes Lächeln.

XXXI

Am folgenden Tage bemächtigte sich Graf Walther Philipps ganz und gar und verliess ihn keinen Augenblick. Philipp liess ihn auch gewähren, denn er zeigte sich als das, was der erste Eindruck hatte vermuten lassen, als einen äusserst gutmütigen offnen Charakter mit vieler Bildung und einer grossen Rezeptivität. Er erzählte Philipp von seinen Gütern und Einrichtungen, die er daselbst zum Besten der darauf ansässigen Bauern gemacht habe und noch zu machen gedenke.

Philipp freute sich des verständig klaren, humanen Sinnes, der aus diesen Mitteilungen hervorging, und sagte: „Wenn alle grossen Grundbesitzer so dächten und handelten wie Sie, da wäre freilich schon viel geholfen. Es müsste die Aufgabe der Fürsten und des Adels sein, die soziale Reform, die die Welt verlangt und der wir notwendig entgegengehen, vorzubereiten und ihr mit Liebe und Einsicht den Weg zu bahnen, damit sie nicht im Gewande des Schreckens, vernichtend und zerstörend, komme. Eine politische Bedeutung haben doch weder diese Fürsten noch der Adel in Ihrem Deutschland mehr; nur indem sie sich zu wahren Volksfreunden machen und das unvermeidliche Werk der Zukunft vorbereiten, können sie sich eine neue, schöne Mission schaffen und mit Ehren untergehen, denn untergehen werden sie doch.“

„Sie glauben?“ fragte Graf Walther und sah nachdenklich vor sich hin.

„Ich bin davon überzeugt“, erwiderte Philipp. „Denn es gibt jetzt wohl kaum noch ganz rein erhaltene Adelsgeschlechter, wie es überhaupt eine Lächerlichkeit ist, zu glauben, dass, selbst wenn von beiden Seiten durch eine lange Ahnenreihe hindurch adelige Stammbäume nachzuzuweisen sind, das Blut deshalb reiner, edler sei, als das rechtschaffner Bürgerfamilien. Haben doch auch diese gerade so gut ihre Ahnenreihen und oft mehr vererbte Tugend als die stolzen Geschlechter, deren Stammbaum unverletzt ausehn mag, aber vielleicht öfter durch geheime Sünde befleckt ist, als der unscheinbare jener bürgerlicher Vorfahren.“

Walther nickte zustimmend und sagte: „Ich glaube, Sie haben recht.“

„Ja und sagen Sie,“ fuhr Philipp feurig fort, „würden Sie es bedauern, den Adel dahin zurückkehren zu sehen, von wo er ausgegangen ist, das heisst eine individuelle Auszeichnung der grossen Persönlichkeiten, der Wohltäter des Volkes zu sein? Mich dünkt, erblicher Adel und erbliche Throne sind ein Hohn auf die Bedeutung dieser Würden. Lasst den Sohn eines ausgezeichneten Vaters durch eigene Auszeichnung es sich verdienen, das ist etwas anderes. Dass aber die erblichen Nachfolger solcher Würden sich von Geburt an als Menschen erhabneren Schlages betrachten, als die übrigen, schon dadurch in Gefahr kommen zu übersehen,

auf welcher Voraussetzung ihr Erbrecht beruht, und vielleicht anstatt die Würdigsten, die Unwürdigsten werden — das ist eines der verrotteten Überbleibsel einer alten Zivilisation, das untergehen muss und wird bei einer edleren, humaneren Gestaltung menschlicher Verhältnisse."

„Sie sind ein arger Radikaler," sagte Walther lächelnd.

„Nein, bitte rechnen Sie mich nicht zu den Parteien, die den Okzident bewegen. Ich habe fünf Jahre im Orient verbracht und mir dort meine Ansichten über die westliche Zivilisation ausgebildet. Von dort, im Lichte orientalischer Weisheit und orientalischer Verkehrtheit, sieht die europäische Weisheit und Verkehrtheit ganz anders und sicher richtiger aus, als in der Nähe. Im Verhältnis zu dem Fortschritt, dessen sich die europäische Kultur über die antiken Kulturen rühmt, sind die europäischen Verkehrtheiten grösser als die orientalischen. Der Orient hat keine Phrasen von Freiheit, Brüderlichkeit, er hat ehrliche, offne Despotieen, in denen oft Abscheuliches geschieht, in denen aber keine Heuchelei herrscht, wie in europäischen Staaten. Der Muhamedanismus ist mir nicht sympathisch, aber ich muss doch sagen, dass die Araber in Syrien und Kleinasien mehr Übereinstimmung zwischen ihren religiösen Ansichten und ihren Handlungen haben, als die europäischen Christen. Es mag das zum Teil daher kommen, dass sie keine eigentliche

Hierarchie mit dem davon unzertrennlichen Dominationsgeist haben, sondern dass jeder Muselman seine religiösen Vorschriften, als einen wesentlichen Teil seines Daseins, mit sich herumträgt. So ist das Mitleid für die Unglücklichen, vom Geschick Gezeichneten, ein so lebendiges Gefühl, dass es unmittelbar zur Tat wird. Kommt z. B. ein Blinder über die Strasse, so rufen die Araber sich zu, ihm Platz zu machen; ihn, den Allah schon so heimgesucht habe, müsse man schonen; und dann werden die Wagen nnd Pferde angehalten, man weicht aus und macht Platz, sodass der Blinde ungefährdet seines Weges gehen kann. Ebenso geschieht es mit Krüppeln und anderen Unglücklichen, die in Europa sogar oft verspottet oder gefürchtet werden. Wie anders wäre es schon, wenn man im Okzident die Parteien nach mehr oder weniger humanen Grundsätzen einteilte; das wäre schon ein edlerer Standpunkt als der politische, von dem aus sich keine hohen Ziele erreichen lassen, weil in den Führern Egoismus und persönlicher Ehrgeiz zu viel mitsprechen und das Volk zu ungebildet ist nach jener Seite und daher nur zu oft Betrügern in die Hände fällt, während die rein humane Seite immer von ihm verstanden werden würde und seine Wohltäter es auch zu höheren Zielen würden leiten können."

„Sie haben sehr reife Ideen für einen so jungen Mann," meinte Walther.

„Ich habe schon früh das Schauspiel poli-

tischer gewaltsamer Vorgänge im Namen von Prinzipien herbeigeführt, gesehen und dann, wie ich Ihnen sagte, an den Quellen des gegeschichtlichen Lebens studiert und in der Einsamkeit über das Wesen der Dinge nachgedacht. Meine Resultate sind vielleicht älter als meine Jahre."

Graf Walther sah mit immer steigender Bewunderung auf den schönen, jungen Mann, dessen edles Antlitz einen so geistig verklärten Ausdruck trug, dass man hier in Versuchung kam zu denken, die Seele habe sich ihre äussere Form gebildet; ein Axiom, das zwar von vielen Physiognomikern aufgestellt worden ist, aber doch durch unzählige Beispiele widerlegt werden kann. —

Noch ehe die Seereise beendet war, nannte Walther den neuen Bekannten Freund und bestürmte ihn mit Bitten, ihm zu erlauben, in Athen sein Führer zu sein, da er die Stadt schon kenne und sie nun in seiner Gesellschaft doppelt geniessen werde. Endlich war Athen erreicht und Walther verabschiedete sich von Philipp, da er in das Privatlogis seines Onkels zurückkehrte und Philipp im Gasthof abstieg; er versicherte aber, er werde im Lauf des folgenden Tags kommen, um den neuen Freund abzuholen und ihn jedenfalls baldigst mit den Verwandten bekannt zu machen.

XXXII.

Eine unendlich bewegte freudige Stimmung bemächtigte sich Philipps, als er, an das Fenster seines Gasthofzimmers tretend, die Akropolis mit dem Parthenon vor sich liegen sah. Es zog ihn unwiderstehlich, mit diesem edelsten Punkt des ganzen historischen Lebens unseres Geschlechts seinen Aufenthalt in Griechenland zu beginnen, und kaum hatte er sich etwas von der Reise erfrischt, so eilte er hinaus diesem Ziele zu. Es war ihm auch lieber, seinen ersten Gang auf diesem klassischen Boden allein zu machen. Grosse Eindrücke gleich von vornherein mit andern teilen zu müssen, ist für Menschen, die sich an einsames Beschauen und Denken gewöhnt haben, selten angenehm, da die tiefsten Eindrücke innerliche Wesen eher stumm als beredt machen. Der junge Graf hatte ihm zwar ein herzliches Wohlwollen eingeflösst, aber jetzt bemächtigten sich seiner Seele so viele andere Gedanken und Erwartungen, dass er der flüchtigen Bekanntschaft vergass und sich beeilte, das Grosse, dem er sich gegenüber befand, voll und ungestört auf sich wirken zu lassen. Wenn das Herz uns schon schlägt und eine erwartungsvolle Befangenheit sich unseres Wesens bemächtigt, nähern wir uns zum erstenmal einer grossen Persönlichkeit, der wir schon lange aus der Ferne Ehrfurcht und Bewunderung gezollt haben — um wie viel mehr

ist das der Fall, wenn man sich den Orten nähert, wo die grössesten Helden, Dichter, Künstler, Staatsmänner einst wandelten und wirkten und die Trümmer der alten Herrlichkeit noch ein beredtes Zeugnis geben von dem, was hier gewesen. Würden sie auferstehn, diese Grossen, und uns an den Stätten ihres einstigen Lebens entgegentreten, wir würden uns vielleicht enttäuscht fühlen und uns nicht mehr mit ihnen verstehen. Aber die allmächtige Zauberin, die Phantasie, hat im Verein mit der Zeit um sie den goldenen Schleier aus Wahrheit und Dichtung gewoben, und wir betrachten sie nun, so wie wir ihre marmornen Gebilde betrachten, als ewige Typen menschlicher Schöne und Trefflichkeit. — In Gedanken an die Geschichte des alten Hellas und seiner grossen Menschen verloren, eilte Philipp, ohne sich unterwegs auch selbst bei sehenswerten Trümmern aufzuhalten, der Hochburg zu und auch hier, ohne den vielen herrlichen Denkmälern zunächst Aufmerksamkeit zu schenken, zum Parthenon. Da stand er nun vor dem erhabensten und edelsten Heiligtum Griechenlands und schaute mit freudiger Rührung auf den Säulenwald, auf dies Bauwerk von reinstem Stil und unübertrefflicher Schönheit. „Ja, ihr löstet das Rätsel der Sphynx, ihr wunderbaren hellenischen Menschen!“ sagte er vor sich hin. „Was jene gläubig Ahnenden der Vedazeit in den Naturkräften verehrten, was das tiefsinnige Volk am Nil nur erst halb erkannte und immer noch als ein

rätselhaftes Zwitterwesen auffasste, ihr fandet es; es war die Erscheinung des Vollendeten in der Welt, die vollendete Form, die, wie aus einem inneren Gesetz geboren, in ihrer Harmonie uns als eine geistige Einheit erscheint; der vollendete Mensch, der seine Olympier nicht mehr über sich in unnahbaren Fernen, nicht mehr unter sich als Zwitterwesen zwischen Mensch und Tier, — sondern als Brüder, als glänzende Spiegelbilder seiner selbst erblickte, denen das Geheimnis alles Schönen innewohnte: das Maass."

Entzückt hingen seine Augen an der prachtvollen Ruine und im freudigen Schauen ging ihm selbst das Denken unter. Eben wollte er sich anschicken, den Tempel zu betreten, da wurde seine Aufmerksamkeit plötzlich abgelenkt durch das Erscheinen eines weiblichen Wesens, das aus dem Innern des Tempels zwischen den Säulen heraustrat. Eine schlanke, jugendliche Gestalt in weissem Kleide, von der sich zum Untergang neigenden Sonne rötlich angestrahlt, schien sie eine Priesterin, die hier im Tempel der Göttin Opferdienst vollbracht hatte. Ihren Hut hatte sie abgenommen und das blonde Haar glänzte in der Sonne wie eine goldene Krone um ein Mädchenantlitz von lieblichster Schönheit, das für eine Psyche als Modell hätte dienen können. Die Erscheinung war so in Harmonie mit dem Ort, die Beleuchtung goss solch einen verklärenden Zauber über das Bild, dass Philipp wie von einem Traum befangen

hinschaute, während das Mädchen, ohne ihn zu bemerken, einige Augenblicke stillstand und in die leuchtende Ferne sah. Dann aber schien sie plötzlich zu bemerken, dass ihr etwas fehle, denn sie untersuchte die Sachen, die sie im Arm trug, eine grosse Zeichenmappe, den Hut, den Sonnenschirm, und schien etwas zu vermissen. Sie wendete sich suchend nach beiden Seiten und dabei fiel ihr Blick auf Philipp, der ihr nahe, wie angewurzelt stand.

„Entschuldigen Sie, mein Herr," sagte sie in französischer Sprache, „haben Sie nicht vielleicht hier irgendwo ein Buch liegen sehen?"

„Leider nein: ich komme eben erst herauf und war so im Anblick dieser Säulenwelt verloren, dass ich noch nicht auf den Boden gesehen habe," erwiderte Philipp, indem er grüssend den Hut abnahm. „Sie vermissen ein Buch? Wollen Sie mir erlauben, Ihnen suchen zu helfen?" fuhr er fort, „ist es vielleicht im Innern des Tempels zurückgeblieben?"

„Es kann sein," erwiderte sie, „ich habe dort in der andern Vorhalle etwas nach dem Reliefschmuck gezeichnet, der da noch vorhanden ist, vielleicht ist es mir dort entfallen."

Sie wendete sich in das Innere des Tempels zurück; Philipp folgte ihr, da sie keine abwehrende Antwort gegeben hatte. „Sie erlauben mir vielleicht auch, Ihnen etwas von den Sachen abzunehmen, die Sie hindern zu suchen," sagte er bescheiden, indem er die grosse Zeichenmappe ergriff.

„Ja, ich bin etwas beladen," erwiderte sie lächelnd, „aber ich erwarte den Diener, der mir die Sachen heimtragen soll. Wenn Sie indessen so gütig sein wollen" — sie liess ihn die Mappe nehmen, denn der sanfte Ton seiner Stimme und der edle Anstand seiner Erscheinung mochten ihr Vertrauen einflössen. Sie durchschritten den den Göttern geweihten Raum bis zur entgegengesetzten Säulenvorhalle, beide suchend, aber ohne etwas zu finden.

„Ach mein geliebtes Buch," rief die Fremde, als sie am Ende der westlichen Vorhalle angelangt waren, „wie konnte ich nur so unvorsichtig sein und nicht besser acht darauf geben! Ich war so eifrig bei meiner Zeichnung und so im Entzücken, das mich jedesmal ergreift, wenn ich hier oben weile, da muss es mir irgendwo entfallen sein und nun hat es wohl jemand gefunden und mitgenommen."

„Ich sehe es, ich sehe es," rief Philipp, „einen Augenblick Geduld!" Damit legte er die Mappe auf den Marmorboden, sprang rasch die Treppe hinunter und schickte sich an, die Mauer, die die Hochburg einschliesst, zu übersteigen.

„Um Himmelswillen, nein!" rief die Fremde, noch oben auf der Treppe stehend, erschrocken aus. „Der Hügel fällt steil ab, Sie könnten" —

Aber noch ehe sie ausgesprochen hatte, war er schon drüben, und als sie bestürzt die Treppe hinunter geeilt war, erschien er wieder auf der Mauer und hielt ihr das Buch entgegen.

„O Gott, welchen Schreck haben Sie mir

gemacht und doch — wie dank ich Ihnen," sagte sie, indem sie das Buch ergriff und ihn mit den blauen Augen, in denen sich der ganze Himmel zu spiegeln schien, leuchtend ansah. Ein plötzliches Erröten überflog aber ihr Angesicht, denn jetzt sah sie erst, wie schön der Fremde war, der sich so hilfreich erwiesen hatte. Der Hut war ihm bei dem raschen Sprung von der Mauer entfallen und sein braunes Lockenhaar wurde vom leichten Zephyr zurückgeweht und liess die edle Denkerstirn frei, während das freundliche Lächeln, das den schönen Mund umspielte, den melancholischen Ernst des dunkeln Auges milderte. So standen sie sich eine Sekunde lang gegenüber und sahen sich an, und beiden wurde es wohl um's Herz von diesem Blick.

„Sie waren zu kühn, der Sprung war wirklich gefährlich," sagte die Fremde, sich schnell fassend, „ein Buch kann man wieder haben, ein Leben nicht — aber, mein Gott, was seh ich? Sie haben sich verwundet," rief sie, indem sie bemerkte, dass das Blut an der Hand herunter lief, mit der sich Philipp an der Mauer festgehalten hatte.

„Ach es ist nichts," sagte er, „ein scharfer Stein der Mauer hat ein wenig ins Fleisch geschnitten; vielleicht die Waffe irgend eines Gottes, denn diese Mauer scheint aus Göttertrümmern zusammengesetzt," fügte er scherzend hinzu.

„Nein, nein, es ist ein tiefer Schnitt," rief sie, zog rasch ein feines Batisttuch aus der

Tasche und sagte: „geben Sie die Hand," und als Philipp zögerte, ergriff sie diese und verband sie geschickt und fest, um dem Blutverlust zu wehren.

Philipp wusste nicht, wie ihm geschah, als die zarten Hände ihn berührten. Seit langer Zeit hatte ihn kein solches Gefühl bewegt, so süss, so sanft erregend, so beglückend und doch so heiss zum Herzen strömend. Aber an absolute Selbstbeherrschung gewöhnt, liess er nichts davon erraten, nur als die wundersamen blauen Augen ihn jetzt besorgt anschauten und als sie fragte: „Schmerzt es sehr?" sagte er lächelnd:

„Nein, und wär' es auch, ich würde mich nicht beklagen; es war mein erstes Opfer im Heiligtum Athenes und die Himmlische hat es gnädig angenommen, indem sie mir solch einen Verband gewährte."

„O Athene kann blutige Opfer nicht wollen, sonst wäre sie nicht die Göttin der Weisheit, der erhabensten Vernunft," versetzte die Schöne und, wie um das Gespräch nicht persönlich werden zu lassen, fügte sie rasch hinzu: „Aber ich hoffe, Athene wird Ihnen hold sein, weil Sie so freundlich waren, mir mein geliebtes Buch zu retten."

Sie schien nicht eilig das Gespräch abzubrechen, denn sie setzte sich auf eine der marmornen Treppenstufen, nahm die Zeichenmappe und fing an, die einzelnen Blätter darin in Ordnung zu legen, ohne dass dies gerade sehr

nötig gewesen wäre. Philipp stand vor ihr, ebensowenig geneigt, der anmutigen Begegnung ein Ende zu machen, und um das Gespräch noch schicklich fortsetzen zu können, fragte er rasch: „Darf ich sehen, welch ein Buch es ist, das zu finden mir vergönnt war?“

„Gewiss,“ entgegnete sie, indem sie ihm das Buch reichte, „Sie kennen es vielleicht schon.“

Ein lebhaftes Erröten flog über das Antlitz des jungen Mannes, als er das Titelblatt gesehen hatte, und er fragte mit leisem Beben in der Stimme: „Dieses Buch ist Ihnen so teuer?“

„Ja, es ist das edelste Buch, das ich kenne,“ rief sie feurig, „ein wahres Kunstwerk, das uns erhebt, bessert und trotz der furchtbaren Tragik der Geschicke, die es malt, uns dennoch im höchsten ethischen Sinn erlöst. Wenn Sie es nicht kennen, lesen Sie es ja.“

„Und kennen Sie den Dichter, ich sehe, er hat seinen Namen verschwiegen?“ fragte er, indem seine Augen mit einem seltsamen Ausdruck auf ihr ruhten.

„Nein,“ erwiderte sie, „ich habe auch noch nicht erfahren können, wer er ist. Aber es ist mir, als kennte ich ihn, denn in solch einem Gedicht, da ist man selbst, da fühlt man den Herzschlag des Dichters durch, da weiss man, dass er selbst gelitten und durchgekämpft hat, was er seinen Helden leiden und durchkämpfen lässt.“

„Und so ist es Ihnen wert, dass Sie es an dieser Stelle lasen?“ fragte er wieder.

„O das Grosse gehört auch in einen grossen Rahmen," versetzte sie. „Übrigens begleitet mich das Buch immer und so oft ich hier oben war, hatte ich es bei mir, um eine oder die andere Stelle wieder zu lesen. Da fühlt man, dass es doch ewige Züge in der Menschheit gibt, die sich über die Jahrhunderte hinaus die Hand reichen. Hier an diesem Ort schuf der Drang zum Ideal die Blüte des hellenischen Lebens und in diesem Gedicht schafft derselbe Drang die höchste Blüte des ethischen Lebens, den Sieg über Leidenschaft, Schmerz und Tod."

Ihre Wangen waren erglüht, ihre blauen Augen schienen beinahe schwarz vor innerer Erregung; sie sah mit Begeisterung im Ausdruck in die Himmelsferne, die sich immer strahlender zu färben begann.

Philipp hatte sich leise niedergleiten lassen auf den Stein zu ihren Füssen und blickte mit reinem Entzücken zu dem holden Wesen auf.

„Glückseliger Dichter," sagte er dann gerührt, „wie würde er Ihnen danken, wenn er Sie hörte."

„Nein, ich habe ihm zu danken; durch ihn verstehe ich erst das Wort des Empedokles: Dreimal das Schöne! Er gehört in den Kreis ruhmvoller Unsterblicher, die hier wandelten. Er ist unsterblich wie jene und gewiss ist er auch jung und schön. Ich denke mir ihn wie einen Traum des Phidias."

Sie fuhr fast erschrocken zusammen, denn so wie sie, von Begeisterung fortgerissen, ganz

vergessen hatte, dass sie zu einem völlig Fremden sprach, so fiel nun ihr Blick unwillkürlich auf diesen, dessen schönes Angesicht von so tiefer innerer Erregung glühte, dass ein Traum des Phidias nicht schöner hätte sein können; und von dem reinen Feuer, das in seinen Augen leuchtete, zitterte es wie ein magnetischer Strom zu ihr hinüber.

„Sehen Sie dorthin," sagte sie verwirrt und ergriffen und zeigte mit der Hand nach Westen. Er wendete sich der Richtung zu und ein bewunderndes „Ah" entfuhr seinen Lippen. Die Sonne sank eben, in ein Goldmeer getaucht, hinab. Licht und Glanz schwebten um alle Gipfel, über dem Golf und der langgestreckten Linie des Hymettos, über den fernen Höhen, über Ägina und Salamis. Die Luft war so durchsichtig, so licht durchzittert, so wonnevoll rein, dass man Äther zu atmen und wie mit Flügeln von der Erde gehoben zu sein meinte. Beide junge Leute schwiegen einige Augenblicke, in entzücktes Schauen verloren. Dann sagte die Fremde:

„Wie wird hier der Mythos wieder lebendig! Ich habe mich ganz eingelebt mit den Olympiern, mir ist als wohnten sie noch dort in jenem Glanz und hätten sich nur, stolz verschmähend, von den Menschen zurückgezogen, die sie in nüchterner Verständigkeit verleugneten."

„Ja, wer in solch einem Moment sterben und sich ihnen in ihren Lichtwohnungen zuge-

sellen könnte!“ versetzte Philipp, indem er zu ihr aufsah, die in diesem Glanze wie von einer Glorie umgeben schien.

In diesem Augenblick ertönten Schritte hinter ihnen. Beide fuhren empor und sahen sich um. Ein Diener nahte sich eilig.

„Ei Heinrich, Sie sind ein wenig verspätet,“ rief die junge Dame in deutscher Sprache, nachdem sie bisher nur französisch gesprochen hatte. Zugleich erhob sie sich, setzte den Hut auf und wechselte einige Worte mit dem Diener, die Philipp entgingen, der, wie aus einem schönen Traum geweckt, sich ebenfalls erhoben hatte.

„O dann schnell nach Haus,“ sagte die Fremde in Antwort auf die Mitteilung des Dieners.

„Ja, der Herr Graf bitten die gnädige Gräfin, sogleich zu kommen,“ versetzte der Diener, der inzwischen die Mappe und das Buch ergriffen hatte. Die Schöne wandte sich mit anmutigem, doch nun etwas fremdem Gruss zu Philipp und wollte gehen, da fiel ihr Blick auf seine verbundene Hand: „Ach Ihre Hand,“ rief sie, „die hatte ich ganz vergessen, schmerzt sie noch sehr?“

„Nein, nicht viel,“ sagte Philipp, „aber dieses Tuch? Ich kann es in diesem Zustand nicht zurückgeben. — Es war mit Blut getränkt.“

„Behalten Sie es zur Erinnerung an den Parthenon und diesen Sonnenuntergang,“ sagte sie rasch, sah ihn mit einem seelenvollen Blick

an und eilte geflügelten Schrittes davon, von dem Diener gefolgt.

„Ein Traum des Phidias," wiederholte Philipp ihr nachschauend, in tiefster Erregung, „das ist sie! Was hast du vor mit mir, Pallas Athene, blauäugige Himmlische? Nahmst du Menschengestalt an, wie du es pflegtest in den Tagen, da die glückseligen Sterblichen noch mit Göttern verkehrten? Willst du mich auf die Probe stellen, willst du sehen, ob ich ein gepanzertes Herz habe, der Weisheit so untertan, dass kein noch so hoher Zauber mich ablenken kann von meiner Bahn? Oder willst du, dass mir in deinem Heiligtum das edelste Glück verheissend entgegenkomme: Liebe aus der Hand der Weisheit? Eine blauäugige Himmelstochter, die mich schwärmerisch liebt, ohne mich zu kennen! Und dieses Gedicht, gedruckt ohne mein Wissen, das so tief gezündet hat! Es muss des Vaters Werk sein, dass es gedruckt ist, und er hat es mir verschwiegen! Ich hätte ihr zu Füssen sinken mögen, als sie sich den Dichter malte, und ihr sagen, dass ich es bin. Aber nein — es wäre unedel gewesen, sie mit solcher Eröffnung zu überraschen, im Augenblick, wo sie der Begeisterung ihrer Seele für den Unbebekannten Worte gegeben hatte. Und auch wenn ich sie wiedersehe, soll diese Eröffnung nicht über meine Lippen; ich will ihr Zartgefühl nicht verletzen, mir solch ein Geständnis gemacht zu haben, bis sie mich kennt, bis sie gefunden hat, dass ich dem Bilde ihrer

Phantasie nicht ganz unähnlich bin. Aber — ich Tor, wohin verirren sich meine Gedanken — werde ich sie überhaupt wiedersehn? In der Überraschung dieser wunderbaren Begegnung habe ich versäumt, sie zu fragen, ob sie in Athen lebt oder es verlässt, mir überhaupt eine Möglichkeit zu eröffnen, ihr wieder zu begegnen. Und dann, nannte der Diener sie nicht Gräfin? Sagte er nicht, dass der Graf sie erwarte? Also ist sie verheiratet, so ganz mädchenhaft sie auch aussieht, und die Schwärmerei für den Dichter der „Phädra" ist eine reine Beschäftigung der Phantasie, eine Huldigung für die Poesie, von der ihre Seele erfüllt scheint. Nein, nein, Athene, führe mich nicht in Versuchung! Was jene dunkeln Glutblicke des Orients, die hinter Schleiern lauschen, was die träumerischen Gazellenaugen im wonnereichen Indien nicht vermochten: den Traum der Liebe wieder heraufbeschwören, der sich mir einmal so glorreich nahte und doch den Tod brachte — lass es hier nicht geschehen durch eine Sterbliche, die deine Schönheit geborgt hat. Wer weiss, welches Leid meiner wieder durch sie warten würde! Nein, himmlische Weisheit, dir bleib ich treu, und um es zu sein, muss meine Seele jungfräulich bleiben, wie du es bist."

Alle diese Gedanken waren durch ihn hingezogen, indem er unverwandt nach der Gegend hinschaute, in der die Erscheinung verschwunden war. Mit raschem Entschluss wendete er sich nun dem Abendhimmel zu. Die Sonne war hin-

untergesunken, nur am Horizont blieb noch ein Goldschein zurück und zarte Übergänge vom gelblichen Grün ins reine Blau, mit lichten Rosenwolken darauf gesäet, solche Farbentöne, wie sie nur der lichtdurchstrahlte Süden kennt. Noch eine Weile blieb er im Anschauen verloren, dann stieg er langsam hinunter zwischen den Trümmern des Südabhangs, trat ein in das alte Dionysos-Theater und setzte sich auf den Stufen nieder. Eine wahrhaft selige Luft umwehte ihn, über ihm glänzten die Sterne im klaren Äther, der Mond ging auf und warf sein silbernes Licht in die Ruinen des Raumes, wo einst die erhabensten Schöpfungen des dichterischen Genius das kunstliebende Volk der Athener entzückt hatten. Vor seiner Seele stiegen die Gestalten des Äschylos und Sophokles empor, und wenn ihn eben, in der Formvollendung jener erhabenen Bauten, der Sinnenzauber der Schönheit umfangen hatte, so ergriff ihn hier der Gedanke an den gewaltigen Urgrund aller tragischen Schöpfung, an jene dunkle Macht, die „den Armen schuldig werden lässt und ihn ohne Mitleid der Pein anheim gibt"; und die Erinnerung an das tragische Verhängnis seines eignen Lebens, die furchtbare Grösse des Welträtsels überhaupt, erschütterte sein tiefstes Herz. Er suchte nach dem Worte des Trostes und der Versöhnung und siehe, da wölbte sich vor seinen inneren Blicken der Friedensbogen, der auf dunkelem Grunde aufgebaut die Farbenwunder des Himmels an sich trägt. „Ja, das

ist's," rief es in ihm, „das ist des tiefsten Rätsels wunderbare Lösung! Aus dem dunkeln Grund des Seins steigst du, schaffende Kraft der Dichtung, der Harmonie, in Tönen und in Worten und erzeugst das verklärte Wahnbild, in dem uns die Bedeutung des Leidens und die Erlösung durch das Leiden klar werden. Hier in diesem Raum tönte die furchtbare Klage des Prometheus, der prophetische Weheruf der Kassandra — ja sicher, die Griechen kannten den Schmerz und die Schuld; aber sie kannten auch das Geheimnis der Erlösung durch die Dichtung, durch die Harmonie, durch das ästhetische Wunder; wir aber suchen es in letzter Steigerung durch die ethische Tat."

Das Denken hatte allmählich sein Gemüt still gemacht und der Eindruck der Begegnung im Tempel hatte sich beruhigt. Die Nacht war bereits vorgerückt, als er in den Gasthof zurückkam. Man sagte ihm, ein junger Herr sei da gewesen, habe nach ihm gefragt und dann eine Karte geschrieben, die man ihm übergab. Sie war, wie er erwarten konnte, vom Grafen Walther und enthielt die Worte: „Bedaure sehr, Sie nicht zu finden, hätte Ihnen gleich meinen Jubel mitteilen können. Bin wunderbar freundlich empfangen worden, meine Hoffnung steht in voller Blüte, deshalb mit Entzücken Vorschlag von Verwandten angenommen, mehrtägige Exkursion mitzumachen. Vielleicht bis zur Rückkehr mein Glück schon entschieden. Sobald wieder hier, suche Sie gleich auf."

Philipp legte die Karte bei Seite. „Wohl ihm, wenn er das Rechte gefunden hat," dachte er. „Aber wie leicht die Menschen es mit dem Glück nehmen, während ein jeder so wichtige Schritt doch nur die Geburt einer Schicksalskette ist, die in ihrem Schosse ebenso namenloses Elend, wie wahres Glück tragen kann."

XXXIII.

Am folgenden Tag war sein erster Gang zur Post, wo er einen Brief seines Vaters vorfand, in dem ihn dieser bat, sich in Athen für einige Zeit einzurichten und ihn daselbst zu erwarten. Er habe noch einige wichtige Geschäfte abzumachen, dann würde er kommen, mit ihm Griechenland kennen zu lernen und ihm zu folgen wohin er wolle; er habe seine amtliche Tätigkeit aufgegeben und sei nun ein freier Mensch, nur noch nach dem Glück verlangend, den Rest des Lebens mit seinem geliebten Sohne zu verbringen. Ferner bat er ihn, sogleich zu dem französischen Gesandten zu gehen, der Baron Marcel sei, dessen Namen Philipp ja schon kenne und mit dem er sich in den letzten Jahren sehr befreundet hätte. Er habe dem Baron den Sohn schon angemeldet. Am Schluss fügte er hinzu, dass er ihm auch von seiner Mutter gute Nachrichten mitbringe.

Philipp richtete sich darauf in einem Privatlogis ein und brachte mehrere Tage mit Wande-

rungen durch Athen zu, ehe er daran dachte, des Vaters Auftrag auszuführen. Als er den Parthenon wieder betrat, kam ihm die volle Erinnerung an seinen ersten Besuch und die dort gehabte Begegnung zurück, und es erwachte ein heftiger Wunsch in ihm, die Unbekannte, deren Bild sich ihm unauslöschlich eingeprägt hatte, wiederzusehn. Auch ging er nie hinauf ohne die geheime Hoffnung, ihr da zu begegnen, indes wurde diese stets getäuscht. Endlich entschloss er sich, zu dem Gesandten zu gehen, so wenig ihm um Verkehr mit Vornehmen und mit Menschen aus der Gesellschaft zu tun war. Jede Begegnung, wo er den Menschen natürlich, in seinen guten und schlechten Seiten studieren konnte, war ihm willkommen; Gelehrte und Weise, von denen er lernen konnte, suchte er gern auf; aber vor jener Gesellschaft, in deren falsche Moral sein eignes Leben ihn hatte Einblicke tun lassen, graute ihn. Doch wollte er seinem Vater nicht widerstreben und entschloss sich zu dem Besuche. Kaum hatte er sich anmelden lassen, so wurde er bei dem Gesandten vorgelassen. Baron Marcel kam ihm entgegen, reichte ihm die Hand und rief voll Herzlichkeit: „Ich freue mich, den Sohn eines lieben Freundes zu begrüssen. Sie wissen wohl kaum, dass Ihr Vater und ich uns recht nahe gekommen sind, und ich rechne es mir zum Vorzug an, dass er in der Zeit, wo er nach dem Tode seiner Frau und nach Ihrer Abreise so allein

war und sich ganz von der Welt zurückgezogen hatte, mein Haus als eine Art von Heimat betrachtete. Er hatte meine Frau sehr gern und mir war es immer eine Freude, ihn zu sehen, denn er ist ein ausgezeichneter Mann. Ich will Ihnen nur gestehn, dass ich als junger Mensch etwas eifersüchtig auf ihn war, weil er der Schönere, der Glücklichere, der überall Bevorzugte war und dann — nun ich war sein Rival in der Bewerbung um die Gunst seiner nachmaligen Frau und beneidete ihn damals furchtbar. Aber der arme Alfred hat das Glück nicht mit ihr gefunden; sie hatte kein rechtes Frauenherz, Ihre Stiefmutter. Gegen Sie hat sie hässlich gehandelt und Ihrem armen Vater das Leben schwer gemacht. Das ist's auch, was mich von ihr zurückgebracht hat. Sie hätte Sie als Sohn anerkennen müssen, umsomehr da sie keine Kinder hatte. Sie hätte sich wahrlich eines solchen Sohnes nicht zu schämen gehabt," sagte er, indem er Philipp mit Wohlgefallen betrachtete und auf die Schulter klopfte, ohne zu bemerken, wie peinlich dieser unter seinen Worten litt. „Sagen Sie mir doch, lieber Freund," fuhr er vertraulich fort, nachdem sie sich gesetzt hatten, „was hat es eigentlich für eine Bewandtnis mit ihrem Tode? Ihr Vater beobachtete ein so absolutes Schweigen, dass ich nicht daran rühren mochte. Aber dieses Weib, in der Blüte seiner wundervollen Schönheit, in der junonischen Kraft- und Gesundheitsfülle so plötzlich aus dem Leben ausge-

löscht — so geheimnisvoll — Sie haben keine Idee, mein Freund, wie schön diese Frau war, sinnberückend schön — Formen, sehen Sie, eine Venus von Milo ist nicht vollendeter — nun — Sie haben sie nicht gekannt — aber wie ist sie gestorben? Doch nicht — ein Selbstmord? Das würde gar nicht zu ihrem stolzen, kalten Wesen passen, obgleich ich Ihnen gestehen will, dass ich immer vermutet habe, dass unter dem anscheinenden Eis dieser Natur ein Vulkan von Leidenschaft ruhte. Ach, sie war ein reichbegabtes Wesen! Sie konnte hinreissen, ihr Gesang war geradezu bezaubernd — doch ihr Tod? Ich habe noch immer etwas von der alten Liebe in mir; es bewegt mich, an sie zu denken und ich möchte ihr Schicksal kennen — aber, verzeihen Sie," unterbrach er den Strom seiner Beredtsamkeit, indem sein Blick auf Philipp fiel, „dies Gespräch ist Ihnen peinlich. Es war unrecht von mir, es anzuregen. Ich dachte nur, es machte auf Sie keinen Eindruck, da Sie sie gar nicht gekannt haben und schon manches Jahr darüber hingegangen ist."

Philipp war totenbleich geworden und kämpfte schwer, um seine Fassung zu behaupten. Der Baron nahm seine Hand, drückte sie mit Herzlichkeit und sagte: „Verzeihen Sie mir, es war nicht Neugier, es war ein lang verhaltner Nachklang einer feurigen Liebe, die ich nur des Unrechts wegen, das an Ihnen begangen wurde, bekämpfte. Sie werden denken, ich sei ein schlechter Diplomat," fuhr er lächelnd fort, in-

dem er versuchte, dem Gespräch eine heitere Wendung zu geben, „weil ich sogleich mein Herz vor Ihnen ausschütte, aber Ihre Ankunft rief die alten Zeiten wieder in mir wach und da schwand meine diplomatische Verschlossenheit. Kommen Sie jetzt, lieber Freund, ich führe Sie zu meiner Frau, die sich schon reçht sehr auf Sie freut, da Ihr Vater Sie uns angezeigt hat."

Er ergriff Philipps Arm und führte ihn durch einige Zimmer in einen Saal, der sich auf eine Terrasse und einen Garten öffnete.

„Hier, mein Engel, bringe ich dir den Sohn unseres Alfred!" rief der Baron einer jungen Frau zu, die, mit einer Stickerei beschäftigt, doch mit dem Gesicht von den Eintretenden abgewandt, an der Tür sass, die auf die Terrasse führte. Das glänzende blonde Haar, das allein sichtbar war, machte Philipp erbeben und der Gedanke „sollte es meine Unbekannte sein?" durchflog ihn mit jähem Weh; aber er fühlte sich erleichtert, als die Dame sich erhob und er sah, dass es jene nicht war. Minder schön als die Erscheinung im Tempel, war die Baronin Emilie gleichwohl eine anmutige, graziöse Frau, deren einnehmendes Lächeln auf ein gütiges Herz schliessen liess. Sie hielt dem Ankömmling ihre Hand hin und hiess ihn herzlich willkommen. Er küsste die feine, kleine Hand mit edlem Anstand, der bei ihm nicht Folge der Gewohnheit und der Erziehung, sondern ein angeborner Ausdruck seiner edlen Natur

war, und setzte sich, auf der Baronin Einladung, an ihrer Seite nieder. Marcel ging in den Garten und kam, während seine Frau einige freundliche Worte mit Philipp gewechselt hatte, mit zwei Kindern zurück, zu welchen er sagte: „Seht, dies ist der Sohn von Onkel Alfred, den ihr so gern habt.“

„Guten Tag, Onkel!“ sagte das Mädchen und hielt ihren kleinen Mund zum Kusse hin. Der etwas jüngere Knabe tat dasselbe, nach dem Beispiel der Schwester. Philipp küsste die kleinen Geschöpfe; es war ihm eine neue, liebliche Empfindung, denn er hatte noch nie mit Kindern verkehrt. Beide Kleinen setzten sich alsbald unbefangen auf seinen Schoss, das Mädchen auf das eine Knie, der Knabe auf das andere.

„Aber Kinder!“ rief die Baronin halb verlegen, halb lachend.

„Lass sie doch, lass sie doch, Emilie,“ sagte Marcel, „er gehört von nun an zur Familie und du mache es ihm recht heimisch bei uns, wie du es ja kannst. So, so, nun habe ich ihn so recht eigentlich in unser Nest gesetzt. Sie speisen heut bei uns und bleiben den ganzen Tag da, und abends fahren wir Sie herum in Attika und reden von Perikles und Aspasia. Jetzt überlass ich ihn dir, Emilie, ich muss noch Depeschen schreiben, der Kourier geht heute ab. Auf Wiedersehn bei der Mahlzeit.“

„Der Baron beschämt mich durch seine Güte,“ versetzte Philipp, „ich weiss nicht,

ob ich mich gleich hier so zu Hause fühlen darf."

Die Baronin versicherte ihm mit ihrem anmutigen Lächeln, das ihrem Gesicht etwas überaus Anziehendes gab, dass ihr Mann nur ihre Wünsche ausgesprochen habe, und regte nun ein Gespräch an, das immer lebhafter und angenehmer wurde. Philipp hatte den Verkehr mit einer feinen, gebildeten Frau nur einmal genossen, in jenem alten Feudalschloss in der fernen Bretagne, und die Erinnerung daran war stets mit tiefer Pein verknüpft. Hier bemächtigte sich seiner allmählich ein wohltätiges Gefühl; die liebenswürdige Freundlichkeit der Baronin, der herzliche Empfang als ein berechtigtes Mitglied dieses Kreises, ohne dass an seiner gesellschaftlichen Stellung Anstoss genommen wurde, wirkten erheiternd auf ihn und erschlossen allmählich die Schranken der Zurückhaltung, die ihm zur Regel geworden waren, so dass er sich immer freier in der vollen Schönheit seiner Natur zeigte. Die Baronin betrachtete ihn mit steigendem Wohlgefallen und ein paar Stunden vergingen ihnen wie ein Augenblick, so dass sie erstaunt waren, als der Baron eintrat und das Essen gemeldet wurde.

„Nun, wie geht's?" fragte Marcel, „gefällt es Ihnen bei uns, lieber Philipp?"

Philipp bejahte mit voller Herzlichkeit und Emilie sagte lächelnd: „Ja, wir sind schon gute Freunde und ich hoffe er bleibt lange bei uns."

Das Mittagessen war äusserst heiter; Marcel

rühmte sein Glück, seit er verheiratet sei. „Der einzige Verlust und Schmerz, der mich betroffen hat," sagte er, „war der Tod meines guten Onkels, der mir ein Vater gewesen ist und mich auch zu meiner Emilie geführt hat. Sonst ist mir alles nach Wunsch gegangen, und wenn ich anfangs auch Paris ungern verliess, so gefällt es mir doch nun hier in diesem herrlichen Klima sehr wohl und ich fange noch einmal an, „klassische Studien zu machen'."

Nach dem Essen wurde eine Spazierfahrt gemacht, der griechische Himmel und der Abendfarbenglanz bewundert, heiter und sinnig geplaudert, und endlich trennte man sich mit der Einladung an Philipp für alle folgenden Tage bis zu der Ankunft des Vaters. Als Philipp sich allein in seinem Zimmer fand, fühlte er sich aber, trotz der angenehm verbrachten Stunden, doch etwas aus seiner Bahn gerissen. Die Welt flutete wieder auf ihn ein, denn er erkannte durch all die leichtlebige Gutmütigkeit und die weltmännischen Formen Marcel's hindurch ein gewisses, ihm fremdes, frivoles Element, und so wohl ihm bei der anmutigen, feinen Frau gewesen war, so fragte er sich doch zweifelnd, ob eine der tiefsten Saiten seines Innern von einem ihrer Worte erklungen sei. Und doch waren diese Menschen so gut, so freundlich, so ganz tadellos gegen ihn gewesen. „Ja es gibt zwei Arten von guten Menschen," dachte er, „die einen sind gut, weil sie gar keine Gelegenheit haben anders zu sein; alles

geht ihnen nach Wunsch, sie kennen das Leiden nicht und ihnen ist diese Welt wirklich die beste der Welten; warum sollten sie anders sein als gut, das heisst nicht böse? Die andern kennen dagegen den dunkeln Grund der Welt, kennen das Leiden in seiner vernichtenden und seiner ideellen Bedeutung, und wenn sie gleich dem Erlöser aus dem Limbus emporsteigen, so sind sie in Wahrheit Erlöste, Freie, die die Welt überwunden haben."

Trotz des leisen Missbehagens aber fand er sich doch am nächsten Tag und an allen folgenden Tagen wieder im Hause Marcels ein. Er wurde dort mit solcher Herzlichkeit empfangen, dass es ihm immer wärmer ums Herz wurde und jenes erste Empfinden sich allmählich ganz verlor. In kurzem war er völlig ein Familienmitglied geworden. Alle Streifereien in und ausserhalb Athens wurden in Gemeinschaft gemacht. Marcel war öfter verhindert daran teilzunehmen, dann ging oder fuhr er mit der Baronin allein, und diese versicherte ihm, dass sie jetzt erst anfange Griechenland zu lieben und zu geniessen, nun er sie dessen Herrlichkeit in Kunst und Geschichte kennen lehre. Auch im Hause war er oft stundenlang mit ihr allein; sie lasen oder plauderten zusammen, oder beschäftigten sich mit den Kindern, die es mit lautem Jubel begrüssten, wenn die Mama und der „ernste Onkel" zu fröhlichen Spielkameraden wurden. Eines Tages wurde auch in dieser Weise im Garten gespielt und es traf sich, dass beim Laufen und

Fangen Philipp die Baronin erfasste, die ihm, ganz ausser Atem, in den Arm fiel und lächelnd, aber unfähig zu reden, zu ihm aufsah. Er blickte mit innigem Wohlgefallen auf ihr liebliches Gesicht und dachte: „Hätte ich so eine Schwester!“ Dabei drückte er sie unwillkürlich, ohne es selbst zu wissen, sanft an sein Herz. Purpurröte überflog Emiliens Wangen; sie richtete sich schnell auf und sagte: „So Kinder, nun ist's genug, wir dürfen unsern neuen Freund nicht ermüden, jetzt spielt allein.“ Die Kinder protestierten und Philipp versicherte ihr, es sei ihm eine ganz neue und grosse Freude mit Kindern umzugehen. „Ihrer ist wirklich das Himmelreich,“ sagte er, „denn sie sind die einzigen ganz wahrhaftigen Menschen, und was sollte das Himmelreich anderes sein, als der Verein wahrhaftiger Geister. Welch ein heiliges anvertrautes Gut sind doch Kinderseelen!“

„Wie schön, wie tief Sie alles nehmen,“ versetzte die Baronin und sah ihn mit einem innigen Blick an. „Ich gestehe, ich habe bisher mit meinen Kindern mehr gespielt und gescherzt, als dass ich etwas Ernstes über sie gedacht hätte. Ich meinte, das käme erst später. Für das wenige, das sie schon lernen, sorgt die Gouvernante, für ihr körperliches Wohl auch; mir waren sie bis jetzt eine Erheiterung, ein Zeitvertreib, und wenn sie mich langweilten, schickte ich sie fort. Aber ich werde nun mehr darauf achten, mehr in ihnen suchen. Geben Sie mir den Arm, ich bin müde vom

Laufen; ich zeige Ihnen einen schönen Platz, da sprechen wir weiter. Ich habe viel von Ihnen zu lernen. Sie sind ein seltner Mensch, ich bin noch nie einem begegnet wie Sie sind; bleiben Sie nur lange bei uns."

Sie sagte das alles so herzlich und mit dem schönen Aufschlag ihrer Kinderaugen, dass es Philipp mit dem wärmsten Gefühl des Wohlwollens, ja der Neigung durchdrang. Sie geleitete ihn zu einem Pavillon am Ende des Gartens, von dessen mit Rosen umranktem Fenster man eine entzückende Aussicht auf den Golf und die fernen Höhen hatte. Hier liessen sie sich nieder, und umweht von Rosendüften vor der Aussicht auf die lichtdurchstrahlte Gegend floss das Gespräch wie eine Melodie dahin. Sie veranlasste ihn wieder, von seinen Reisen, von seinen Eindrücken zu sprechen, und ihre Augen, bald sich mit Tränen füllend, bald heiter glänzend, je nachdem seine Erzählung sie bewegte, hingen an seinem Antlitz. So vergingen ihnen abermals Stunden, ohne dass sie des Flugs der Zeit gewahr wurden. Schon breitete die Dämmerung einen leichten grauen Flor über Himmel und Erde und noch lauschte sie Philipps Worten, der, fortgetragen von seinen Erzählungen aus Indien und ganz versenkt in die Erinnerungen an jenes Wunderland, unwillkürlich eines seiner Gedichte rezitierte, das eine Mondnacht an den Ufern des Ganges zauberisch schilderte. Emilie war nahe an ihn herangerückt, ihr Atem berührte

seine Wange; leise legte sie ihre Hand auf die seine und als er bei dieser Berührung nach ihr sich umwandte, während sein Blick lange in das Weite, wie nach fernen Bildern geschaut hatte, bemerkte er, dass Tränen über ihre Wangen flossen. „Meine liebe Freundin“ — sagte er sanft.

„O Philipp,“ flüsterte sie und lehnte ihren Kopf an seine Schulter, „ich glaubte bisher glücklich zu sein! Welch ein Irrtum war das!“

„Meine Freundin, was sagen Sie?“ rief er und fasste ihre Hand, die auf der seinen ruhte.

In dem Augenblick erscholl ganz nahe die Stimme des Barons, der den Namen seiner Frau rief. Emilie fuhr zusammen und sprang auf; sie drückte krampfhaft Philipps Hand und trat an den Eingang des Pavillons, indem sie sagte: „Marcel, wir sind hier!“

„Ach, da seid ihr?“ rief der Baron und eilte die Stufen des Pavillons hinauf, „ich suchte Euch überall; es ist Besuch im Salon — aber mein Kind, du bist ja ganz kalt und zitterst, da bist du wieder zu lange draussen geblieben, ohne etwas Warmes umzutun. Philipp, darauf müssen Sie achten!“ rief er dem jetzt aus dem Pavillon Hervortretenden zu. „Die kleine Leichtsinnige vergisst immer an die Gesundheit zu denken, wenn ihr gerade etwas Spass macht. Ubrigens, was habt Ihr denn da in dem dunkeln Pavillon gemacht? Kommt in den schönen, hellen Salon; es sind eine Menge Menschen da; fremde, die uns der deutsche Gesandte zu-

führt und alte Bekannte von mir aus Stockholm. Kommt, lass uns schnell gehen, damit du dich wieder erwärmst!“ Damit nahm er den Arm seiner Frau und zog sie rasch mit fort, dem Hause zu. Philipp blieb im Garten zurück, er war bewegt und verwirrt, fragte sich, was diese Worte Emiliens bedeuteten, und erschrak bei dem Gedanken, es könne ihre Freundschaft für ihn sich in ein wärmeres Gefühl verwandelt haben. Er prüfte sich, ob er dabei eine Schuld habe, durfte sich aber ehrlich sagen, dass bei aller Neigung und Bewunderung, die ihm ihre Anmut abgewonnen, er sich keines Gedankens bewusst war, den er nicht frei dem Baron hätte gestehn können und durch den er das Gastrecht verletzt hätte. Schliesslich überredete er sich auch, dass es nur eine vorübergehende Aufwallung bei ihr gewesen sei oder vielleicht sogar nur das erwachende Bewusstsein, dass sie als Gattin und Mutter noch nicht den rechten Ernst gehabt habe; dass ihr das Leben überhaupt bisher nur mehr ein frohes Spiel gewesen sei und sie nun erst anfange, seinen tiefen Ernst zu begreifen. Mit diesem Gedanken beruhigte er sich und nahm sich vor, recht streng über sich selbst zu wachen und nicht mehr zu oft allein mit ihr zu sein, um durch nichts in seinem Betragen Veranlassung zu ähnlichen Gefühlsaufwallungen zu geben. Mit diesem Entschluss hatte er sich dem Hause genähert und sah von aussen durch das Fenster in dem Salon die Baronin, die, mit

dem Gesicht dem Fenster zugewandt, einigen Damen, von denen er nur den Rücken sah, gegenüber sass. Sie schien lebhaft zu sprechen und um ihren Mund spielte ihr reizendes Lächeln.

„Sie ist schon wieder ruhig, vielleicht ist sie doch nur ein liebenswürdiges Weltkind," sagte er zu sich selbst. Indem fiel sein Blick auf die Gruppe der Herren, die um den Baron versammelt waren, und er erkannte in einem unter diesen seinen Bekannten vom Schiff, den Grafen Walther. Unschlüssig blieb er einen Augenblick stehen; sollte er hineingehen und ihn begrüssen? In dem Augenblick eilte der Baron Marcel an die offene Saaltür und rief in den Garten hinaus: „Philipp, Philipp, wo sind Sie denn?" Eben fiel ein Lichtstrahl durch das Salonfenster auf ihn, der einen Schritt machte, um im Dunkel zu verschwinden. Der Baron sprang auf ihn zu und ergriff ihn beim Arm: „Nein mein Lieber, Sie dürfen nicht so fort wie ein Dieb in der Nacht. Seien Sie doch nicht so menschenscheu! Drinnen ist ein junger Mann, der brennend wünscht, Sie zu sehen, kommen Sie nur schnell herein!" Er zog den halb Widerstrebenden in den Saal. Sobald sie in der Tür erschienen, eilte Walther auf Philipp zu und ergriff seine Hand. „O wie schön, dass ich Sie hier finde! Ich war heute schon im Hotel, um nach Ihnen zu fragen; da gab man mir Ihre Adresse; darauf ging ich in Ihre Wohnung und hörte, Sie seien aus und kämen vor

Abend nicht zurück. Nun sprach der Baron eben von dem täglichen Gast dieses Hauses; nach der Beschreibung dachte ich schon, es könne kein anderer sein wie Sie. Wahrhaft glücklich, Sie wieder zu finden; wir sind so lange ausgeblieben, aus ein paar Tagen sind Wochen geworden, und ich fürchtete fast, Sie wären schon abgereist. Kommen Sie, ich muss Sie meinem Onkel vorstellen, ich habe schon so viel von Ihnen erzählt!“

Mit diesen Worten führte er Philipp zu einem alten Herrn, der in der vorhin erwähnten Gruppe stand und ein ehrwürdiges und vornehmes Aussehen hatte, und stellte Philipp vor. Der alte Herr reichte diesem freundlich die Hand, sagte, er habe schon durch den Neffen von ihm gehört und fragte einiges allgemeine über seine Reisen; aber noch ehe er ihn in ein längeres Gespräch verwickeln konnte, kam Walther, der inzwischen bei dem Damenkreis gewesen war, zurück. „Verzeihung, lieber Onkel,“ sagte er, „aber ich muss meinen Freund nun auch erst der Kusine vorstellen; morgen kommt er dann zu uns, nicht wahr, Onkel?“

„Ja, ich bitte darum, mach du das fertig, Walther!“ versetzte der alte Graf mit grosser Freundlichkeit.

Walther ergriff abermals Philipps Hand und führte ihn vor eine Dame, die neben der Baronin sass.

„Kusine, hier bring ich dir —“ hub Walther an, blieb aber mitten in seiner Rede stecken,

als er den Ausdruck der Überraschung auf den Gesichtern der Kusine und Philipps gewahrte, und sagte verwundert:

„Ja, kennt Ihr Euch denn?“

„Am Parthenon — wo ich mein Buch verloren hatte“ — — sagte Bianka etwas verwirrt und errötete.

„Ach, dacht ich's doch, dass er es gewesen sein müsste, als du mir von der Begegnung im Parthenon erzähltest,“ rief Walther sie unterbrechend, „das trifft sich alles so schön wie nur möglich! Ich bin so glücklich, Sie noch hier zu finden!“ sagte er mit Wärme zu Philipp.

Dieser, der in der jungen Gräfin alsbald jene wunderbare Erscheinung des Parthenons wieder erkannt hatte, war im ersten Augenblick ganz unfähig, ein Wort zu sagen. Obgleich sich die Erinnerung an sie in der letzten Zeit etwas verwischt und er die Hoffnung aufgegeben hatte, ihr noch einmal zu begegnen, so erfüllte es ihn nun mit einem ihm selbst überraschenden Glück, sie wiederzusehen. Doch hielt ihn eine Art Schüchternheit gefangen, indem er, ohne es zu sehen, fühlte, dass die Augen Emiliens auf ihm ruhten und ihn beobachteten.

Aus dieser peinlichen Lage zog ihn zum Glück, noch ehe etwas gesprochen wurde, der alte Graf, der kam, um sich bei Emilien zu verabschieden. Während er mit ihr einige Worte wechselte, konnte Philipp sich fassen und zu Bianka sprechen, die auf den Wink ihres Vaters aufgestanden war und nun neben ihm stand,

während sie durch den alten Grafen von der Baronin getrennt wurden. Philipp sagte ihr mit edler Offenheit, wie er überall gesucht hätte, ihr wieder zu begegnen und schon mit Schmerz geglaubt habe, sie hätte Athen verlassen. Sie errötete etwas und erwiderte, dass sie in der Tat länger auf dem kleinen Ausflug geblieben wären als beabsichtigt worden sei. „Aber," fuhr sie fort, „mein Vater kann des Suchens nach Inschriften und Altertümern nie müde werden und Walther und ich liessen es uns gern gefallen, die Poesie der Reise zu geniessen, während Papa ihre wissenschaftliche Ausbeute suchte."

Es zuckte ein jäher Schmerz durch Philipps Herz bei diesen Worten. Sie erinnerten ihn an die Erzählung Walthers von seiner glühenden Liebe zu der Kusine, von deren heimlicher Neigung; an die Hoffnung, die Walther auf ihn für die Erfüllung seiner Wünsche setzte; dabei fühlte er mit Schrecken, welch' ein unwiderstehlicher, magnetischer Zug ihn zu dem Wesen hinzog, das ihm schon zweifach versagt zu sein schien. Er stand daher so sinnend, so wortkarg vor ihr, dass sie ihn etwas befremdet ansah. Dann sagte sie, wie rasch sich besinnend: „Und Ihre Hand? Ist sie ganz geheilt? Ich habe noch öfter mit Sorge daran gedacht, dass meine Unachtsamkeit daran Schuld war."

Philipp schaute sie mit einem Blick an, der aus dem Grund seiner Seele zu kommen schien und erwiderte: „Sie ist ganz geheilt; nur eine

Narbe ist geblieben als Erinnerung an jenen wunderbaren Abend und verschwände auch diese, so besitze ich doch ein anderes Angedenken, das ich heilig bewahre und das mir wie ein Glückspfand der Himmlischen erschien, in deren Tempel es mir zu teil wurde."

Biankas Wangen färbten sich wieder leicht, sie sagte: „Ich liess Ihnen das Tuch, weil Sie sich verwundet hatten, um mir einen so grossen Dienst zu leisten und mein teures Buch zu retten."

„Ich gab dem Geschenk auch keine andre Deutung," sagte Philipp ernst, „der kleine Dienst aber war solches Lohns nicht wert."

Sie schlug die leuchtenden blauen Augen zu ihm auf mit einem Ausdruck, als wolle sie ihn um Verzeihung bitten, wenn sie ihn gekränkt hätte. Einen Augenblick lang sahen sie sich ernst und schweigend an und jeder erkannte in des andern Seele den lautern Quell der Wahrhaftigkeit und Reinheit.

„Da Sie Walther kennen, so werden wir Sie auch bei uns sehen?" sagte sie dann.

„Ja, ja, ganz gewiss," fiel der alte Graf ein, der von Emilien Abschied genommen und die letzten Worte seiner Tochter gehört hatte. „Walther hat das schon abgemacht, sein Freund ist unser Gast für morgen."

„Wie Philipp, Sie verlassen uns?" versetzte die Baronin hastig, indem sie sich der Gruppe zugesellte, „da muss ich protestieren; Sie hatten versprochen, alle Tage bei uns zu sein bis zur Ankunft Ihres Vaters."

„O gnädige Frau, jetzt müssen Sie ihn uns schon etwas abtreten," rief Walther, der eben hinzukam, „Sie sind zu liebenswürdig, um uns das nicht zu gönnen."

„Aber wir haben sein Wort, muss ein Mann sein Wort nicht halten?" erwiderte Emilie. „Nun, Philipp, was entscheiden Sie?" fuhr sie fort und sah ihn mit ihrem anmutigen Lächeln an.

„Um was handelt es sich denn hier?" fragte Marcel, der die übrigen Gäste, die sich wegbegaben, zur Tür begleitet hatte und nun zurückkehrte. Walther setzte ihm die Sache auseinander.

„Ja liebe Emilie," erwiderte Marcel, „dagegen lässt sich nichts sagen. Wir haben doch unsern Freund nicht zum Gefangnen gemacht und dürfen ihn der Freude eines solchen Zusammenseins nicht berauben." Bei diesen Worten fiel des Barons Blick bewundernd auf Bianka und er sagte mit galanter Verbeugung zu dieser gewandt:

„Dagegen möchten auch wir des Vorzugs geniessen, der unserm Freund zuteil wird, und das Fräulein bei uns sehen?"

„Gewiss, ich habe den Grafen schon gebeten, übermorgen abend unsere kleine Tanzgesellschaft mit seiner und seiner Tochter Gegenwart zu beehren; es versteht sich, dass wir auch auf Sie rechnen, Graf!" sagte Emilie sich zu Walther wendend. Dann ergriff sie Biankas Hand und fuhr mit der ihr eignen

Grazie fort: „Sie sind gewiss eine vorzügliche Tänzerin; deutsche Damen sind das immer, hörte ich sagen; unsere junge Herrenwelt wird entzückt sein, solch eine Tänzerin zu gewinnen; meinen Sie nicht, Philipp?“

„Ich zweifle nicht,“ erwiderte dieser ruhig, „doch habe ich kein Urteil darin, da ich nicht tanze.“

„Ach, Sie unbrauchbarer Mensch!“ rief die Baronin lachend. „Nun, da muss man Sie mal in die Schule nehmen.“

Die Gäste empfahlen sich, auch Philipp, der sich verstimmt fühlte, er wusste selbst nicht warum.

„Sie wollen nicht noch bleiben,“ sagte die Baronin halb flüsternd zu ihm, „und morgen auch nicht kommen?“

Er entschuldigte sich mit Kopfweh. Emilie sah ihn mit einem vorwurfsvollen Blick an, der ihm ein tiefes Weh erweckte.

„Nein, bleiben Sie noch,“ rief Marcel, der sich inzwischen eine Zigarre angesteckt hatte und sich behaglich in einem Lehnstuhl hinstreckte, „setzen Sie sich her und du auch, Emilie; plaudern wir noch ein wenig!“

Philipp zögerte unentschlossen einen Augenblick, aber der Baron nahm ihm den Hut aus der Hand und zog ihn neben sich auf ein Sofa, auf dem auch Emilie Platz nahm.

„Nun, was sagt Ihr zu dieser Schönheit?“ versetzte Marcel, „ist das nicht ein entzückendes Geschöpf, diese Deutsche? Wenn ich nicht

dein Mann wäre, Emilie, ich würde mich augenblicklich in sie verlieben, und Sie müssen von Stein sein, Philipp, wenn Sie es nicht tun.“

„Das wäre traurig für Euch beide,“ sagte die Baronin, indem sie sich auf dem Sopha zurücklehnte, sodass sie Philipps Gesicht beobachten konnte, ohne von ihm gesehen zu werden, „die Gesandtin hat mir vorhin erzählt, dass das Fräulein mit ihrem Vetter, dem Grafen Walther, verlobt ist und dass die Hochzeit nach der Rückkehr in die Heimat stattfinden wird.“

Sie sagte dies wie eine gleichgültige Sache, sah aber dabei mit aufflammender Eifersucht, dass Philipp die Farbe wechselte und der Ausdruck einer innern Erregung über sein Gesicht flog.

Marcel, der nichts von alledem bemerkte, fuhr scherzend fort: „Das ist ein artiger junger Mann, der Vetter; aber diese neue Helena ist es wert, dass man Troja noch einmal um sie belagert. Wenn ich Philipp wäre, ich würde ein zweiter Paris und entführte sie diesem deutschen Menelaus. Es wäre wahrlich ein triftigerer Grund einen Krieg darum anzufangen, als um die spanische Königskrone auf dem Haupt eines Hohenzollern. Was sagen Sie, Philipp, sind Sie nicht entzückt von ihr?“

„Sie ist sehr schön,“ versetzte Philipp ernst, „aber ich achte ältere Rechte zu hoch, um mein Glück da zu versuchen, wo ich bereits einen begründeten Anspruch vorfinde.“

Die Baronin erbebte bei diesen Worten, die ihr, mit dem Nachdruck, mit dem sie gesprochen wurden, an sie gerichtet schienen, aber Marcel rief lachend: „Ach was, Sie skrupulöser Mensch, wir sind hier auf klassischem Boden, da gilt Amors Macht und keine andere. Selbst die Götter kümmerten sich hier wenig um die legitimen Rechte und folgten in der Richtung, in der der kleine Schelm seine Pfeile absandte. Nein, mein Lieber, an Ihrer Stelle wagte ich kühn den Angriff auf das Herz dieser wirklich dem Olymp entsprossenen Schönheit; Sie wären ein herrliches Paar.“

„Marcel, hör doch auf mit so frivolen Scherzen; ich begreife dich nicht, es scheint wirklich, die junge Dame hat dir den Sinn verwirrt,“ sagte die Baronin unmutig, indem sie aufstand, „übrigens sage ich Euch gute Nacht, ich bin müde und will zur Ruhe gehen.“ Sie reichte Philipp flüchtig die Hand ohne das Lächeln, mit dem sie ihn sonst zu verabschieden pflegte. Ebenso reichte sie ihrem Mann die Hand und wollte gehn. Er aber sprang auf und küsste sie. „Ei, sei nicht so böse, mein Herz, du bist ja sonst nicht prüde, aber im Ernst, sieh dir nur mal den Jungen darauf an; wäre er nicht ganz und gar die passende Gestalt zu jenem wundervollen Mädchen?“

Sie wendete den Kopf nach Philipp hin, der in der peinlichsten Stimmung dastand und zu gehen wünschte. Ein seltsamer Blick Emiliens machte ihn noch mehr betroffen. „Lass

mich doch, Marcel," sagte sie ungeduldig, entwand sich dem Arm ihres Mannes und eilte aus dem Zimmer.

„Was hat sie denn?" bemerkte Marcel, ihr verwundert nachsehend. „Sie wird doch nicht nach zehnjähriger, friedlicher Ehe auf ihren alten Ehemann eifersüchtig werden?"

Er lachte gutmütig bei diesem Gedanken und fuhr fort: „Aber jetzt unter uns Männern, es ist wahr, ich bin etwas aufgeregt durch diese schöne Germanin; ‚denn dass der Schönheit Alkoran allmächtig sei, das ist kein Wahn', der Schönheit kann man seine Bewunderung nicht versagen, auch wenn man Gatte und Vater ist. Nun — gestehen Sie es nur — Sie sind auch etwas getroffen."

„Nein, Baron," sagte Philipp und errötete, denn er fühlte, dass er nicht die Wahrheit sagte, „ich bin im Vertrauen des Grafen Walther, weiss, dass er seine Kusine schwärmerisch liebt und werde nie sein Vertrauen missbrauchen."

„Ah, mon chèr, Sie sind ein Tugendbold, wie mir noch keiner vorgekommen ist," rief Marcel lachend und schüttelte herzlich die Hand, die Philipp ihm zum Abschied hinhielt."

XXXIV.

Von schweren Gedanken gepeinigt, verbrachte Philipp den ersten Teil der Nacht schlaflos. Seit lange hatte er sich nicht so unklar, so unge-

wiss über das, was er tun müsse, gefühlt. Er war gewöhnt, sich von jedem seiner Gedanken Rechenschaft zu geben, „denn", sagte er, „der Gedanke selbst ist eine Tat, für die es freilich keinen äussern Richter gibt, aber einen desto strengeren innern. Worin besteht die Tugend? Ist sie eine bloss äussere Tatsache? Nein, sie muss den ganzen Menschen ergreifen, muss das Herz zu einem Tempel machen, worin Weisheit und Liebe herrliche Siege über den Dämon feiern, der in jeder Menschenbrust lebt und, ob auch tausendmal besiegt, doch immer von neuem das Haupt erhebt, bis endlich die Seele wie ein tiefer, stiller See geworden ist, in dem sich das Firmament mit allen seinen Sternen spiegelt, über dem ein heiterer Gottesfrieden schwebt, nicht Weltentsagung, sondern Weltversöhnung, durch die Weihe der Erkenntnis."

Allmählich kämpften sich seine Gedanken wieder klar und rein. Dass die Baronin eine Neigung für ihn gefasst habe, schien ihm nicht mehr zweifelhaft; dass eine solche in seinem Herzen für Bianka keime, fühlte er bestimmt; aber seine Pflicht, diesem zwiefachen Verhängnis gegenüber, zeichnete sich ihm auch scharf und rein. Nicht roh, nicht hart wollte er diese Herzensblüten knicken und wenn ihnen Schmerz entspriessen müsste, so sollte es wenigstens ein edler Schmerz sein, der keinen Stachel, keine bittere Erinnerung hinterlassen würde, denn nur der Schmerz, der der Schuld entkeimt, ist vernichtend, der edle trägt uns empor.

Am folgenden Tag begab er sich zur bestimmten Stunde zu Walther, der ihn mit Herzlichkeit empfing und alsbald mit erwartungsvollem Lächeln fragte: „Nun, wie finden Sie meine Kusine? Habe ich Ihnen zu viel gesagt?“

„Nein, ich glaube nicht,“ erwiderte Philipp, „was ihre Schönheit anbetrifft, sicher nicht, und wenn ich dem kurzen Eindruck glauben soll, auch sonst nicht.“

„Sie haben ja schon länger mit ihr gesprochen oben am Parthenon und sie hat Sie sogar schon zum Vertrauten ihrer Bewunderung für jenen unbekannten Dichter gemacht, wie sie mir erzählt hat. Da haben Sie doch gewiss gesehen, dass sie ungewöhnlich viel Geist und Gefühl hat?“ bemerkte Walther.

„Ja, das schien mir so,“ sagte Philipp. „Sie teilen wohl die Bewunderung für jenen Dichter nicht?“ setzte er hinzu.

„Doch, doch; ich finde das Gedicht sehr schön, sehr edel, nur bin ich nicht so idealistisch, wie meine Kusine; ich glaube, in der Poesie kann man Ideale darstellen, die in der Praxis unmöglich sind. Wie wollen Sie das Reich der Tugend und der Liebe, von dem jener Dichter träumt, verwirklichen, so lange die menschlichen Leidenschaften und die kleinen egoistischen Triebe existieren, die sich in alle schönen Empfindungen mischen und alle edlen Handlungen mit einem unreinen Zusatz trüben?“

„Alle? nein," erwiderte Philipp, „aber ich gebe Ihnen zu, dass es noch langer Zeit bedürfen wird, ehe ein Teil der Menschheit wenigstens zu einem vollkommeneren Zustand gelangt; vielleicht sogar werden es immer nur Individuen sein. Aber deren Zahl kann sich mehren und jeder, der fühlt, dass es sein kann und sein muss, wird schuldig, wenn er nicht strebt, das möglichst Vollkommene in sich darzustellen und alle Umstände, die ihn daran hindern wollen, die inneren und die äussern, mit hohem Mute zu überwinden."

Das Gespräch wurde unterbrochen durch den Diener, der meldete, dass der Herr Graf die Herren bitten lasse, sich zu ihm zu begeben. Walther führte den Freund in einen Saal, in dem sich der Geist seiner Bewohner auffallend aussprach. Grosse Folianten, Photographien von antiken Inschriften und antiker Architektur, Stücke Marmor mit Reliefs, alte Vasen und Gerätschaften, wertvolle alte Statuen, Büsten und anderes, nahmen einen Teil des Raumes ein. In einem andern Teil befand sich ein Flügel, eine Staffelei, Zeichenmaterial aller Art, kurz: Wissenschaft und Kunst schienen ihren Sitz hier aufgeschlagen zu haben. Der alte Graf empfing den Gast mit herzlichem Händedruck. Als Philipp sich vor Bianka verbeugte, hielt sie ihm gleichfalls die Hand entgegen und er fühlte wieder, wie ein elektrischer Strom von dieser Berührung durch sein Wesen ging. Aufs neue erstaunte ihn die seltene Schönheit

dieses Mädchens, das die jungfräuliche Hoheit der Minerva mit allem süssen Reiz der Psyche vereinigte, so dass schon ihr blosser Anblick jede gemeine Bewunderung, jedes grobe Verlangen auszuschliessen schien und man sich vor ihr fühlte, wie der Dichter es sagt:

„Wir heissens fromm sein,
Solcher sel'gen Höhe
Fühl ich mich teilhaft, wenn ich vor dir stehe."

Dies empfand Philipp, als er sie ansah und es überkam ihn eine innige Rührung, wie sie uns in den seltensten, schönsten Augenblicken des Lebens zu überkommen pflegt, wo uns der Hauch des Ideals wie aus einer andern Welt zu berühren scheint.

Doch war dies alles nur das Empfinden eines Augenblicks. Der alte Graf lud ihn ein, an einem Tische Platz zu nehmen, auf dem sich des Sehenswerten an Abbildungen und antiken Gegenständen eine Menge befand, und sagte: „Sie haben recht getan, zuerst den Orient zu bereisen, denn ich vermute, Sie werden auch nach Amerika gehen; zu einer vollständigen Weltbildung gehört auch das. Aber es ist besser, da anzufangen, wo die Wiege unsres Geschlechts gestanden hat, und den Spuren jener alten Zivilisationen nachzugehen, von denen die unsere, wenn auch weit getrennt, dennoch ein Ergebnis ist. Ich liebe es überall, im grossen wie im kleinen, wenn man systematisch verfährt und kein Glied aus der Kette verliert, um

den Zusammenhang des Ganzen zu verstehen. Hier sind Sie nun angelangt, wo Orient und Okzident sich zuerst berührten, um ein Kulturleben zu schaffen."

„Ja, eine Kultur, wie die Welt noch keine zweite gesehen hat," sagte Philipp.

„Sie hatte auch ihre Schattenseiten," versetzte der Graf; „grausam waren die Griechen, und die griechische Städteordnung, die Polis, war eine der strengsten, ja der grausamsten gesellschaftlichen Einrichtungen, die es je gegeben hat. Das ganze griechische Leben beruhte auf ihr. Sie setzte Sklaven voraus, aber sie unterwarf auch die Freien mit unerbittlicher Strenge dem Staatsgesetz."

„Woher stammte die Polis?" fragte Walther, der der Rede seines Onkels nur halb zugehört hatte, da seine Augen den Bewegungen der Kusine folgten, die an der andern Seite des Zimmers damit beschäftigt war, Blumen in eine Vase zu stellen.

„Die Polis stammt von den Phöniziern," erklärte der Onkel, „und bildet so ein Glied in der Kette zwischen Asien und Europa. Übrigens war das phönizische Gemeinwesen schon eine rühmliche Ausnahme von dem übrigen despotischen und theokratischen Osten."

„Und auf diesem harten Grund blühte Athen, regierte Perikles, bildete Phidias, dichteten Äschylos und Sophokles, blühte der kurze aber bezaubernde Frühling der Menschheit," sagte Philipp.

„Ja gewiss," versetzte der Graf, „ich beuge mich auch voll Ehrfurcht vor jenem wunderbaren kleinen Staat. Wir sind arm gegen ihn; nur in zwei Dingen sind wir überlegen, erstens, dass wir keine Sklaven, und dann, dass wir ein Familienleben haben. Der sittliche Wert unsrer modernen Gesellschaft beruht darauf, dass wir in jedem Menschen das Geschöpf Gottes ehren, das wir nicht mehr zu einer Sache machen können, wie die Sklaven es waren und, dass uns der häusliche Herd, die legitimen Bande, die Eltern und Kinder umschlingen, heilig sind. Nichts verdamme ich stärker an einem Staat, als wenn er die Rechte freier Bürger nicht ehrt, und nichts verdamme ich mehr an einem Mann, als wenn er den Tempel seines Hauses nicht rein erhält, wenn er diesen Grund aller Moralität, in der Gesellschaft wie im Privatleben, irgendwie trübt, wenn die Eltern nicht die heilig verbundnen Führer der in gesetzlicher Ehe entsprossnen Kinder sind."

Der Graf bemerkte den schmerzlichen Ausdruck nicht, den diese Worte auf seines Gastes Gesicht hervorriefen, und wollte fortfahren, aber in dem Augenblick kam Walther, der schon während der letzten Reden des Oheims zu seiner Kusine getreten war, mit dem nun völlig geordneten Blumenschmuck in der Vase herzu und setzte diese auf den Tisch, indem er sagte: „Da sehen Sie, welche Künstlerin Bianka ist! Kann man Blumen schöner ordnen? Es ist zum Malen!"

„Was ist denn das für ein Verdienst?“ versetzte Bianka lächelnd und liess sich neben ihrem Vater nieder; „hier zwingen uns Natur und Vergangenheit in ein künstlerisches Empfinden hinein und unwillkürlich vollführt die Hand, was die Seele bewegt.“

„Aber man muss doch dazu prädestiniert sein wie du,“ erwiderte Walther. „Ich freue mich auch über alles was mich hier umgibt, aber zum Künstler werde ich doch nicht, und wenn ich versuche etwas zu schaffen, so bleibt es Stümperei und ich bin entmutigt.“

Der Graf legte nun dem Gaste Abbildungen alter Architektur vor und erkundigte sich nach der Genauigkeit der Zeichnung der indischen und ägyptischen Tempel, die er nicht aus eigner Anschauung kannte. Er meinte, es sei nichts interessanter, als wie an der vergleichenden Architektur den Spuren der geistigen Entwicklung der alten Völker nachzugehn.

„Ja,“ sagte Philipp, „das sind freilich die besten Quellen, obschon die indischen Grottentempel uns keinen Aufschluss geben über die Zeit der Veden, da sie einer späteren Epoche angehören, wo die klare einfache Idealität des arischen Geistes sich schon in das Ungeheuerliche, Formlose, Übertriebene der Abstraktion und der zügellosen Einbildungskraft verloren hatte. Jene Tempel, im geheimnisvollen Dunkel der Felsen ausgehauen, entsprechen dem in das nebelhafte Dunkel der Ur-Einheit versenkten Gemüt, dem die Aussenwelt, die Sansara, nur

Schein und unreal ist. Die ägyptischen Tempel hingegen sind in ihrer festen, feierlich ernsten Gestalt Vorbereitung auf ein grosses zu enthüllendes Mysterium, wo die Gottheit nicht mehr blosse Abstraktion, Weltseele, sondern Personifikation der Naturvorgänge ist und wo die Überzeugung von der persönlichen Unsterblichkeit bedingt, dass der Tod fast mit mehr Vorsorge behandelt wird, als das Leben. Alles drängt schon hin zum Individualisieren und nähert sich der Lösung des grossen Rätsels, wenn auch der Geist noch gebunden ist in ahnungsvollem Suchen, gleich der Sphynx, die nur das Haupt, die Wohnung ewiger Gedanken trägt, während der Leib noch in den Fesseln des bloss animalischen Lebens gefangen ist. Erst der Grieche, umgeben von der milden Schönheit seiner Heimat, findet den Schlüssel zu der Erlösung aus dem Bann der Natur und seine freistehenden, in edelster Harmonie in sich selbst ruhenden Tempel sind die erhabenen Wohnungen geisterzeugter Wesen, die in ihrer eignen Idealität das Rätsel des Ödipus lösen: der vollendete Mensch."

Der Diener, der das Mittagsmahl verkündete, unterbrach das Gespräch. „Geben Sie meiner Tochter den Arm," sagte der Graf zu Philipp, „wir sind so arm an Damen, dass Walther und ich uns zusammen trösten müssen."

Philipp hatte den natürlichen Anstand, den vornehme Naturen aus sich selbst finden, obgleich ihm die Gewandheit des Weltlebens, in

dem er ein Neuling war, fehlte. Aber die edle Einfachheit seines festen und doch bescheidnen Wesens gab diesem den Vorzug vor aller angelernten, konventionellen Art. Das Gefühl von Glück, das ihn durchströmte, als die herrliche Mädchengestalt an seinem Arm dahinschritt, liess ihn für den Augenblick alle die ernsten Bedenken vergessen, die sich seiner aufwachsenden Liebe hier entgegenstellten, und es strahlte so freudig über sein sonst so ruhig ernstes Antlitz, dass Walther seinem Onkel zuflüsterte: „Hast du je einen schöneren und sympatischeren Menschen gesehn? Er ist ebenso schön wie Bianka."

Der Graf nickte zustimmend und blickte mit sichtlichem Wohlgefallen auf das Paar. In heiteren und bedeutenden Gesprächen verging die Mahlzeit und als man sich erhob und in den Saal zurückkehrte, fühlte Philipp sich wie in der Heimat seiner Seele. Keine Spur von jenem leisen Unbehagen, das ihn nach dem ersten Abend in des Barons Hause geängstigt hatte. Hier war es nicht die Welt, die in angenehmer Form ihn schmeichelnd umgab und ihn doch innerlich unbefriedigt liess, hier war es der Quell edelsten Empfindens und hoher Bildung, den er unerschöpflich sprudeln fühlte und der allein wahre, dauernde Erquickung im Verkehr verleiht. So frei, so heiter war ihm zu Mut, dass er sich ganz gab und den Reichtum seines Gemüts und seines Geistes mit all ihren Schätzen auftat. Und so wie ihm wohl

war, so fühlte er auch, dass man ihm wohl wollte und dass die drei trefflichen Menschen, mit denen er sich befand, ihn mit der reinsten Sympathie betrachteten. Es war ihm daher fast wie ein unsanftes Erwachen aus einem glücklichen Traume, als nach dem Essen Baron Marcel und die Baronin gemeldet wurden. Sie kamen so schnell den Besuch zu erwidern, wie die Baronin beim Eintreten sagte, um sich noch einmal der Gegenwart der liebenswürdigen neuen Bekannten für den folgenden Abend zu versichern. Ihr Blick suchte Philipp, der etwas zurückstand; sie hielt ihm die Hand entgegen und sagte mit ihrem holdesten Lächeln: „Da ist ja unser Flüchtling; hoffentlich ist ihm die Zeit hier nicht zu schön vergangen, so dass er die alten Freunde darüber vergessen hat."

Philipp freute sich ihres unbefangenen Tones. Er fühlte sich von schwerer Last befreit, indem er dachte, dass die Äusserungen jenes Abends nur vorübergehende Aufwallungen gewesen seien; und da ihn Wohlwollen und Dankbarkeit auf das innigste an Marcel und seine Gattin knüpften, so erwiderte er den Gruss mit unverhohlener Herzlichkeit, wofür ein strahlender Blick Emiliens ihn lohnte. Sie war nun ganz Liebenswürdigkeit und heitere Anmut, besonders gegen Bianka, die sich im Gegenteil stiller und zurückhaltender verhielt, als vor dem Erscheinen des Besuchs. Der Graf und Marcel hatten Philipp in ein Gespräch gezogen, während Walther sich mit den beiden Damen unterhielt. Plötzlich

rief die Baronin: „Nein, das müssen Sie uns zu Liebe tun, mein Fräulein. Hör doch Marcel, du liebst ja auch Musik so sehr; hier haben wir eine Künstlerin, wie Graf Walther sagt. Bitte doch mit mir, dass sie uns etwas spielt.“

Marcel verneigte sich gegen die junge Gräfin und sagte: „Wenn die Gräfin gern Glückliche macht, so wird sie es tun.“

„Komm, meine Kusine, ich öffne das Instrument,“ versetzte Walther und liess die Tat dem Wort folgen, ordnete alles am Flügel, zündete die Kerzen an und fragte: „Welche Noten wünschest du?“

„Ich weiss nicht, was Ihnen Freude macht?“ versetzte Bianka, sich zu der Baronin wendend. „Ich spiele fast nur deutsche Musik.“

„Sie halten uns deren hoffentlich nicht für unwert?“ fragte Emilie lächelnd.

Bianka setzte sich, ohne etwas zu erwidern zum Flügel und spielte. Sie war Virtuosin, aber ihr Spiel war so voll Poesie, so einfach, sie war so versunken in ihren Vortrag, dass sie gleichsam ein Selbstgespräch zu führen und vergessen zu haben schien, dass sie vor andern spiele. Walther wich nicht von ihrer Seite und wendete ihr die Notenblätter um. Vor Philipps Seele stiegen ferne Bilder auf, wo eine andere Bianka mit ihrem Gesang die erste Flamme der Liebe in seinem Herzen entzündet hatte, und Vergangenheit und Gegenwart mischten sich rätselhaft ineinander und entrückten ihn der Wirklichkeit so völlig, dass sein ernstes

Auge wie verzaubert nach der Spielenden schaute, ohne sich dessen und dass er beobachtet werde, bewusst zu sein. Denn er wurde beobachtet; Emiliens Blicken entging sein Versunkensein, seine völlige Entrücktheit nicht, und alle Qualen der Eifersucht erwachten in ihrem Herzen. Doch bezwang sie sich, blieb äusserlich ruhig und spendete mit Feinheit und Grazie ihr Lob, als das Spiel verstummte. Sie verlängerte den Besuch auch mehr, als es sonst für einen konventionellen Gegenbesuch üblich gewesen wäre. Walther hatte sich zu ihr gesetzt und unterhielt sie eifrig von den Vorzügen seiner Kusine.

„Sieht sie nicht aus wie eine Muse, wenn sie am Klavier sitzt?“ fragte er entzückt, als die Baronin gefällig auf seine Extase einging. „Kein griechischer Künstler hätte sie idealer träumen können. Und die reine, schöne Seele dabei — nein Baronin, Sie können es nicht denken, was für ein Engel sie ist.“

„Ei lieber Graf,“ sagte Emilie, „das scheint mir doch noch etwas mehr als bloss verwandtschaftliche Begeisterung. Wir Frauen haben einen feinen Divinationsgeist für die Geheimnisse des Herzens und Graf Walther wird es nicht für indiskret halten, wenn ich, seine Bewunderung teilend, frage, ob ich mich irre?“

Sie wendete sich zu ihm mit dem Lächeln, das ihr stets alle Herzen gewann, und Walthers Herz, voll zum Überfliessen und hingerissen von ihrer teilnahmvollen Anmut, flüsterte ihr zu: „Ach nein, gnädige Frau, Sie irren sich

nicht, ich kann es ja auch nicht verbergen, dass sie mein Herz erfüllt.“

„Und Sie haben sicher allen Anspruch und alle Hoffnung, glücklich zu sein?“ fragte Emilie, auch flüsternd und in teilnehmender Vertraulichkeit.

„Nun, man hofft ja bis zum letzten Augenblick, wo es sich um das Glück des ganzen Lebens handelt, aber“ —

„Aber?“ wiederholte Emilie und fragte hastig, „Es wird sich doch nicht eine andere Neigung entgegenstellen?“

„Ja, das ist es eben,“ sagte Walther leise. „Sie sind so gütig, gnädige Frau, Sie werden nicht verraten, was ich sage: Bianka hat eine geheime Neigung, die sie mir gestanden hat und die sie bis jetzt hindert, meine Liebe zu erwidern.“

„Und Sie kennen den Gegenstand? Ist es eine neu entstandene Neigung?“ fragte Emilie, die kaum ihre Bewegung verbergen konnte.

„Nein, ich kenne den Gegenstand nicht; aber es muss jemand in der Heimat und es muss ein Hindernis dabei sein, denn sie behandelt es ganz als Geheimnis, sogar vor ihrem Vater.“

Emilie atmete auf und sagte: „Glauben Sie, dass es etwas Unüberwindliches ist?“

„Ach, Sie wissen, Baronin, ein Verliebter schmeichelt sich immer mit dem Gedanken, dass seine Neigung den Sieg davontragen müsse; aber meine Kusine ist, trotz ihres

sanften Wesens, eine energische Natur und wohl fähig, allen Schwierigkeiten zu trotzen, wenn ihr Herz an etwas hängt."

„Nehmen Sie mich zur Bundesgenossin an, lieber Graf," versetzte Emilie und sah ihn mit ihrem süssesten Lächeln an. „Sie wissen, wir Frauen tun nichts lieber als einem Liebenden beizustehen, um ein sprödes Herz zu erobern. Ich werde mich um die Freundschaft Ihrer reizenden Kusine bemühen; dann kommen unter Frauen alsbald die Herzensgeheimnisse zur Sprache und wo wir Vertraute sind, da werden wir bald Mitwirkende und Helferinnen. Rechnen Sie auf mich, mein wärmstes Interesse ist auf Ihrer Seite. Vielleicht ist das andere auch nur eine Fabel, die junge Mädchen oft erfinden, um das Herz des Bewerbers zu prüfen."

„Sie sind entzückend, Baronin, wie soll ich Ihnen danken?" sagte Walther voll Feuer, „aber nicht wahr, Sie verraten nicht, dass ich Ihnen das Herzensgeheimnis Biankas endeckt habe?"

„Seien Sie ruhig, lieber Graf, ich bin in der diplomatischen Karrière und weiss zu schweigen," erwiderte die Baronin scherzend. Walther war entzückt von ihr, sie plauderten noch eine Weile fort, während auf der anderen Seite des Salons Marcel mit Bianka und dem Grafen ein eifriges Gespräch geführt und nicht auf sie geachtet hatte. Philipp allein war stumm, scheinbar mit Besichtigung der Kupferstiche, aber in Wahrheit mit den Gedanken, die in ihm durch einander wogten, beschäftigt. Endlich brach

die Baronin auf, wandte sich mit grosser Herzlichkeit an Bianka und verlangte die bestimmte Zusicherung ihres Erscheinens am folgenden Abend, die auch gegeben wurde. Dann sagte sie zu Philipp: „Sie kommen mit uns, lieber Freund, wir fahren Sie nach Haus," dabei ergriff sie seinen Arm, so dass er genötigt war, sich auch zu empfehlen und sie zum Wagen zu geleiten. Auf dem Heimweg ergoss sie sich im Lobe Walthers und Biankas und sagte, sie hoffe dies liebenswürdige junge Paar noch als Verlobte zu begrüssen, ehe sie Athen verliessen.

Als Philipp sich allein fand auf seinem Zimmer und sich Rechenschaft über das am Tag Erlebte und Gedachte gab, fühlte er sich beruhigter über die Baronin, sie schien ihm wieder heiter und unbefangen. Was Bianka anbetraf, so hatte er keinen Grund zu vermuten, dass seine Gegenwart ihren Frieden trüben könne. Zwar hatten ihre schönen reinen Augen oft mit einem tiefen, unbeschreiblichen Blick auf ihm geruht, wenn er zufällig die seinen zu ihr aufschlug, und es war ihm dann immer gewesen, als grüsste ihn ihre Seele wie einen Freund. Aber das konnte auch nur das Interesse an dem Gespräch und allgemeines Wohlwollen gewesen sein; und dann — er wusste ja, dass ihr Herz nicht frei war, dass sie darum schon ein sicheres Glück mit Walther ausgeschlagen hatte, wenn er sich gleich auch sagte, dass Walther, trotz vieler schöner Eigenschaften, nicht ganz auf ihrer Höhe stehe. Was ihn aber mit Schmerz

und Unruhe erfüllte, das war der Blick in sein eignes Herz; da er sah, wie unwiderstehlich eine neue lebensfrische Gestalt die Stelle eines nie vergessnen, schmerzlich teuren Bildes einnahm; da er fühlte, wie jene geheimnisvolle Gewalt, die ein Herz zum andern zieht, bereits in voller Stärke in ihm waltete und ihm das Glück in einer Richtung zeigte, die er für sich als verschlossen betrachten musste.

„So soll denn abermals die Ruhe der Weisheit und die Sammlung zur ethischen Tat nur durch Entsagen und Entbehren erkauft werden?“ sagte er zu sich selbst. „Ist die höchste Aufgabe, die Idealisierung der Individualität, nur möglich, wenn wir auch die Liebe jedes persönlichen Wunsches entkleiden und sie zu ihrer höchsten geistigen Potenz, zur Charitas, erheben? Willst du das von mir, ewiges Fatum? Nun so sei es! So werde ich auch diesen Kampf bestehen.“ Er nahm sich alsbald vor, nur die Ankunft seines Vaters abzuwarten, um mit dessen Einverständnis Athen zu verlassen und an die Ausführung seiner Pläne zu gehn.

Er war auch vollkommen ehrlich in seiner Selbstbetrachtung, rein und fest in seinem Entschluss. Aber wie es selbst dem edelsten Menschen zu gehen pflegt, dass noch jeder kleine Aufschub vor dem schweren zu bringenden Opfer von der unschuldigen Sophistik des Herzens benutzt wird, um das Gaukelspiel lieblicher Hoffnungen wieder zu beginnen, so war es auch ihm wie eine Art Erleichterung, als

die Post des Tages ihm noch keinen Brief von seinem Vater brachte. „Ich kann sie also doch noch einige Male sehen," flüsterte sein Herz ganz leise, „und es ist ja nun auch ohne Gefahr, denn ich weiss, dass sie nicht mein sein kann und dass ich den Mut haben werden, von ihr zu scheiden," setzte der Verstand begütigend hinzu und beide hiessen die Vernunft schweigen.

XXXV.

Am Abend versammelte sich alles, was Athen vornehmes, reiches, elegantes aufzuweisen hatte, im Hause Marcels. Philipp hatte sich entschuldigen wollen, da er weder die Gewohnheit hatte, solchen Gesellschaften beizuwohnen, noch auch sie sich jetzt aneignen mochte, aber Emilie hatte keinen Grund gelten lassen und ihm befohlen zu kommen, und da er sie nicht erzürnen wollte, hatte er, wiewohl mit Widerstreben, eingewilligt. Er war der erste der Gäste, der sich einfand, auch auf Emiliens Wunsch. Er traf sie noch allein in den glänzend erleuchteten, mit herrlichen Gewächsen verzierten, von Wohlgerüchen durchzognen Gemächern. Sie hatte eine Pariser Toilette an, die ihr reizend stand, und Philipp konnte nicht umhin, sie äusserst anmutig zu finden, aber es befremdete ihn, als er, neben ihr auf einem Divan Platz nehmend, zum ersten-

mal sah, wie sehr die moderne Art der Frauen, sich bei Festen zu kleiden, seinem Sinn von Sittsamkeit widersprach. Er hatte bisher Emilien nur mit achtungsvoller Ergebenheit betrachtet. Es schmerzte ihn nun, als er den tiefen Ausschnitt des luftigen Kleides, das den halben Rücken und die Wölbung des Busens freiliess, als er die nackten Arme gewahrte, die nur ein schmales Achselband mit einer Diamantagraffe umschloss, die die Blicke durch ihren Glanz hinzog. Alles was sich da sehen und erraten liess, war untadelhaft schön; die Blicke eines Weltmanns würden mit Wollust darauf geruht haben, aber ihn verstimmte es und er dachte, dass er die Sitte der Orientalinnen vorziehe, die sich für jedes fremden Mannes Auge in Schleier hüllen, wenn es gleich bei ihnen nicht das edle Gefühl reiner Sitte ist, das sie dazu treibt, sondern ein äusseres Gesetz. Emilie schien seine Erregung nicht zu bemerken, sie plauderte freundlich und unbefangen. Aber plötzlich bat sie ihn, das Schloss an dem Perlenhalsband, das sie um den Hals trug, zu öffnen; es sei ihr unbequem, sie wolle etwas daran ändern, aber das Schloss öffne sich schwer, sie könne es nicht selbst. Philipp, etwas betroffen, begab sich gleichwohl an die Aufgabe. Er konnte es nicht vermeiden, dabei die Hände auf dem zarten weissen Hals ruhen zu lassen und die lebhafte Bewegung zu fühlen, die den kaum verhüllten Busen schneller hob und senkte. Das Schloss öffnete

sich mit einem besonderen Mechanismus, den Emilie ihm nicht sogleich verriet. Um besser zu sehen und so das gefährliche Geschäft schneller zu beenden, musste er den Kopf beugen und dem schönen Körper nahe bringen, von dem ein feiner Duft ausströmte und seine Sinne umfing; der lächelnde Mund der Baronin war ihm so nahe, dass es nur einer kleinen Bewegung bedurft hätte, um den seinen darauf zu drücken. Eine Sekunde lang zuckte das Verlangen durch ihn hin; er blickte auf und begegnete Emiliens Blicken, die sich schmachtend in die seinen senkten. Mit gewaltigem Entschluss sprang er vom Sofa auf, liess das Schloss fahren und sagte fast heftig:

„Ich kann es nicht öffnen; warum tragen Sie ein so festes Schloss und eine solche unfeste Kleidung? Eine Gattin, eine Mutter sollte nicht so gekleidet gehn."

Eine peinliche Pause folgte. Er hatte sich abgewendet und sah in den Garten hinaus, der mit bunten Lampen feenhaft erleuchtet war. Emilie, verwirrt und beschämt, konnte so schnell kein Wort der Erwiderung finden. Zum Glück für beide öffneten sich jetzt die Türen und die Gäste fingen an den Saal zu füllen. Marcel kam und teilte mit seiner Frau die Pflicht des Empfangens. Philipp zog sich unbemerkt auf die Terrasse zurück, deren Türen offen standen, da es ein herrlicher Herbstabend war. Er war unzufrieden mit sich; die heftige Äusserung, die er getan, schmerzte ihn. Was konnte die

liebenswürdige, in der europäischen vornehmen Gesellschaft erzogene, durch ihre Stellung an bestimmte Formen und Regeln gebundene Frau dafür, wenn sie der Mode huldigen musste, die sie zu solcher Kleidung zwang, die ihr eine Art der Annäherung erlaubte, die seinen Begriffen von Frauenwürde und Sittsamkeit widersprach? Nein, nur die Gesellschaft mit ihrer verkehrten Moral und Sitte war hier schuldig, nicht das Individuum, das darin lebt und nichts anderes kennt. Deshalb wollte er ja auch nicht in dieser Gesellschaft leben, sondern sich die Stätte einer edleren Kultur gründen, und mehr als je wollte er es jetzt. Aber die arme Emilie, die ihm wohl wollte, sie hätte er nicht so kränken dürfen; es war hart, unedel von ihm gewesen und er musste es bald gut machen. Von Zeit zu Zeit wandte sich sein Blick, während dieser Gedanken, zu dem Saal zurück, dessen erleuchtetes Innere er durch die Glastüre ganz übersehn konnte und der bereits mit einer glänzenden Menge gefüllt war. Plötzlich durchzuckte es ihn allmächtig, denn eben trat Bianka am Arm ihres Vaters und von Walther gefolgt wie eine Lichterscheinung in den Saal. Der völlig weisse Anzug war vornehm einfach, das blonde Haar hatte keinen andern Schmuck als seine eigne goldig schimmernde Fülle; aber dennoch überstrahlte sie alle die reich gekleideten, mit Blumen und Juwelen geschmückten Frauen und Mädchen, die da versammelt waren, und alle Blicke, besonders die bewundernden

der Männerwelt, richteten sich auf sie. Philipp sah mit tiefer Befriedigung, wie züchtig und edel der Schnitt ihres Kleides war, durchaus nicht dem Gebot der Mode folgend, sondern einem ästhetischen Sinn, der, weil er selbst sittsam und rein ist, auch im äusseren so zu erscheinen das Bedürfnis hat.

„Ja, sie ist anders als die anderen," dachte er; „sie wäre sicher eines heroischen Lebens fähig; mit einem solchen Weib vereint, könnte die strenge Pflicht des Lebens zum heiligsten Entzücken werden. Aber warum muss ich dies höchste Glück noch einmal ahnen, wenn es doch nicht mein sein kann? Und kann es nicht sein? Wäre es wirklich so unrecht von mir, danach zu streben? Sie liebt doch Walther nicht und sie liebt mich als Dichter! Aber freilich, wie oft bewundern die Menschen in der Poesie, was ihnen in der Wirklichkeit abstossend sein würde. Im Gewand der Phantasie scheinen ihnen die kühnsten Ideale schön und lockend, wollte man aber von ihnen den sittlichen Ernst verlangen, dieselben im Leben zu verwirklichen, so würden sie über uns als unpraktische Toren lachen oder uns mit dem Bescheid abweisen, dass die Poesie nur ein liebliches, rührendes, erhebendes Spiel der Phantasie sei, aber mit dem wirklichen Leben nichts zu tun habe."

Noch waren seine Selbstgespräche nicht zu Ende, da traten mehrere der Gäste hinaus auf die Terrasse und zerstreuten sich in Gruppen

in dem Garten. Unter den Hinaustretenden erschien auch der Graf mit Bianka am Arm. Er bemerkte Philipp und begrüsste ihn mit Herzlichkeit und auch Bianka reichte ihm freundlich die Hand. Nach einigen gleichgültigen Bemerkungen über das geschmackvolle Lokal, den schönen Abend, den heiteren Eindruck des erleuchteten Gartens, sagte der alte Graf zu seiner Tochter: „Mein Kind, du wolltest gern etwas in dem schönen Garten umhergehen, ich vertraue dich unserm neuen Freund hier an, er wird dir den Arm geben. Der Baron hat versprochen mir einige sehr merkwürdige Inschriften zu zeigen, die er in seiner Sammlung hat, und ich bin äusserst begierig, sie zu sehen. Nachher finden wir uns im Saale wieder."

Philipp verbeugte sich stumm und bot Bianka den Arm. Diese sagte lächelnd zu ihrem Vater, während sie ihren Arm in den Philipps legte: „Ach liebster Papa, wenn du einmal bei deinen Inschriften sitzest, dann sehen wir uns lange nicht wieder; die Liebe ist grösser bei dir, als selbst die zu deiner Tochter. Ich werde noch eifersüchtig auf die Inschriften."

Der Graf lachte gutmütig, küsste seiner Tochter Stirn und sagte: „Nun, nun, stell mich mal auf die Probe, da wird doch wohl die Tochter den Sieg davontragen. Übrigens lass ich dich ja in der besten Gesellschaft, und während ich tote Inschriften entziffre, kannst du dich über das Land deiner Sehnsucht, über

Indien, unterrichten lassen, das unser Freund hier kürzlich besucht hat.“ Dabei schüttelte er herzlich Philipps Hand und kehrte in das Haus zurück.

„Der gute Vater,“ sagte Bianka ihm lächelnd nachblickend, „Sie können nicht denken, wie gut er ist. Da ich das Unglück hatte, meine Mutter zu verlieren, als ich noch ein kleines Kind war, so hat er meine Erziehung ganz geleitet und mich früh seinen Lieblingsstudien zugesellt, von denen ich mich aber freilich mehr dem poetischen Teil zugewendet habe, als dem archäologischen, den Papa bevorzugt. Doch wollen Sie so gütig sein, zu tun, was er sagt und mir von Indien, von diesem Land meiner Sehnsucht erzählen, um das meine Phantasie einen Traum von Wundern gesponnen hat? Waren Sie lange dort?“

Sie waren während dieser Worte langsam über die Terrasse hinunter in den Garten geschritten. Philipp hatte Zeit gehabt, sich zu fassen und äusserlich ruhig und ernst zu scheinen, wenn auch sein Herz von diesem unerwarteten Zusammensein heftig pochte und eine schmerzliche Wonne sein ganzes Sein durchdrang. „Ja, ich war mehrere Jahre dort,“ erwiderte er, „und ich konnte mich nur schwer von da losreissen. Ich ging hin, um den Anfängen unserer ganzen historischen Entwicklung nachzuspüren und zu sehen, ob nicht in Urzeiten weisere, dem Ursprung der Dinge näher stehende Völker anders gedacht und ge-

handelt hätten, als wir, um edler und schöner zu leben.“

„Und was fanden Sie?“ fragte Bianka.

„Ich fand meine Ahnung bestätigt. Jenes edle Volk im Osten stand einem human-idealen Zustand näher, als wir mit all unserer gerühmten Zivilisation.“

„Erscheinen Ihnen die indischen Religionsbegriffe höher, als die christlichen?“ fragte sie weiter.

„Nein und ja; das Evangelium in seiner Reinheit enthält gewiss die höchsten ethischen Begriffe, zu denen sich die Menschheit erheben kann, aber es hat eben nirgends und zu keiner Zeit das Leben der Völker so durchdrungen und beherrscht, wie dies in Indien zur Zeit der Veden mit den religiösen Anschauungen der Fall war. Besonders wie es als historisch entwickelte, kirchlich konstituierte Religion auftrat, da war es schon weit von seinem Ursprung entfernt. Diese zog das Göttliche nicht in das Bereich des ganzen Lebens, schied Natur und Geist, und um Gott zu finden, musste man die Welt fliehen und den Schöpfer in seiner Schöpfung leugnen. Die Inder hingegen standen mit dem Göttlichen in den innigsten Wechselbeziehungen; die Natur bevölkerte sich ihnen mit geistigem wesenvollen Inhalt; die Sänger der Veden sahen in der Morgenröte den geheimnisvollen Mutterschoss, dem der göttliche Wohltäter des universellen Daseins, der Sonnengott, in all seinen verschiedenen Erscheinungs-

formen entstieg, in dem an jedem Morgen das Leben und die Zeit neu entstanden, in den sich die Sterblichen zurücksehnten, um mit dem Göttlichen vereint zu sein. Ein Dichter der Veden sagt: ‚Wer wird uns der grossen Aditi — das war die Morgenröte —, von der wir gekommen sind, zurückgeben, damit ich Vater und Mutter sehn möge'. In den unschuldigen, unblutigen Opferfeiern empfanden jene sanften, tiefen Denker in kindlicher Ehrfurcht die Gegenwart des Idealen, und das glorreiche Jenseits der Wiedervereinigung mit dem Göttlichen warf seinen Lichtglanz schon über ihr Leben. An diesem Leben hatten Pflanzen und Tiere den innigsten Anteil."

„Welch eine schöne, heilige, unschuldige Welt muss das gewesen sein," rief Bianka, „ach, warum kann es nie wieder so werden!"

„Es könnte wohl," sagte Philipp zögernd.

„Ah, wie meinen Sie das?" versetzte Bianka feurig. „Da ist ein schönes Plätzchen, setzen wir uns dahin und sagen Sie mir darüber Ihre Gedanken."

Sie standen eben vor einem Gartensitz, zwischen zwei schönen Ulmen, die durch Gewinde blühender Rosen, von einem Stamm zum andern gezogen und einen duftenden Baldachin über dem Sitz bildend, verbunden wurden. Sie liess seinen Arm los und setzte sich; er liess sich neben ihr nieder. Die Rosengewinde warfen ihren Schatten über den Platz, sodass er weniger hell beleuchtet war, als der übrige

Garten, der sich phantastisch von diesem Dämmerlicht aus ansah. Philipp fühlte sich wie in ein Land der Seligen entrückt und alle Bedenken waren ihm für den Augenblick entschwunden.

„Nun," hub Bianka wieder an, nachdem sie beide einen Augenblick geschwiegen hatten, „wie meinen Sie, dass solch ein Leben wiederkehren könnte?"

Philipp hätte ihr sagen mögen: „Wenn zwei Menschen, wie du und ich, in reiner Liebe nach Vollendung streben." Aber er bezwang sich und sagte mit sanftem Lächeln: „Ist es nicht auch im Leben des Einzelnen so, dass er erst auf weitem Umweg und nach schweren Kämpfen zu der Einsicht in das eigentliche Bedürfen seines Wesens und zu dem Frieden kommt, den das Bewusstsein fester Lebensziele gibt, während doch schon oft dem Kinde ein dunkles Ahnen dessen, was mit ihm werden muss, vorschwebt? Ebenso könnte es mit der Menschheit sein. Im Erwachen ihres phantasievollen Jugendalters lebte sie aus Instinkt naturgemäss, kannte die blutige Nahrung durch den Mord ihrer Mitgeschöpfe nicht; nährte sich von den milden Spenden der freigebigen Natur; feierte in andächtigen Schauern, in kindlich reinen Dankgefühlen die unbekannten höhern Mächte. Wie bei den Individuen, so trübte sich auch bei ihr dieser paradiesische Zustand. Der Mensch wurde Eroberer der Erde und in Folge des materiellen Strebens entwickelten

sich alle bösen Leidenschaften, die zu unseligen Irrwegen führten und den Kindheitstraum unseres Geschlechts zerstörten. Die Menschheit musste lernen zu leiden und nach Erlösung aus den Ketten, in die sie die eigene Schuld geschlagen hatte, zu seufzen. Aber können wir uns nicht denken, dass sie auf weitem Umweg einst wieder zu jenem Zustand höherer Unschuld kommt, der nach der Erlösung durch Leiden und Erkenntnis folgt und der ihr eigentliches Ziel sein muss, wenn das Leben nicht hassenswürdig und nur der Vernichtung wert sein soll? Ja könnte nicht der Einzelne, Freie jetzt schon sein Leben so heilig, so edel unschuldig gestalten, dass er ein Beispiel gäbe, das vielleicht viele nachlocken würde?"

„Ach sagen Sie, wie? Ich träumte auch schon davon," sagte sie mit Innigkeit und beugte sich ein wenig vorwärts, ihm zu, so dass er im Dämmerlicht dennoch den reinen, voll auf ihn gerichteten Blick sah. „Mein geliebter Dichter in seinem Hohenlied spricht auch von so einem Leben des reinen freien Individuums, das, im tiefsten Leiden geprüft, nun, Vollendung anstrebend, sich frei macht von aller falschen Konvenienz der Welt, von allem Gemeinen und Trivialen; das sich, wie Christus, nur an die wendet, die einfältig und reinen Herzens sind und sie durch sein Beispiel mit sich zu seiner Höhe fortzieht."

„Und bleibt er allein, steht ihm die Liebe nicht zur Seite?" fragte Philipp in tiefer Bewegung.

„Ja, er bleibt allein," erwiderte Bianka. „Von seiner ersten Liebe hat ihn ein grausames Verhängnis getrennt und er findet kein zweites Wesen, das den einsamen Pfad mit ihm gehen will, so entsagend und doch so über alle Massen herrlich und gross. Das ist das einzige, was mich traurig macht in dem Gedicht. Ich fürchte, der Dichter denkt zu klein von unserem Geschlecht, weil er den Helden nicht die ihm ebenbürtige Frau finden liess."

„Und hätten Sie den Mut, ein solches heroisches Leben zu führen, die Welt mit ihren Reizen hinzuwerfen, um der Wahrheit eines vollendeten Daseins willen?" fragte er mit bebender Stimme.

„Ich glaube — ja," versetzte sie ernst und feierlich. „Keiner kann mit Bestimmtheit von sich zeugen, ehe die Stunde der Prüfung da ist. Aber ich habe es schon oft ernstlich bedacht. Ich bin nur noch zu sehr gebunden durch die Rücksicht auf meinen geliebten Vater. Er ist der besten Menschen einer, aber er hat noch gewisse Ideen an denen er hartnäckig festhält. So ist seine Ehrfurcht vor allem Herkömmlichen gross. Die Ordnung und Legitimität der gesellschaftlichen und vor allem der Familienbande sind ihm heilig, und ich glaube, es wäre das erstemal, dass er hart gegen mich werden könnte, wenn ich von dem Pfade, den Geburt und Verhältnisse mir vorzeichnen, abweichen oder in eine Familie eintreten wollte, in der nicht alles legitim und klar wäre."

Sie wandte sich ab und es schien Philipp, als seufzte sie leise. Ihm aber war es, wie wenn in einer schönen Harmonie plötzlich eine Saite springt und ein greller Misston alles auseinander reisst. So zerfloss die selige Stimmung, in der er sich befunden hatte und gab einem namenlosen Weh Platz. „Das ist's. Das ist das Hindernis ihrer heimlichen Liebe! Sie liebt jemand, dessen Stellung dem Vater missfallen würde, deshalb wagt sie nicht es ihm zu sagen. Und dieses unübersteigliche, schmerzvolle Hindernis wäre auch für mich da, wenn ihr Herz noch frei gewesen wäre," rief es in ihm. In aufzuckendem Schmerz und ohne zu wissen, was er tat, fuhr er mit der Hand nach der Stirn und bedeckte die Augen. Bianka wendete sich wieder zu ihm und sah es. „Was ist Ihnen?" fragte sie mit sanftem, gütigen Ton, „Sie leiden?"

„Ja," erwiderte er, indem er die Hand von den Augen nahm und sie mit einem so traurigen Blick ansah, dass sie erbebte und zu erraten anfing, was ihn bewege. Sie schlug die Augen nieder und suchte vergebens nach einem Wort; auch er rang umsonst nach Fassung, nach Wiederanknüpfung des Gesprächs. Aber noch ehe eins von beiden das erlösende Wort finden konnte, nahten eilige Schritte und sie sahen die Baronin und Walther rasch den Pfad herunterkommen, der an ihrem Sitz vorüberführte. Als die Nahenden sich vor diesem befanden, gewahrte die Baronin sie und blieb betroffen stehen.

„Ah hier? Ein tête-à-tête im Halbdunkel?“ sagte sie fast spöttisch. „Man verlangt allgemein im Saal nach der Königin der Schönheit; man will den Tanz nicht beginnen, ehe Sie nicht da sind, Gräfin. Ihr liebenswürdiger Vetter verzweifelte beinah, da er Sie zum ersten Tanz begehrt, und nun finde ich, dass mein Schützling Sie sequestriert hat? Nein, nein, das geht nicht, so leid es mir tut, ein angenehmes Zwiegespräch zu stören.“

„Ja, es war in der Tat sehr angenehm,“ sagte Bianka voll Hoheit, „mein Vater hatte diesen Herrn gebeten, mein Führer durch den Garten zu sein, und er hat mir von Indien erzählt, wofür ich ihm innig danke, es hat mich sehr interessiert. Aber Walther, komm, lass uns tanzen, ich will dir mein Wort nicht brechen.“

Sie nahm Walthers Arm und ging rasch mit ihm dem Hause zu. Philipp war aufgestanden und wollte auch gehen, ohne ein Wort an die Baronin zu richten, deren Rede ihn verletzt hatte. Sie aber ergriff seine Hand, hielt ihn fest und sagte, indem sie sich auf die Bank niederliess: „Einen Augenblick, Philipp, setzen Sie sich zu mir. Sie haben mich tief gekränkt vorhin. O wenn Sie wüssten, wie weh mir solch ein Wort aus Ihrem Munde tut! Und wenn ich jetzt bitter war, so war das nur der Schmerz über Ihre Kränkung.“

Philipp war entwaffnet durch diese Worte; sein Unwille verschwand, und das Gefühl, dieser

reizenden Frau, die ihm nur Freundlichkeit und Neigung entgegengebracht hatte, Unrecht getan zu haben, weckte gleich alle grossmütigen Triebe seiner Brust. Er liess sich wieder auf die Bank sinken, nahm und küsste ihre Hand und sagte: „Verzeihung, meine Freundin, ich tat Ihnen Unrecht, weil ich Sie achte, weil ich nur Schönes von Ihnen erfahren möchte."

„O Philipp," flüsterte Emilie, „wenn Sie wüssten — wie gleichgültig mir die Welt da drinnen geworden ist — seit — ich Sie kenne — etwas Höheres ahne — wenn ich Ihnen alles sagen könnte — aber es ist hier nicht der Ort — dort kommen wieder Menschen — ich muss fort zu der verhassten Pflicht, die Wirtin zu machen, während meine Seele hier ist". — Sie war aufgestanden, schnell wie einen Hauch fühlte Philipp ihre Lippen auf seiner Stirn, und noch ehe er sich besinnen konnte, eilte sie dem Hause wieder zu, während von der anderen Seite lustwandelnde Gäste nahten. Philipp war betäubt von dem raschen Wechsel der Empfindungen, von der unseligen Gewissheit, die er nun schliesslich von dem Gefühl Emiliens erlangen musste. Er wollte rasch fort, um sich in der Einsamkeit selbst wieder zu finden. Um aber aus dem Garten zu gelangen, musste er an den Fenstern des Tanzsaals, der sich zu ebener Erde befand, vorüber. Unwillkürlich hielt er seinen Schritt an und sah, wie Bianka eben im Arm eines Tänzers vorüberschwebte; sie tanzte mit demselben edlen Anstand, der

ihre ganze Erscheinung beseelte. Er blieb gefesselt stehen und seine Blicke folgten ihren Bewegungen. Er sah, wie sie fortwährend von einem Kreis von Tänzern umringt war, die um die Gunst eines Tanzes zu werben schienen und die übrigen Damen offenbar vernachlässigten, um ihr zu huldigen. Philipp schalt sich selbst, dass er stehen blieb, und dennoch konnte er sich nicht von ihrem Anblick losreissen, wenn es ihm gleich eine unsägliche Qual verursachte, sie so umlagert und so dem Tanze hingegeben zu sehn.

„Ist sie schliesslich doch auch wie alle, nur schöner, fesselnder?“ fragte er sich selbst mit bitterm Schmerz. „O fliehe, fliehe, eh du schwach wirst, ehe du in den Herzenskonflikten dich selbst und dein edleres Ziel verlierst!“

Und mit einem gewaltigen Entschluss raffte er sich auf und verliess den Garten. Aber viel zu aufgeregt, um sich schon zur Ruhe zu begeben, ging er, menschenleere, stille Strassen suchend, durch die Nacht, um seine Klarheit des Denkens wieder zu gewinnen. Eins erschien ihm notwendig: dass er fort müsse. Über das wie und wohin konnte er sich noch nicht entscheiden. Er beschloss nur die Post des folgenden Morgens abzuwarten. Wenn ihm des Vaters Ankunft in wenigen Tagen verkündet würde, dann wollte er ihn erwarten, sich nur möglichst von allem Verkehr zurückziehn und Ausflüge in die Umgegend vorschützen. Bliebe der Vater noch länger aus,

so wollte er ihn brieflich benachrichtigen, wohin er ihm nachkommen sollte.

XXXVI.

Die Nacht war schon weit vorgerückt, als er in seine Wohnung zurückkam. Er fand seinen alten Diener auf einem Stuhle sitzend eingeschlafen. Philipp weckte ihn mit freundlichem Vorwurf, dass er nicht zu Bett gegangen sei. Der Alte sagte, er habe ihn erwarten wollen, weil er eine Botschaft an ihn hätte. Etwas nach Mitternacht sei eine Jungfer dagewesen, die ein Billet gebracht habe mit der Bitte, es dem Herrn gleich zu geben, sobald er nach Hause komme. Befremdet und von einer seltsamen Ahnung ergriffen, nahm Philipp das Billet und entfaltete es. Es war hastig mit Bleistift geschrieben und enthielt die Worte, dass eine Person, die ein unendliches Vertrauen zu ihm fühle und deren Lebensglück davon abhinge, ihm noch in dieser Nacht eine Mitteilung machen müsse. Dass er deshalb alle Diener zur Ruhe schicken, den Eingang zur Wohnung aber offen lassen solle, weil die Person, die sich seiner Ehre anvertraue, nur im grössten Geheimnis kommen könne.

Verwirrt und mit hochklopfendem Herzen hatte er die Zeilen, die ohne Unterschrift waren, gelesen. Es konnte nur eine sein, die sie geschrieben hatte, so sagte sein Herz. Es musste

Bianka sein, die ihm ihr Herzensgeheimnis anvertrauen, ihn vielleicht um Rat und Hilfe bitten wollte. Nie hätte er von ihr einen solchen Schritt erwartet, aber wie wichtige Motive konnte sie nicht haben! Vielleicht drängte Walther auf eine Entscheidung oder stand sonst ihre Liebe in Gefahr. Wie schmerzlich ihm auch der Gedanke war, dass sie ihn gewählt habe, um der Verteidiger dieser Liebe zu sein, so war er doch entschlossen, ihr beizustehen und sie, die sich seiner Ehre anvertraute, hochherzig und entsagend zu empfangen. Er sandte seinen Diener sofort zur Ruhe und eilte dann selbst, die Haustür wieder zu entriegeln. Dann löschte er das Licht in seinem Zimmer, damit kein zufällig noch Vorübergehender ahnen könne, dass man hier wache, öffnete das Fenster und blieb hier beobachtend stehen, um die verheissene Person zu erwarten. Dass man ihm eine Falle gestellt haben könne, um ihn zu berauben oder gar zu morden, fiel ihm gar nicht ein. Er hatte übrigens auch Waffen aller Art bereit, die er teils schon mit auf die Reise genommen, teils aus dem Orient mitgebracht hatte und die er trefflich zu gebrauchen wusste. Aber wer sollte ihm auch etwas anhaben wollen? Nein, je mehr er dachte, je gewisser wurde es ihm, dass es nur Bianka sein könne, und so schön und edel schwebte ihr Bild ihm vor, dass auch dieser ungewöhnliche Schritt seine Rechtfertigung haben würde. Immer ungestümer klopfte sein Herz. Zuweilen schlug

eine Flamme in ihm empor, die ihn seiner Sinne berauben zu wollen schien. Bianka hier — bei ihm — zu dieser Stunde! Aber sie sollte ihn ihres Vertrauens würdig finden, sagte er zu sich selbst und suchte seine stürmende Brust zu beruhigen. Da glaubte er plötzlich eine dunkle Gestalt zu unterscheiden, die dicht an den Häusern eilig herankam. Nein, er täuschte sich nicht und eilte an die Haustür, sie zu empfangen.

Eine Frauenhand streckte sich ihm aus dem Mantel, der die ganze Gestalt verhüllte, entgegen. Er ergriff sie und geleitete die Verhüllte über den dunkeln Hausflur in das Zimmer, das auch noch dunkel war. Philipp führte sie an den Divan und liess sie niedersitzen. „Hier sind Sie sicher," sagte er sanft, „ich gelobe es, dass ich für Sie jedes Opfer bringen werde, das ich bringen darf. Was hat Sie zu diesem schweren Schritt gebracht? Vertrauen Sie mir ganz wie Ihrem besten Freund."

Ein leises Schluchzen war die Antwort; plötzlich aber schlangen sich zwei Arme um seinen Hals und ein Kuss brannte auf seinen Lippen. Das hatte er nicht erwartet; war es möglich, dass Bianka ihn liebte, dass sie sein Gefühl erraten hatte, dass sie es teilte? Dann begriff er freilich ihren Schritt umso weniger, und fast fühlte er ein schmerzliches Bedauern, denn das Bild der hoheitsvollen Jungfrau schien ihm dadurch getrübt. Aber alles das flog nur mit Blitzesschnelle durch seinen Kopf, während

sein Herz mit Ungestüm pochte und eine Flamme in ihm aufloderte, die ihn hinreissen wollte, die zärtlichen Liebkosungen, die er empfing, zu erwidern. Da war es ihm plötzlich, als sähe er in leuchtenden Zeichen den Spruch vor sich, den er selbst in seiner „Phädra“ dem Helden im Augenblick der höchsten Versuchung zu Hilfe hatte kommen lassen:

„Und meine Antwort ist die Antwort Christi:
Weiche von mir, Versucher!“

Es war alles nur ein Moment und zog in weniger Zeit, als es sich sagen lässt, durch seinen Sinn; aber dieser Moment war eine Ewigkeit des Erlebens, einer von den Augenblicken, in denen die Zeit aufgehoben ist und die Seele an jene Sphären zu streifen scheint, wo die ewigen Ideen, wo die Tugend, wo die Liebe, von denen hier nur ein getrübter Abglanz selbst in den grössesten Menschen erscheint, in himmlischer Klarheit weilen müssen. Er löste sanft die umschlingenden Arme von seinem Hals und sagte mit tief bewegter Stimme: „Meine Freundin, wir brauchen Klarheit in dieser rätselhaften Stunde; wir brauchen Ruhe und Fassung; denn Sie wären nicht hier, wenn nicht eine schwere Entscheidung bevorstände. Lassen Sie uns wie edel besonnene Menschen handeln und in reinem Vertrauen alles erwägen.“

Er schloss das Fenster und verhüllte es mit den dichten Vorhängen, dass kein Strahl

von Licht nach aussen dringen konnte, dann zündete er Licht an und wandte sich dem Divan zu. Da sah er die Verhüllte, das Gesicht in die Sophakissen vergraben, liegen; die Kapuze des Mantels war vom Kopfe heruntergefallen und liess den blonden Haarschmuck frei, der, zum Teil aufgelöst, über Rücken und Schulter hing. Ein leises Zucken des Körpers liess ihn erraten, dass sie noch immer weine. Er stand unschlüssig, was er tun solle, in qualvoller Aufregung; dann trat er zu ihr, ergriff ihre Hand und zog sie sanft empor, indem er sagte: „Mut, meine Freundin, Fassung!“

Sie wendete ihr von Tränen überströmtes Antlitz ihm zu und — „Emilie!“ rief er entsetzt, liess die Hand, die er hielt, fahren und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, denn er fühlte den Boden unter seinen Füssen wanken und sah in einen Abgrund von Verwirrung, Schmerz und Reue.

„Ja, Emilie,“ sagte sie, indem sie ihre Tränen zu trocknen versuchte, „Emilie, die dich liebt, mehr als Mann, Kinder, Reichtum, Glanz und — Ehre, ja auch mehr als diese, die ich geopfert habe mit diesem Schritt. Höre mich, Philipp,“ fuhr sie fort, als sie sah, dass er sich abwandte, mit dem Zeichen des heftigsten Seelenkampfes im Angesicht, „o höre mich ganz an, ehe du mich verurteilst, mein Schicksal liegt in deiner Hand! Du kannst mich elend oder selig machen; entscheide, aber höre mich erst.“

Sie griff nach seiner Hand, er wollte sie ihr entziehen, aber sie hielt sie fest, küsste sie demütig und zog den halb Widerstrebenden, halb von den verschiedensten Empfindungen Überwältigten zu sich nieder.

„Reden Sie," sagte er dumpf und ohne sie anzusehn, „wie konnten Sie dies tun?"

„O Philipp, du weisst es nicht, was eine Ehe ist, wie wir sie schliessen in unsrer Gesellschaft! Ich war ein Kind, als mein Grossvater mir den Baron als meinen künftigen Gatten zuführte. Ich heiratete ohne zu wissen, was ich tat. Marcel behandelte mich mit alledem, was in unsrer Welt Liebe heisst. Ich war eine anmutige, verwöhnte, liebenswürdige Puppe, die seinem Haus mit Grazie vorstand; die ihm durch ihren Reichtum und ihre Anmut Karrière machen half; der man jeden Wunsch erfüllte; der man schmeichelte als einem Wunder von Reiz und Bildung; die nur deshalb ehrlicher war als andere Frauen, weil sie ihren Mann zu lieben wähnte, und viel zu sehr im Besitz jedes Erdenglücks war, um sich durch ein heimliches Verhältnis in Verwirrung und Unruhe zu stürzen. Dann wurde ich Mutter, ohne zu wissen, welche Pflichten mir dadurch erwuchsen. Meine Kinder waren mir reizende Puppen, wie ich es meinem Mann war. Die Welt pries mich glücklich und ich hielt mich selbst dafür. Da kamst du! — Nicht nur, dass deine unnennbare Jugendschönheit mein Herz bestrickte, sondern an deinem Ernst, an deinem hohen Streben, an deiner

Poesie und edlen Manneswürde ging mir zuerst die Ahnung auf, was das Leben und die Ehe sein könnten an der Seite eines Mannes wie du. Die paar Wochen, wo du täglich bei mir warst; wo du dein geistiges Leben mir erschlossest; wo wir allein, in trauter Nähe, die Schönheiten Griechenlands sahen, die ich nun erst ganz würdigte; wo ich, ohne dass du es ahntest und deine Unbefangenheit deshalb verlorst, mich in der Wonne deines Anblicks und deiner Nähe wie in einem neuen seligen Leben wiegte — o Philipp, wie fühlte ich da, dass all mein vergangenes Leben eine leere Öde gewesen war! Mein Mann, meine Kinder wurden mir gleichgültig; deine Liebe wurde mein Lebensziel. Schon lange reifte der Entschluss in mir, dir anzugehören, dir mein Leben zu weihen. Noch hielt mich die Rücksicht auf Marcel, auf die Kleinen zurück, auch der Zweifel, ob du mich liebtest — aber — ich will es gestehen — die Eifersucht trieb mich zur Tat. Als ich dich heute Abend mit der Deutschen im Garten fand, da fühlte ich, ich müsse rasch handeln, du könntest mir entrissen werden durch eine Andere. Zwar weiss ich, dass sie eine heimliche Liebe hat, die sie nicht zu gestehen wagt, aber — wer könnte nicht alles andere über dir vergessen? Ich entschlüpfte rasch der Gesellschaft, schrieb jene flüchtigen Worte und liess sie durch meine vertraute Dienerin besorgen. Als alles im Haus still geworden war und in tiefem Schlafe lag, nahm ich den

Schlüssel zu einer Hintertür des Gartens und verliess das Haus so leise, dass kein Schläfer dadurch geweckt ist. Ich habe meine Schiffe hinter mir verbrannt; ich war nicht mehr an den Betten meiner Kinder, es hätte mich vielleicht übermannt und schwankend gemacht. Sie sind gut versorgt mit braven Gouvernanten und sind ja doch nur bestimmt, Puppen zu werden, wie ich es war. Meine Flucht kann lange unbemerkt bleiben, denn nach einem Fest darf niemand in mein Schlafzimmer, bis ich läute. Auch geht Marcel mit dem frühesten, wenn er mich noch schlafend wähnt, zu einer Jagdpartie und kehrt erst morgen abend heim. Ich habe in meinem Schlafzimmer einen Brief an ihn zurückgelassen, der ihm alles sagt. In erster Morgenfrühe fährt ein Schiff aus dem Hafen nach Italien — Philipp, lass mich mit dir fliehen! Wohin du willst — in Wüsten — mit dir ist Seligkeit — lass mich dein sein und vergessen, dass ich es je nicht war, nimm mich hin — deine Sklavin — dein Weib"

Sie hielt inne, voll Angst seiner Antwort harrend. Er hatte aufs neue sein Gesicht in den Händen vergraben, hatte sich von ihr abgewendet und kämpfte in furchtbarer Seelenqual mit sich selbst. Da sank sie ihm zu Füssen, umfasste seine Knie und bat mit beinahe erstickter Stimme: „Philipp, Philipp, nur ein Wort, wenn ich nicht hier sterben soll!"

Er liess die Hände sinken und wendete sich zu ihr mit finsterem Angesicht. Aber der

Zorn schmolz vor dem Erbarmen, als er sie erblickte. Sie sah rührender und reizender aus, als er sie je gesehen; ihre Kinderaugen blickten mit einem Gemisch von sehnender Liebe und tödlicher Angst zu ihm auf; Tränen hingen an den langen Wimpern und flossen langsam über die bleichen Wangen; das goldene, aufgelöste Haar umrahmte das liebliche Gesicht — und dann — es war doch aus Liebe zu ihm, dass sie alles hingeworfen hatte, dass sie in so tiefer Erniedrigung hier vor ihm lag. Durfte er hart und grausam sein gegen das, was die Liebe verbrach? Einen Augenblick lang berückte der Gedanke seine Sinne, dieses reizende Weib, das in Verlangen aufgelöst, nur sein zu sein begehrte, an sein Herz zu nehmen, mit ihr zu entfliehen und fern von der konventionellen Welt das Leben, das er erstrebte, zu führen. Aber sogleich trat eine höhere Mahnung gebietend vor seine Seele. Nimmer konnte er sein Ziel erreichen, sein Leben zu einem Vorbild reiner Tugend zu machen, wenn es auf diesem Grunde sich aufbaute. Die Verblendung der Leidenschaft anzunehmen, die Gattin dem Gatten, die Mutter den Kindern zu entziehen, das heitre Vertrauen Marcels zu täuschen und dann — sich eine Lebensgefährtin zu wählen, zu der ihn nicht die Liebe, sondern die Überraschung der Sinne führte und die er nicht mehr in höchster Weise achten, sondern nur bemitleiden konnte? Nein, nein; er musste abermals den Versucher von sich

weisen und sich in würdiger Weise fassen, um nicht nur sich selbst, sondern auch sie vor dem tiefen Fall zu retten und sie, wenn noch möglich, vor Schande und Schmach zu behüten.

Mehrere Augenblicke lang hatte er dies alles in sich durchlebt und hatte, wie abwesend, vor sich hingeschaut. Emilie, noch vor ihm knieend und seine Knie umfassend, folgte mit angstvoller Spannung jeder Veränderung des Ausdrucks auf seinem Gesicht, und als allmählich seine Züge beruhigter wurden und endlich sein Auge mild auf sie niedersah, da stiess sie einen kurzen Freudenschrei aus und ihr Haupt sank an seine Brust.

„Nein," sagte er ernst aber sanft, „stehen Sie auf, diese Stellung ist Ihrer nicht würdig." Er zog sie in die Höhe und liess sie auf dem Divan nieder. „Nun hören Sie mich, Emilie, mit Ruhe, mit Fassung, mit dem Gefühl, dass es Ihr bester Freund ist, der zu Ihnen redet!"

Sie schlug die Augen nieder, sie fühlte, dass anderes ihrer wartete, als ihrer Wünsche Erfüllung; schweigend harrte sie seiner Worte.

„Dass ich es war, der Ihren Frieden trüben musste," hub er an, „wird mir ein ewiger Schmerz bleiben. Ich glaube nicht, dass ich wissentlich schuldig bin; ich war zu ahnungslos, hielt Sie für so sicher glücklich, dass ich mich dem Reiz unseres Verkehrs vertrauensvoll hingab. Als ich anfing zu ahnen, ich könne Ihnen mehr geworden sein als ein lieber Bekannter, da hätte ich vielleicht schneller gehn

sollen, und wenn ich da Unrecht tat, so büsse ich es schwer in der Qual dieser Stunde. Aber ich war dessen bis zu diesem Abend nicht gewiss und als ich es mir heute nicht mehr verhehlen konnte, war mein Entschluss auch schon gereift; ich wollte in den nächsten Tagen fort."

„Ich wäre dir gefolgt," sagte sie leise.

„Ich bin zu unbekannt mit dem Leben der höheren Kreise in Europa," fuhr Philipp fort, „ich wusste nicht, dass es Frauen so leicht wird, die Familie zu verlassen, wenn die Neigung zu einem andern Mann ihr Herz erfasst".

„Leicht?" unterbrach ihn Emilie und griff nach dem Herzen. „O Philipp, hier blutet es" —

„Ja, das war vielleicht zu hart ausgedrückt; aber dass es überhaupt möglich ist. Sie aber — Sie durften nicht so handeln. O meine Freundin, täuschen Sie sich nicht über sich selbst, seien Sie wahrhaftig! Wenn Ihnen plötzlich aus dem heitern, aber unbewussten Dasein die Blüte einer ernsteren Erkenntnis aufging; wenn Sie sahen, dass Ihre Ehe noch nicht der edle Bund zweier, nach einem hohen Ziel strebender und ihn dadurch heiligender Wesen war; wenn Sie erkannten, dass Ihre Kinder Ihnen nicht zwei anvertraute Heiligtümer waren, deren Seelen Sie zu Tempeln des Göttlichen zu machen hätten; wenn Ihnen dies alles durch mich klar wurde, dann war ich nur das Instrument, dessen sich das Schicksal bedient, wenn es die Menschen zu ihrer eigentlichen

höheren Entwicklung leiten will. Während Sie mir nun das unendliche Glück bereitet hätten, dies Instrument zu sein, hätten Sie die Neigung zu mir zum Segen für die Ihrigen werden lassen müssen. Diesen göttlichsten der Siege, sich selbst zu bezwingen, hätten Sie erreicht und anstatt Ihrer Pflicht, Ihrer Aufgabe untreu zu werden, anstatt Ihre Frauenwürde bis zu diesem Schritt zu verletzen, hätten Sie ihren Gatten mit sich geführt in eine edlere Region, Ihre Kinder zu weisen Menschen erzogen und mir — ja mir hätten Sie dann ohne Vorwurf das Geschenk jener Liebe machen dürfen, die man dem weiht, der uns durch sein Wort von den Fesseln des unbewussten, bloss negativen Lebens erlöst. Diese Liebe hätte ich mit reinem Herzen und mit innigster Erwiderung empfangen dürfen. Ach Emilie, es kann noch so werden —"

„Es ist zu spät," sagte sie dumpf, ohne aufzusehen. „Ein Zufall kann jetzt schon meine Entfernung vom Hause offenbar gemacht haben; Marcel kann zufällig doch noch in mein Zimmer getreten sein — den Brief gefunden haben — und o — wie könnte ich ihn wiedersehen — wie die Kinder und wie — wie leben ohne dich?" Sie sank in die Kissen und verbarg ihr Gesicht.

„Wer nicht sein Golgatha gehabt hat im Leben, kommt nicht zur Auferstehung," sagte er mit tiefer Bewegung. „Es wird Ihnen schwer sein, den Gatten, den Sie verraten, die Kinder,

die Sie verlassen wollten, wiederzusehen, zu leben in der Entbehrung dessen, den Sie jetzt mit einer schuldigen Neigung lieben. Aber mit jedem Tage, wo Sie sich selbst besiegen, wo Sie liebender Ihre Pflichten erfüllen, schöner, verklärender die Sonne ihres Hauses werden, wird der innere Segen alles Guten Ihr Teil sein. Ihr Gatte, Ihre Kinder werden Ihnen teurer werden als zuvor, denn Sie werden ihnen ein schweres Opfer bringen und nichts bindet uns so rein an die Menschen als die Opfer, die wir ihnen bringen. Das Bild aber, das jetzt zwischen Ihnen und Jenen steht, wird mehr und mehr verblassen, bis es nichts mehr ist als eine liebe, ruhige Erinnerung. Emilie, soll es nicht so sein? — Glauben Sie mir, auch ich gehe mit tiefem Schmerz von hier."

„Weil du sie liebst!" rief sie mit Heftigkeit, und Purpurglut überzog ihr Gesicht.

Philipp erhob sich und sein Angesicht strahlte von Hoheit und Seelenadel.

„Weil ich vor dieser Liebe fliehe," sagte er fest.

Sie sah zu ihm auf und war wie geblendet von seinem Anblick, so erhaben schön sah er aus, ein herrlicher Sieger über den einzigen wahren Feind auf Erden, den in uns selbst. Es ging etwas Unsagbares in ihr vor. Langsam glitt sie auf den Boden zu seinen Füssen, faltete die Hände, senkte das Haupt und sagte leise: „Erlöse du mich, zeig mir den Weg, kann ich — noch — zurück?"

Die letzten Worte waren kaum hörbar, aber Philipp hatte sie vernommen. Er beugte sich zu ihr nieder und flüsterte tief gerührt: „O Emilie, dies Wort gab Ihnen Ihr guter Engel ein. Ja Sie können zurück; solch heiligem Entschluss neigt sich der Himmel selbst. Ich führe Sie zurück und schütze Sie. Wollte es das Unglück, dass wir gesehen würden, oder — dass gar Ihr Brief bereits gelesen wäre, so bleibe ich an Ihrer Seite, um von der Wahrheit zu zeugen, und sie wird uns helfen, den Sieg zu erringen."

Er hob sie vom Boden empor, und da sie wankte und unfähig war, sich aufrecht zu halten, hielt er sie sanft in seinen Armen und schaute sie mit tiefem Mitleid an. Endlich schlug sie die geschlossenen Augen wieder auf und sah ihn mit einem langen schmerzlichen Blick an.

„Mut, meine Freundin," sagte er gütig, „Mut! Wir müssen eilen, ehe es zu spät wird."

Sie erhob sich mit Anstrengung; er ging an das Fenster und öffnete die Vorhänge. „Gott, der Tag graut," sagte er erschreckt, „lassen Sie uns fort, so lange die Strassen noch leer sind. Sie haben den Schlüssel zur hinteren Gartentür und zu der Tür des Hauses, die auf die Terrasse führt? Gut, die Dienstboten werden noch schlafen nach dem Fest. Sollte Sie jedoch einer sehen, so sprechen Sie von einer schlaflosen Nacht, die Sie hinaus in den Garten, in die frische Morgenluft getrieben hätte. Ich werde Sie bis an die Gartentür bringen und

da, vom Gebüsch verborgen, harren. Die Fenster Ihres Schlafgemachs gehen nach dieser Seite, nicht wahr? Wenn Sie ungesehen hinaufkommen und alles unversehrt finden, kommen Sie an das Fenster und winken mit einem weissen Tuch, dann weiss ich Sie geborgen und scheide noch im Lauf des Tages. Bedürfen Sie der Hilfe, so senden Sie mir Botschaft und ich werde Ihnen treu zur Seite stehen."

Emilie erwiderte nichts, sie schien wie gebrochen. Schweigend hüllte sie sich in ihren Mantel, zog die Kapuze über den Kopf und warf noch einen dichten Schleier über das Gesicht, es war unmöglich, sie so zu erkennen. Philipp bot ihr den Arm, er fühlte, dass er sie stützen müsse, denn sie konnte kaum gehen. Als sie hinaustraten auf die Strasse, war der Tag bereits angebrochen und der Himmel schon von jener durchsichtigen Klarheit und Helle, wie sie im Süden dem Sonnenaufgang vorangeht. Man unterschied bereits deutlich alle Gegenstände; doch waren die Strassen noch vollkommen öde und die Häuser noch wie zur Nachtzeit verschlossen. Plötzlich hörte man das Rollen eines Wagens und als sie um eine Ecke in die Strasse einbogen, die zu Marcels Wohnung führte, sahen sie ein leichtes, elegantes Fuhrwerk in raschem Laufe auf sich zukommen. Emilie zuckte heftig zusammen. „Es ist Marcel, der zur Jagd fährt," flüsterte sie, — „grosser Gott — —"

„Ruhig, ruhig," bat Philipp, obgleich auch

ihm das Herz in starken Schlägen zu pochen anfing; er schloss den Arm der Wankenden fest an sich und zog sie vorwärts. Ausweichen war unmöglich; die Häuser, alle verschlossen, boten keine Zuflucht; es musste also gewagt werden, und das Bewusstsein, dass er recht handle, gab ihm Mut. Der Wagen nahte sich, Marcel sass darin. Als er die frühen Wanderer erblickte, beugte er sich ein wenig vor, erkannte zu seiner grössten Überraschung Philipp, grüsste mit der Hand und rief laut: „Guten Morgen, Philipp — ei — ei!“ dabei drohte er lachend mit dem Finger und bog sich noch weit aus dem davonrollenden Wagen, um dem Paare nachzusehen.

„Er hat Sie nicht erkannt,“ sagte Philipp tröstend.

„Aber — was denkt er — nun — von — Ihnen?“ flüsterte sie und schauderte in sich zusammen.

„Nun, im schlimmsten Fall tut er mir unrecht,“ erwiderte Philipp, „lassen Sie sich das nicht kümmern, wir sind nun auch sicher, dass er nichts ahnt.“

Sie waren an der Gartentür angelangt. Philipp öffnete sie. „Leben Sie wohl, Emilie,“ sagte er mit bewegter Stimme, „heute noch reise ich von hier. Mögen Sie bald den Frieden finden, der der Preis der Selbstüberwindung ist. Zürnen Sie mir nicht, und wenn wir uns einst wiedersehn, so sei es in reiner Freundschaft.“

„O Philipp, mein Herz bricht," hauchte sie hervor.

„Dort oben schlummern Ihre Kinder den Schlaf der Unschuld. Dahin ruft Sie die Liebe und die Pflicht. An den Betten dieser Kleinen beten Sie um Kraft und sie wird Ihnen werden," sagte er leise und feierlich. Sie schlug den Schleier zurück, heftete einen langen Blick auf ihn, als wolle sie sein Bild für ewig in sich aufnehmen; dann liess sie den Schleier wieder fallen, betrat den Garten und verschwand hinter dem Gebüsch. Er wartete eine Weile in qualvoller Spannung, dann sah er plötzlich im oberen Stock des Hauses ein Fenster öffnen und eine Hand mit einem weissen Tuch herauswinken. Nun wusste er, sie war geborgen. Er atmete tief auf; sein ganzes Wesen konzentrierte sich in diesem Augenblick in einer intensiven Empfindung des Mitleids für sie und des Sehnens, dass ihr die Kraft werden möge, edel und vollständig zu überwinden. Das sind die Augenblicke des wahren Gebets, wo die Empfindung des eignen Wesens sich zu solcher Höhe steigert, dass sie uns objektiv wird und wir uns im Verein mit einer scheinbar ausser uns liegenden idealen Macht fühlen, von der wir Unterstützung für unsere Schwachheit, Erfüllung unserer Hoffnung, Hilfe in unserer Not und Segen für unser Tun erwarten.

XXXVII.

Philipp eilte nach Hause, um die Vorbereitungen zur Abreise zu treffen, und diese Tätigkeit liess ihn die Abspannung nicht bemerken, die ihn nach den Aufregungen der Nacht befiel. Gleich als wolle das Geschick seinem Entschluss zu Hilfe kommen, erhielt er nun auch einen Brief seines Vaters, in dem ihn dieser bat, noch ein wenig Geduld zu haben, weil eine Angelegenheit von der höchsten Wichtigkeit es ihm noch unmöglich mache, zu reisen. Doch wünsche er sehr den Sohn in Griechenland zu treffen und bitte ihn deshalb, die Zwischenzeit so angenehm wie möglich auszufüllen, ihn aber dort zu erwarten. Es war dies Philipp ganz erwünscht, denn er hatte Einsamkeit nötig, um sich nach dem Erlebten zu sammeln und, wie er gewohnt war, das Gleichgewicht in sich still herzustellen. Er beschloss, mit einem Schiff, das am Abend des Tages abging, nach den Jonischen Inseln zu fahren und die Ankunft seines Vaters daselbst zu erwarten. Zunächst schrieb er dem Baron Marcel, um seine Abreise mit der verzögerten Ankunft des Vaters zu erklären, indem er sagte, er wolle diese Zeit zu einigen Ausflügen benutzen, die ihm zur Vollendung seiner Studien dienen sollten. Er schrieb so unbefangen wie möglich, dankte dem Baron auf das herzlichste für seine Güte und sprach von der Hoffnung auf baldiges Wieder-

sehen. Nun blieb ihm noch übrig, im Hause des Grafen Abschied zu nehmen, denn er wollte nicht ohne Lebewohl scheiden, obwohl der Gedanke, Bianka zum letztenmal zu sehen, ihn mit tiefem Schmerz erfüllte.

Als er in das Haus kam, wurde ihm gesagt, die beiden Grafen seien aus zur Jagd mit Baron Marcel, aber die Gräfin sei zu Haus. Auch hörte er vom Saal her die Klänge des Pianoforte. Er liess fragen, ob er der Gräfin Lebewohl sagen könne und wurde sogleich eingelassen. Bianka erhob sich vom Flügel und kam ihm entgegen.

„Lebewohl sagen?“ fragte sie lebhaft, „das soll doch nicht heissen: abreisen?“

„Doch, leider heisst es das,“ erwiderte Philipp, indem sein Blick bewundernd auf ihr ruhte, da sie im einfachen Morgenkleide beinah noch schöner war, als am Abend vorher.

„Aber warum so schnell?“ fragte sie wieder. „Walther hatte uns gesagt, Sie blieben noch Monate lang, wohl so lange wie wir.“

„Meines Vaters Ankunft verzögert sich und ich will die Zeit benutzen, um mich umzusehen nach einer Stätte, auf der ich mein Wanderleben beschliessen und mit zu meiner eigentlichen Lebensaufgabe kommen kann.“

„Ja, Sie wollten mir gestern von Ihren Plänen erzählen. Wir wurden durch die Baronin gestört. Blieben Sie noch lange mit ihr im Garten?“

„Nein, nur einige Augenblicke. Aber ich

sah Sie eifrig tanzen, kaum im Stande, dem Andrange der Tänzer zu wehren.“

„Sie sahen das?“ fragte sie leicht errötend, „wo waren Sie? Wir haben Sie nach dem Tanz gesucht, Walther und ich, und nicht gefunden und wir vermuteten, Sie seien weg.“

„So war es auch. Nachdem Sie sich ins Haus begeben hatten, wollte ich fort; als ich durch den Garten ging, sah ich Sie durch die Fenster des Tanzsaals aus einem Arm in den andern fliegen,“ versetzte Philipp, indem er sie ernst ansah. „Sie scheinen eine leidenschaftliche Tänzerin zu sein.“

„Nein,“ erwiderte sie in voller Offenheit, „ich ging nur zum Tanz, weil die Baronin mir gereizt schien, dass wir — nun, dass wir nicht im Saal waren. Wenn ich gute Tänzer habe, tanze ich ganz gern, aber ich kann es ohne das mindeste Bedauern entbehren und wäre gestern viel lieber im Garten geblieben.“

Ihr klares Auge sah freundlich in das seine und es durchzuckte sein Herz selig und schmerzlich.

„Nun aber erzählen Sie mir, was Sie für einen Lebensplan haben,“ fuhr sie fort. „Sie waren gestern schon auf dem Wege, es zu sagen, deshalb darf ich wohl danach fragen. Ich ahne, es ist etwas meinen Träumen Verwandtes.“

„Es klingt ein wenig phantastisch, vielleicht sogar anmassend,“ sagte Philipp lächelnd, „aber Sie werden mich nicht missverstehn. Ich will

versuchen, das Zentrum einer gereinigten, edleren Kultur zu bilden, als unsere jetzige sogenannte gebildete Gesellschaft sie zeigt. Natürlich kann das nur in kleinem Massstabe sein, aber es wird ein individueller Protest und vielleicht ein Beispiel werden; jedenfalls aber das sein, was die persönliche Würde von einem verlangt, die sich den Forderungen unseres heutigen Staats- und Gesellschaftslebens nicht fügen will, weil sein ethisches Ideal darüber hinausgeht."

„Gerade wie mein Dichter," sagte Bianka mit leuchtenden Blicken, „und wo werden Sie das tun?"

„Ja, eben den passenden Ort zu suchen zieh ich jetzt aus," erwiderte Philipp. „Jedenfalls soll es fern von den grossen Schauplätzen der modernen Zivilisation und in einem schönen Klima sein, wo der Mensch nicht mit den Hindernissen der rauhen Natur zu kämpfen hat und die Triebe einer sanfteren Humanität sich leichter entwickeln. Ich würde in Indien geblieben sein, aber dort ist zu viel englischer Einfluss, zu viel Spekulation, zu viel Gewinnsucht und böse Erbschaft europäischer und muhamedanischer Sitten. In die Paradiese von Südamerika mag ich meinen Vater nicht locken, der mein erster Gefährte sein wird. Ich denke an eine Insel des Mittelmeeres, wo ich Kulturelemente, die noch nicht entartet sind, vorfinde; wo das herrliche Klima alles erleichtert; wo ich mich den einfachen Menschen leichter nähern und auf sie zu wirken suchen kann und wo ich dem alten Kontinent nahe genug bin um,

im Fall das Wunderbare geschähe, dass dort eine Erhebung stattfände, die eine wirkliche Lebenserneuerung verspräche, hineilen und mithelfen zu können. Zunächst will ich bedeutenden Landbesitz erwerben und mir und meinem Vater ein Heim gründen. Dann will ich mich den Einwohnern nähern, will sehen, was für sie zu tun ist; will sie heranziehen, ihr Los zu verbessern suchen, sie lehren, neben der Arbeit das Schöne zu lieben, das Gute mit Bewusstsein zu tun, die Grundsätze wahrer Humanität und Bruderliebe in sie pflanzen, sie anleiten würdig zu leben und getrost zu sterben."

„Welche hohe Aufgabe!" versetzte Bianka sichtlich mit inniger Teilnahme. „Aber glauben Sie an das Gelingen?"

„Ich werde sehen," erwiderte er. „Dadurch, dass ich grossen Landbesitz habe, kann ich manche hinziehn, denen ihre Mittel sonst hindernd in den Weg träten, Handwerker, Künstler, Wissende und Strebende aller Art; denn jener Besitz soll nicht mein Privateigentum sein, sondern er soll alle nähren, die darauf wohnen, die ihn bebauen, die an die Veredlung seiner Erzeugnisse, an Ackerbau, Obstzucht und Gartenbau, die helfende Hand anlegen oder durch Gewerbefleiss und Kunst das Dasein behaglich, schön und erhaben machen. Ich bin reich und will meinen Reichtum zum besten der Gemeinschaft, die ich stiften will, verwenden, besonders um ihr den Genuss edler Kunstwerke zu ermöglichen. Zugleich aber soll der

ergiebige Boden durch sorgfältige Pflege nicht nur uns nähren, sondern auch nach ferneren Gegenden Absatz der Erzeugnisse liefern und der einkommende Gewinn soll allen gleich zuteil werden, die sich durch die Arbeit an der Produktion beteiligt haben. Die niedrige, kaufmännische Spekulation jedoch, Wucher und alle die unreinen Betriebe, die das komplizierte Leben der europäischen Zivilisation verunstalten, bleiben ausgeschlossen. Einfachheit und Genügsamkeit sollen das tägliche Leben aller auszeichnen, nur wenn man sich zu sinnvollen Naturfesten und zu hohen Kunstgenüssen vereinigt, soll der Luxus des Schönen stattfinden, um die Seelen zu der wahren Freude des idealisierten Lebens zu erheben. Dass für die Erziehung der Jugend im edelsten Sinne, für die Pflege des hülfsbedürftigen Alters mit liebevollem Mitleid gesorgt wird, versteht sich von selbst."

„Ach, welch ein Eden wollen Sie schaffen!" sagte Bianka und in ihren Augen glänzten Tränen; „sonderbar — so hat es sich mein Dichter auch ausgemalt. Was aber sollen die Frauen dabei tun? Sollen sie auch mithelfen?"

„Die Frauen vor allen," versetzte Philipp, „den Männern völlig gleichberechtigt, zu edler Unabhängigkeit erzogen, sollen sie Mithelferinnen, Mitberaterinnen in den Angelegenheiten des Gemeinwesens sein, Vorsteherinnen der Erziehungsanstalten und des häuslichen Lebens,

besonders aber Pflegerinnen edler Sitte, humaner Gesinnung, tätigen Mitleids."

„Ja das ist es, so träumt ich es mir," rief Bianka voll Begeisterung, „o wie gern würfe ich alle die eitlen Freuden unseres gewöhnlichen Frauenlebens dahin, um an solch einer Kulturaufgabe mitzuarbeiten!"

Philipps Herz wallte hoch auf, er wollte rufen: „Komm mit mir, lass uns vereint an das Werk gehn," aber wieder traten alle Bedenken vor seine Seele, die ihn schon zuvor zurückgehalten hatten, er gedachte Walthers und sagte rasch: „Sie werden Gelegenheit haben, ähnliches zu schaffen, dereinst an der Seite Ihres Vetters — auf den Gütern Graf Walthers" —

„Wie meinen Sie das?" fragte Bianka hocherrötend.

„Verzeihen Sie, wenn ich unbescheiden scheine," sagte er in grosser Bewegung, deren er nicht Herr werden konnte, „aber ich glaubte — Graf Walther selbst liess mich ahnen, dass er Hoffnung habe — seine tiefe Neigung erhört zu sehen, und er scheint mir so edel, dass wohl nichts natürlicher wäre" — —

Seine Ergriffenheit verriet sich in seiner Stimme und auch Bianka war sichtlich erregt und versetzte nach einigem Zögern: „Walther tut unrecht, noch daran zu denken, da er weiss, dass ein unüberwindliches Hindernis uns trennt."

„Armer Walther!" sagte Philipp leise, ohne aufzusehen.

„Ja, es tut auch mir weh, ihm Schmerz zu machen," versetzte Bianka, ebenfalls mit gedämpfter Stimme, „aber er hat, so gut und treu er ist, zum Glück eine Natur, die ihm doch schneller über schmerzliches Erleben hinweghilft als anderen. Er ist ein vorzugsweise praktischer Mensch und wenn er einsieht, dass etwas unmöglich ist, so strebt er, sich von dem Schmerz darum frei zu machen und es gelingt ihm auch. Ausserdem weiss er, dass er an mir die treuste Schwester hat, und das wird ihn trösten."

„Und ist dies Hindernis wenigstens etwas, was zu Ihrem Glücke beiträgt?" fragte Philipp, indem er sie mit einem solchen Ausdruck von Schmerz und Innigkeit ansah, dass sie sich seltsam befangen fühlte.

„Es ist das einzige Glück, das ich ersehne und hoffe," sagte sie leise mit niedergeschlagenen Augen und voll Rührung in der Stimme; dann aber fasste sie sich rasch und, wie um das Gespräch nicht weiter in dieser Richtung gehn zu lassen, setzte sie mit leichterem Ton hinzu: „Und wenn ich dies mein Ideal erreiche, dann komme ich in Ihre Kolonie und helfe Ihnen."

„Allein?" flüsterte er.

„Nein — zu zweien," antwortete sie lächelnd und errötend.

Es war genug; er fühlte, er konnte es nicht länger aushalten, ohne sich zu verraten, und doch konnte er sich auch noch nicht losreissen.

„Ich muss fort," sagte er, „aber Gräfin, ich

habe noch eine Bitte: spielen Sie etwas. Von tröstenden Harmonien begleitet, lassen Sie mich scheiden, es wird mir den Abschied weniger schwer machen," setzte er kaum hörbar hinzu.

Sie hatte es doch vernommen; sie erhob sich stumm, ging zum Flügel und fing an zu spielen. Es waren wundersame Klänge wie aus einer anderen Welt; sie drangen tief in Philipps Seele; ihm war es, als senkten sich lichte Wolken um ihn nieder und trügen ihn in eine Region, wo alles Weh und aller Schmerz selbst zu Harmonien würden und als ein himmlischer Tau versöhnend auf sein Herz fielen. Er lauschte, versunken in diese Tonwelt, und sah wie durch einen Nebel, durch die Tränen, die sein Auge füllten, als ob an Biankas Schultern Flügel wüchsen und sie auf den sanften Wogen der Melodien fortschwebte in ein ihm unerreichbares Wunderland.

Endlich verstummte das Spiel und beide schwiegen eine Weile, unfähig zu reden. Endlich fragte Philipp: „Was war das für eine Musik der Sphären?"

„Es war aus dem Lohengrin von Wagner, kannten Sie das noch nicht?" erwiderte sie.

„Nein," sagte er, „aber das ist Musik, die macht an den Himmel glauben. Damit lassen Sie mich scheiden."

Er wollte gehen, doch sie sagte schnell: „Ach, noch einen Augenblick", und sah umher als suche sie etwas. Da fiel ihr Blick auf ein Buch, das auf dem Tisch lag, sie griff hastig

danach und sagte: „Ich möchte Ihnen etwas geben zur Erinnerung an — an diese Stunde. Dies ist das Liebste, was ich habe; nehmen Sie es von mir; es ist mein geliebtes Buch, und wenn Sie es lesen und der hohe Inhalt Sie begeistert, so denken Sie — an eine — die warmen Teil nimmt an — an Ihren Plänen und Ihnen das edelste Gelingen wünscht.“ Ihre Stimme bebte wie von verhaltenen Tränen.

„Bianka, dies Buch geben Sie mir?“ rief Philipp beinah überwältigt von seinen Empfindungen, „Sie berauben sich dessen?“

„O, ich werde es wieder bekommen, sobald ich in die Heimat zurückkehre. Ich möchte, dass Sie es von mir hätten, zum Andenken an unsere Begegnung im Parthenon.“

„Gut, so erlauben Sie mir, es Ihnen als Gegengabe zu senden, denn auch ich — möchte, dass Sie jener Begegnung gedächten,“ erwiderte er, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, „und nun muss ich scheiden.“

Sie reichte ihm die Hand, er hielt sie einen Augenblick fest und sah sie an. Es war ein Unaussprechbares, was sich in diesem Augenblick in seiner Seele bewegte und in seinen Augen zu lesen war; es war das, was in den Seelen heroischer Menschen wohnt: die Kraft der Entsagung, die auch im höchsten Schmerz den reinen Blick bewahrt, der in den lichten Fernen des Ideals sein Ziel und seinen Trost sucht.

Er war fort, Bianka stand noch an derselben

Stelle, wo er sie verlassen hatte, und starrte vor sich hin. Es schien ihr plötzlich dunkel geworden im Zimmer; sie griff mit der Hand an ihre Wange und fühlte, dass Tränen darüberhin flossen; ein tiefes Weh überflutete ihr Herz; aus ihrer Brust rang sich ein schmerzvoller Seufzer. Auf einmal fuhr sie zusammen, als wenn ein jähes Licht ihr etwas unerwartetes in ihrem eignen Innern gezeigt hätte und eine Stimme in ihr rief: „Wäre der Eine nicht — du hättest diesen geliebt!“ Erschrocken fuhr sie mit der Hand nach dem Herzen, es schlug heftig. — „Und liebst du ihn vielleicht schon?“ fragte es leise in ihr. „Nein, nein,“ rief sie fast laut, „und wäre es auch, ich müsste es bekämpfen, denn Treue ist der Schild alles Edlen in uns; wer nicht treu ist in der Liebe, wird auch der Tugend, wird auch den höchsten Idealen nicht treu sein. Treue ist nicht bloss Naturanlage, ein Unwillkürliches, nein sie will mit Bewusstsein geübt und festgehalten sein. Nein, Hoher, Herrlicher, ich bleibe dir treu!“

Sie wollte sich mit raschem Entschluss an ihre Beschäftigung begeben. Sie ging zum Flügel — aber nein, spielen konnte sie nicht. Noch tönten jene Klänge in ihr, die an den Himmel glauben machen, wie er gesagt hatte, und jener letzte Blick schaute sie wieder an; das überwältigte sie zu sehr, sie konnte jetzt keine Musik hören. Sie griff zu Grotes Geschichte von Griechenland und wollte lesen, aber nachdem sie einige Seiten gelesen hatte,

fragte sie sich, was diese enthielten, und gestand sich beschämt, dass sie es nicht wisse, dass ihre Gedanken, die sich sonst so gewissenhaft auf die ernsten Sachen, die sie fast einzig las, richteten, diesmal umherirrten, in einer Unruhe, einer Erregung, die ihrem harmonischen Wesen sehr ungewöhnlich waren. Sie legte das Buch fort und trat auf den Balkon hinaus; warum waren nur der Vater und Walther gerade heute den ganzen Tag weg! Nun hatten sie den ihnen so lieb gewordnen jungen Mann garnicht mehr gesehen. Vielleicht hätten sie ihn zurückhalten können bis zur Ankunft seines Vaters; so hätte man doch noch einige Zeit zusammen verbracht, sich noch näher befreundet — aber nein — aber nein — da war immer dies wunderbare dunkle Auge, das sie anschaute, dieser tiefe Blick, der in ihr Herz drang und es erbeben machte und der — o leugne es dir nicht länger, der dir den wahren Grund dieser eiligen Abreise verriet, die Flucht vor einer erwachenden Liebe, die er nach Walthers Mitteilungen für hoffnungslos halten musste. Sie erbebte heftig, als der Gedanke sich klar in ihrem Bewusstsein aussprach; es ergriff sie eine so schmerzliche, unruhvolle Sehnsucht, dass sie förmlich aufatmete, als ihr der Einfall kam, zum Parthenon zu gehen. Ja, Bewegung, freie Luft und der Anblick der grossen Dinge da oben würden sie beruhigen, das Gleichgewicht in ihr herstellen. Sie kleidete sich zum Ausgehn an, rief den Diener, um sie zu begleiten,

und eilte raschen Schrittes der Hochburg zu. Der schnelle Gang tat ihr wohl. Oben am Tempel angelangt, hiess sie den Diener aussen warten und begab sich allein in jene westliche Vorhalle, in der sie vor einigen Wochen mit Philipp gewesen war und wo ihr dieser das Buch zurückgebracht hatte. Lebhaft trat jene Begegnung wieder in ihrer Erinnerung hervor; jedes Wort, jeder Blick war ihr wieder gegenwärtig; sie wunderte sich selbst über die Deutlichkeit, mit der alles wieder vor ihre Seele trat. „Ja, ein Traum des Phidias, so schön, so edel, wie ich noch keinen Mann gesehen," sagte sie leise, „und jene Kulturarbeit, die er im Sinne hat — gerade wie ich es mir träume, seit ich Phädra gelesen habe. An der Seite eines solchen Mannes, in höchster Liebe ihm verbunden, mit ihm zu den gleichen Zielen strebend, sich gegenseitig ergänzend und veredelnd — was wäre all der nichtige Glanz des Rangs in der Gesellschaft, des Luxus, den der Reichtum gestattet, der Huldigungen, die oft mehr der Schönheit und dem Zufall der Geburt gelten als dem eigentlichen Wesen, — was wäre mir all das gegen einen solchen Bund, in dem die Liebe zur Religion wird, die Segen bringt für alles, was sie umgibt und das Leben in jedem Augenblick zur Ewigkeit macht?"

So träumte sie fort, indem ihre schlanke Gestalt an einer der Säulen lehnte und ihr Antlitz dem Meere zugekehrt war. Sie glaubte an den zu denken, der ihre Seele bisher er-

füllt hatte, aber ohne dass sie es selbst wusste, dachte sie an Philipp und der, dem ihre Sehnsucht galt, war er. Da sah sie plötzlich ein Schiff, das majestätisch, mit voll entfalteten Segeln, den Golf durchschnitt und westwärts segelte.

„Das ist er, der scheidet, das ist das Schiff, mit dem er fort wollte," dachte sie und sah mit Anstrengung dorthin, gleich als könne sie den Reisenden auf dem Deck erspähen, was doch der Entfernung wegen unmöglich war. Sie fühlte ein sehnliches Verlangen, ihm noch einen Gruss zuzuwinken, ihn wissen zu lassen, dass sie hier oben stehe und seiner denke. Aber wenn sie es auch getan hätte, was hätte es geholfen? Er hätte es doch nicht sehen können, selbst wenn er vom Deck hinaufgesehen hätte. Das Schiff verschwand endlich in der duftigen Ferne, aber Bianka stand noch und sah ihm nach, in träumerisches Sinnen verloren. Endlich ermannte sie sich und ging langsam, still und in sich versunken, von dem Diener gefolgt, nach Hause.

XXXVIII.

Als Baron Marcel am Abend spät von der Jagd zurück kehrte, sagte man ihm, dass seine Frau krank sei und zu Bett liege. Bestürzt eilte er in ihr Schlafzimmer, es war nur matt von einer Nachtlampe erleuchtet, und als er an

das Bett trat, konnte er ihr Gesicht kaum unterscheiden. Er beugte sich über sie und küsste sie zärtlich auf die Stirn, fuhr aber ganz erschrocken zurück und rief: „Ei mein Engel, du hast ja Fieber! Das hast du dir gestern Abend geholt, in der leichten Kleidung — bei dem fortwährenden Gehen aus den heissen Sälen in den Garten — ich sage es ja immer, du bist zu unvorsichtig! Ich werde sogleich den Arzt rufen lassen."

„Nein, nein," versetzte Emilie leise, kaum hörbar, „es wird vorübergehn; nur den Arzt nicht."

„Nun so warten wir bis morgen, wenn es dann aber nicht besser ist, ruf ich ihn gewiss," versetzte Marcel, und legte seine kühle Hand auf ihre heisse Stirn. Dabei fing er an von der Jagd zu erzählen, lobte den Grafen Walther, der ihm immer besser gefalle, und fuhr fort: „Freilich mit Philipp ist er nicht zu vergleichen, und wenn ich Gräfin Bianka wäre, ich wüsste wohl wen ich wählte. Übrigens habe ich allerdings noch nicht bemerkt, dass Philipp sich für sie interessiert. Aber — apropos von Philipp — hör' doch mein Kind, das wird dich amüsieren — ja, ja, stille Wasser sind tief, wer hätte das gedacht — stell dir vor: heute Morgen, es war noch dämmrig, die Sonne noch nicht aufgegangen, als ich zur Jagd fahre, sehe ich in der stillen Strasse zwei Gestalten kommen und als sie neben mir sind, erkenn' ich ganz deutlich Philipp, der ein tief verhülltes

weibliches Wesen am Arm führt. Es war nah bei seiner Wohnung, es konnte also wohl nichts anderes sein als ein nächtlicher Besuch, den er heimgeleitete. Ich grüsste ihn und drohte ihm mit dem Finger, denn der Schelm soll nicht denken, dass man ihn absolut für einen Heiligen hält. Wer wird es ihm denn verdenken, wenn er griechische Schönheit etwas bewundert! Er bleibt ja doch der prächtige Mensch, der er ist. Aber herzlich lachen habe ich müssen, und nicht wahr, das hättest du auch nicht gedacht?"

„Schone mich, Marcel!" flüsterte Emilie, indem sie mit der Hand an die Stirn griff.

„Ach ja, mein Engel, du hast wohl Kopfweh und ich spreche zuviel," sagte der Baron, „verzeih," fügte er gutmütig hinzu, nahm ihre heisse Hand und streichelte sie zärtlich. Indem trat die Kammerjungfer herein und reichte ihm einen Brief, den ein Bote gebracht hatte. Der Baron erhob sich vom Bett und trat zur Lampe. „Ei von Philipp!" rief er als er den Brief erbrochen hatte. „Was schreibt denn der?" Er überflog die Zeilen. „Denk doch Emilie," rief er abermals laut und trat an das Bett, „der Junge ist fort! War er denn nicht hier und hat dir Lebewohl gesagt?"

„Nein," hauchte die Baronin, kaum vernehmlich.

„Ist doch auch ein Sonderling wie der Vater! Weil dieser noch ausbleibt, packt er auf einmal auf, verlässt einen so ohne weitere

Umstände und zieht wieder auf Odysseische Irrfahrten aus. Ah — am Ende führt er so eine schöne Kalypso mit sich — hm! Das sieht wahrscheinlich aus, der nächtliche Besuch — die schleunige Abreise — meinst du nicht auch, dass das ein angenehmes Abenteuer bedeutet? Nun, man muss die Jugend gewähren lassen, er war auch wirklich zu tugendhaft — ha, ha, es macht mich lachen und es freut mich. Es ist doch jugendliche Frische in so einem Streich — aber du hast recht, mein Engel — ich spreche zu viel," unterbrach er sich, als seine Frau mit der Hand eine abwehrende Bewegung machte. Er küsste sie noch einmal zärtlich auf die Stirn und verliess das Zimmer, indem er der Kammerfrau befahl, die Nacht über im Nebenzimmer zu bleiben und ihn bei dem geringsten Zeichen von Zunahme der Krankheit zu wecken. Während er sich entkleidete, um sich nach der Ermüdung des Tages zur Ruhe zu begeben, gedachte er noch einmal der Begegnung am Morgen und lachte herzlich. „Dass ich ihn nun gerade ertappen musste!" dachte er. „Und das ist mir nun gar kein Zweifel mehr: er hat sich eine griechische Venus mitgenommen, um die Zeit bis zur Ankunft des Papas angenehm auf einem glückseligen Eiland unter Lorbeer- und Myrthenbüschen zuzubringen. Ich gönne es dem Jungen und es macht ihn mir noch lieber, dass er kein solcher Rigorist ist."

XXXIX.

Der Winter war vorüber und nur weil der Frühling mit seinen Wundern noch herrlicher strahlte, wusste man, dass es der Winter gewesen sei; denn in jenen gesegneten Ländern des südlichen Europas ist der Winter wie ein Frühling für den Nordländer. Auf der Höhe der alten Akropolis von Korfu,*) auf der Insel gleichen Namens, ging es an einem Maitag in diesem Frühling lustig zu. Es war der Himmelfahrtstag und man feierte das schönste Volksfest der Insel. Reges fröhliches Leben waltete ringsum. Auf dem Meer unten reihte sich Barke an Barke, dazwischen Ruder- und Segelschiffe mit Laub und Blumen geschmückt, von denen Gesang ertönte. Den Landweg hinauf an Oliven und Orangenhainen vorbei wimmelte es von Reitern zu Pferd, Esel und Maultier, von hochrädrigen Wagen und sich drängenden Fussgängern. Unablässig ertönten gellende Glockentöne von dem Himmelfahrtskirchlein auf der Höhe; unter den unvergleichlich schönen Ölbäumen, wie sie Korfu hat, lagerten auf Wiesen, die mit lauter Blumenpracht besäet waren, Gruppen fröhlicher Menschen; Feuer waren hier und da auf der Erde angezündet

---

*) Die Schilderungen von Korfu sind dem Buche: „Odysseische Landschaften“ von Freiherrn von Warsberg entlehnt.

und es wurde daselbst gekocht und gebraten. Unschuldige, harmlose Heiterkeit herrschte überall, in allen Tal- und Waldwinkeln wurde zu der Musik eines Fiedlers getanzt. Besonders lebhaft aber war der Tanz oben auf der Kuppe des Hügels, wo sich die entzückendste Aussicht bot auf das schimmernde Meer mit den vielen Buchten und den darüber aufsteigenden Gebirgszügen des Festlandes Albanien, auf die Gärten, die den Weg zum Hügel begrenzen, auf die Stadt Korfu, die Bucht unten und den herrlichen Gebirgszug der Insel selbst. Und in diesem schimmernden Festsaal, von der Natur gebildet, bewegte sich der Volkstanz in einförmig rhythmischer Weise, immer in demselben Takt und nach derselben Melodie. Der Fiedler machte die Bewegungen mit, führte die Musik und den Tanz. Die Männer waren die eigentlich Tanzenden und wagten kühne bacchantische Sprünge, die Frauen bildeten gleichsam den Chor, der jene Darstellung begleitete; sie waren in grosser Anzahl, nur durch seidne Tücher, die sie hielten, verbunden und schritten rhythmisch vier Schritte vor, zwei langsamere zurück, sodass es wie ein sanftes Auf- und Abwogen war, bei dem ein stiller feierlicher Ernst waltete; kein Mund lächelte, die Augen waren niedergeschlagen in züchtiger Ruhe, wie in sich selbst versenkt; nur die harmonischen Bewegungen des Oberkörpers machten die Schwenkungen des Tanzes mit. Die Hände reichte man sich nicht, nur durch Anfassen

des seidenen Tuches verbanden sich die Tanzenden; es war ein schönes anstandsvolles, man könnte fast sagen, religiöses Tanzen und mochte antiken Tänzen sehr ähnlich sehn.

In dem Kreise der dem Tanze Zuschauenden stand Philipp neben einem vornehmen Bürger der Stadt Korfu und sein ernstes Auge weilte mit sichtlichem Wohlgefallen auf allem, was ihn umgab. „Wie schön Ihre Landsleute sind!“ sagte er zu dem Korfioten. „Alles ist gefällig und würdevoll an ihnen; man sieht keine gemeinen, groben, unregelmässigen Züge, und ihr klares durchdringendes Auge verrät den feinen, scharfen Verstand, die rege Phantasie und zugleich die sanfte Melancholie, die ich schon bei ihnen bemerkt habe und die in den südlichen Menschen denselben poetischen Reiz hat wie in der südlichen Natur, als Gegensatz zu der üppigen Fülle und Farbenpracht des Daseins. Und Ihre Frauen, wie schön sind die! Wie edel züchtig ist ihre Erscheinung! Sind sie auch ebenso gut wie schön?“

„Ach gewiss,“ versetzte der Korfiote. „Sie sind intelligent und leicht gereizt, aber ebenso leicht besänftigt, und wenn sie lieben, so lieben sie tief und beständig. Sie sind die besten, zärtlichsten, treuesten Gattinnen und Mütter, wie man sie nicht vollkommner wünschen kann. Da Sie nun unser Landsmann werden wollen, so müssen Sie sich eines unserer schönsten Mädchen erwählen und sie heiraten. Sie werden es nicht bereuen.“ Er sah Philipp lachend an

und zeigte dann nach der Seite, wo eben eine Anzahl Frauen und Mädchen, die sich nicht am Tanze beteiligten, unter der Führung des Popen daher kamen. Dieser war eine malerische Gestalt mit weissem Bart in einem langen faltenreichen Gewand und mit einer vierhörnigen Mütze auf dem Kopf. Seine weiblichen Begleiterinnen in den verschiedenen Trachten der Insel, die alle schön, ja bisweilen kostbar sind, bildeten eine köstliche Gruppe.

„Sehen Sie," sagte der Korfiote zu Philipp, „da kommt eben, in Begleitung des Popen, das schönste Mädchen der Insel, die Alexandra mit ihrer Mutter. Sehen Sie sich die einmal an! Schöner haben Sie wohl noch keine gesehen und gut und sittsam ist sie dabei wie ein Engel."

Er ging auf eines der jungen Mädchen zu, die in der Gruppe des Popen, am Arm ihrer Mutter, daherschritt, begrüsste die beiden Frauen und nötigte sie durch seine Ansprache zum Verweilen, während die übrigen sich langsam entfernten. „Seht," sagte der Korfiote, indem er auf Philipp zeigte, „das ist ein neuer Landsmann, ein Fremder, dem unser Korfu so gefällt, dass er hier unter uns leben will. Er hat sich schon einen grossen Landbesitz gekauft — ach — und es ist ja wahr, er wird Euer Nachbar; seine Besitzung stösst an Euren Weingarten. Ja, Sie sind Nachbar dieser Frauen," setzte er, sich zu Philipp wendend, hinzu, der mit höflichem Gruss sich nahte.

Schon während der ersten Worte des Korfioten hatte er das Mädchen angesehen, das dieser Alexandra genannt hatte, und war betroffen von der hohen, vollendeten Schönheit, die in allem Reiz der ersten Jugend wie ein holdes Wunder anzusehen war. „Nausikaa!“ sagte er zu sich selbst. „So muss des Alkinoos Tochter gewesen sein, als der edle Dulder Odysseus sie hier am heimischen Gestade erblickte.“

Das Mädchen trug einen dunklen mit buntem Band besetzten Rock; eine rote Sammetjacke, reich mit Gold gestickt, aus deren engen Armeln das weisse Hemd faltenreich hervorsah, umschloss die schlanke, jugendliche Gestalt, den Kopf bedeckte ein grosses weisses künstlerisch verschlungenes Tuch, dessen einer Zipfel über den Rücken hinabfiel, während der andere in dem richen Faltenwurf verschlungen war. Nur an der linken Seite der Stirn sah der breite Zopf des prächtigen schwarzen Haares hervor, mit einem roten Sammetband durchflochten und kronenartig um den Kopf gewunden. Aus dieser malerischen Umrahmung leuchtete das edel geformte Antlitz hervor, das in seinen reinen Linien und seinem keuschen Ausdruck die Holdseligkeit rafaelischer Madonnen noch übertraf. Als Philipp auf des Korfioten Anrede grüssend hinzutrat, hob Alexandra die gesenkten Augenlider mit den langen schwarzen Wimpern, die wie Schleier auf die blühende bräunliche Wange fielen, empor und warf einen kurzen Blick auf den

Fremden, indem sie ehererbietig das Haupt zum Grusse neigte. Der Blick dieser wunderbaren, dunklen Augen vollendete die zauberhafte Schönheit des Mädchens; Philipp sah sie mit dem innigen Wohlgefallen an, mit dem man ein vollendetes Kunstwerk betrachtet. Sie erwiderte nur wenige Worte auf eine Frage des Korfioten, aber der sanfte Ton ihre Stimme klang wie Musik. Die Mutter, eine freundliche Matrone, die in der auffallenden Ähnlichkeit mit der Tochter noch die Spuren einstiger Schönheit trug, begrüsste den Fremden mit Anstand und Würde, bot ihm ein herzliches Willkommen in Korfu und verabschiedete sich dann von den Männern, um mit der Tochter den Übrigen nachzueilen.

„Nun, was sagen Sie zu dieser Perle der Mädchen?“ fragte der Korfiote, indem er sich triumphierend zu Philipp wandte. „Ich denke, eine solche Hausfrau würde nicht übel in die schöne Villa passen, die Sie sich auf Ihrem grossen Grundbesitz bauen?“

Philipp schüttelte leise den Kopf und sagte: „Daran denke ich vorerst nicht. Ich hab viel zu tun, bis ich mein Heim zubereitet habe und meine weiteren Pläne ausführen kann, und das nimmt alle meine Gedanken in Anspruch. Zunächst erwarte ich meinen Vater. Er wollte mich schon vor Monaten in Griechenland treffen, da hielten ihn wichtige Geschäfte zurück. Nachdem ich ihm nun geschrieben, dass ich bereits den Boden gefunden habe, auf dem ich heimisch

werden will, schreibt er mir, er wolle erst alle Bande in der Heimat lösen und ganz als ein freier Mensch zu mir kommen, um bei mir zu bleiben."

Nachdem er noch eine Zeitlang in Gesprächen mit dem Korfioten, der ihm bei seinen Geschäften und dem Ankauf seiner Ländereien behülflich gewesen war, und in Betrachtung des heiteren Festes und der zauberisch schönen Landschaft verweilt hatte, beurlaubte sich Philipp von dem Gefährten, bestieg das Pferd, das ihn hergebracht hatte und trat den Heimweg an. Sein Weg führte ihn durch einen Wald von Olivenbäumen, die auf Korfu schöner als irgendwo wachsen. Das Mondlicht spielte zauberisch durch das feine Laub, in dem ein leiser Nachtwind erquickend wehte; unten schimmerte silbern das unbewegte Meer wie ein Spiegel, in dem sich die sternbesäete Himmelsdecke in ihrer Herrlichkeit beschaute. Und in der Helle der südlichen Mondnacht zeichneten sich drüben auf dem Festland, wie ein duftiges Traumbild, die gewaltigen Bergformen der Gebirge von Epirus-Albanien; um ihre Gipfel schien es wie von Geisterchören zu wallen, deren unsterbliche Hymnen die Luft durchzitterten und ein erhaben selig-regiliöses Gefühl in der Seele weckten. „Ja, hier tönen sie noch, die heiligen Orakel von Dodona," sagte Philipp zu sich selbst; „hier versteht man die Urgeschichte der Menschheit und ihrer Naturreligionen, hier walten die alten Götter noch. Wohl mir, dass mein Weg

mich hierher führte, dass ich dieses Paradies mit diesen edel begabten, noch von der Zivilisation nicht verdorbenen Menschen fand. Wenn irgendwo, so muss mir hier ein Werk edler Kultur gelingen. Aber warum musste im Herzen die lange verstummte Sehnsucht wieder lebendig werden? Warum musste ein einziges, wunderbares, nie wieder zu findendes Idealbild meinen Weg durchkreuzen, um mir zu zeigen, dass die Krone des Lebens dennoch die Liebe ist? Die Liebe zu dem gleichgesinnten Weibe, das in körperlicher wie geistiger Vollendung uns den Himmel gibt, den erträumten, der schon hier sein könnte, wenn die Menschen noch im Bund mit den Himmlischen lebten, das heisst wenn sie sich dem Göttlichen verwandt fühlten. Nein, schwächen soll mich die Sehnsucht nach dem verlornen höchsten Glück nicht, aber im Herzen wird sie ewig bleiben und die stille Trauer wird ihren Schleier über all die Lichtbilder breiten, die mich hier umgeben. Doch je weniger ich noch für mich selbst verlange, je reicher soll andern zuteilwerden, was in meiner Macht steht zu geben, denn nur die tätige Liebe ist etwas wert. Kein Keim edler Kultur kann verloren gehen, weil sie nichts verliert im materiellen wie im geistigen Leben und weil jeder Keim an der langen Kette von Ursache und Wirkung irgendwie eine Frucht bringt."

Und es umspann ihn ein stiller wehmütiger Friede, während er unter solchen Gedanken

langsam dahinritt, den Zügel nachlässig hängen lassend und sich allem Zauber der Nacht immer mehr hingebend, bis er das kleine Haus erreichte, das ihm vorläufig zur Wohnung diente, während sich nicht weit davon bereits der Bau einer grösseren Villa erhob, die er in edel einfachem, dem Klima und der Umgebung angemessenem Stil aufführen liess. Es hatte sich ihm gleich nach seiner Ankunft auf Korfu eine vorteilhafte Gelegenheit zum Ankauf grossen Landbesitzes geboten, und da ihn die herrliche Natur, das wohltuende Klima, das Wesen und die Anlagen der Bewohner der Insel gleich aufs höchste einnahmen, so hatte er nicht gezögert, den Kauf einzugehen, und mit Eifer die Erbauung wohnlicher Räume für sich und den Vater begonnen, um, da dessen Ankunft sich so verzögerte, ihn gleich in häuslicher Bequemlichkeit zu empfangen, hauptsächlich aber um durch äussere Tätigkeit dem tiefen Seelenschmerz ein Gegengewicht zu geben, den er seit der Trennung von Bianka empfand. Er hatte keine Nachricht über seinen Aufenthalt nach Athen gelangen lassen, auf die Gefahr hin, dem Baron Marcel als ein Undankbarer, Unhöflicher zu erscheinen, denn er wollte die Baronin nicht der Versuchung aussetzen, ihrem Entschluss untreu zu werden und ihn trotz allem aufzusuchen. Er wollte für so lange wie möglich aus ihren Augen verschwinden, damit die Erinnerung an ihn sich schwäche und ihr Kampf für sie sich so erleichtere. Auch dem

Grafen Walther hatte er keine Nachricht zukommen lassen, denn er wollte sich selbst entschieden von dem allzumächtigen Eindruck trennen, den er dort empfangen, und kein hoffnungsloses Gefühl in sich nähren, das vielleicht seine Tatkraft hätte schwächen können. Seinem Vater hatte er seine Niederlassung angezeigt mit der Bitte, ihn, sobald er seine Existenz in der alten Heimat gänzlich aufgelöst haben würde, gleich in der neuen Heimat aufzusuchen und sich nie mehr von ihm zu trennen. Mit Wehmut gedachte er der Mutter, die ihr Pflichtgefühl dem als Kommunemitglied zur Deportation nach Neu-Kaledonien verurteilten Gatten nachgeführt hatte. „Da wird dies sanfte Gemüt sich verzehren in Sehnsucht nach mir, nach Dir, die Du ihrem Herzen doch ewig teuer geblieben bist," schrieb er dem Vater, „und wir werden sie nie wiedersehen. Sie ist ein grosses, seltnes Beispiel von dem Heroismus, der in so demütig einfachen Naturen leben kann. In meinem Herzen steht ihr Bild wie das einer Heiligen und wenn der unglückliche Mann, dem sie das Opfer wunderbarer Treue bringt, dessen auch nicht ganz wert war, so ist sie doch dadurch zu einer wahrhaft erhabenen Gestalt geworden, deren Märtyrertum nicht von den edelsten Märtyrern aller Zeiten übertroffen wird. O dass ihr Geist auf mir ruhe und mich fähig mache, in Treue gegen mein Gelübde, wie sie gegen die ihrigen, auszuharren bis an das Ende!"

Philipp erhob sich immer in erster Morgen-

frühe, wenn kaum der Tag graute, um in der Frische der frühen Stunde die Gegend zu durchstreifen und nach allen Seiten hin kennenzulernen; ferner die Arbeiter, deren er bereits eine grosse Zahl in Dienst genommen, sowohl bei den Bauten als bei der Feldarbeit zu beaufsichtigen und anzuleiten; durch seine Gegenwart und seinen sanften Einfluss alle Roheit zu verhüten, den Fleiss anzufeuern, aber zugleich durch gerechte Zeiteinteilung jede Übermüdung zu vermeiden. Denn er wollte vor allem, dass in seinem Dienst keiner zum Lasttier herabgewürdigt werde, dass keinem die Arbeit als eine unerträgliche Frone erscheine und dass nicht die Möglichkeit geistiger Erhebung durch übermässige physische Anstrengung ausgeschlossen werde.

So war er eines Morgens auch noch vor Sonnenaufgang ausgewandert, um nach einer Seite hinzugehen, die er noch nicht beschritten hatte. Noch herrschte Dämmerung in den dichten Olivenwaldungen, noch lag das Meer laut- und farblos wie in tiefem Schlummer und nur die Welle flüsterte leise am Fuss des felsigen Gestades vom Morgentraum der Nereiden, die die rosenfingrige Eos bald mit sanftem Kuss zum Spiel in dem Wellenbade wecken würde. Mehr wie je war sein Herz von Sehnsucht voll, denn im Traum hatte er Bianka gesehen, wie sie sich ihm in Liebe geneigt hatte, dann aber, plötzlich in jene andere Bianka verwandelt, vom hohen Fels jäh in die brau-

sende Meeresflut gesprungen war. Schmerzer griffen von dem Traum, von der Doppelerinnerung, war er vom Lager aufgesprungen und hinausgeeilt. Er hatte einen Bergpfad erklommen und sah von da in eine tiefe grüne Schlucht hinab, die sich bis an das Meer hinuntersenkte. Herrliche Bäume wuchsen hier in dichter Fülle; zwischen den Brotfruchtbäumen, dem Lorbeer, den immergrünen Eichen und dunklen Cypressen wanden sich mächtige Kakteen, Aloen mit baumhohen Blütenstengeln, Rosenbüsche, Feuerlilien, Agaven hindurch und bildeten ein beinah undurchdringliches Unterholz, unter dem dann noch unzählige Blumen und kleinere Pflanzen Raum und Schutz fanden. Als Philipps Auge in diese entzückende Wildnis, in der noch beinah Nacht herrschte, hinabsah, gewahrte er auf dem Grunde der Schlucht etwas wie Säulenwerk und wie einen Menschenbau, dessen Fuss die Welle bespülte. Es lockte ihn dort hinabzusteigen und das Rätselhafte zu ergründen. Da er an alle Arten von Wegen, auch an die gefährlichsten, durch seine Reisen gewöhnt war, so ward es ihm leicht, sich durch das dichte Buschwerk den Weg abwärts zu bahnen. Im Grunde der Schlucht angelangt, fand er, dass das, was er von oben nicht hatte erkennen können, die Ruinen eines dorischen Tempels waren, dessen Unterbau nebst einer Anzahl Säulen noch vollkommen erhalten, in dieser malerischen Umgebung, dicht über dem Meeresstrand, einen unvergleichlich poetischen Ein-

druck machten. Philipp betrat das kleine Heiligtum, das mit der Front noch Osten gewendet war, als eben die Morgenröte glühendere Farben annahm und das dunkel ruhende Meer sich purpurn zu färben begann. Nachdem er in die Cella eingetreten war und von der Stelle, wo einst die Bildsäule eines Gottes gestanden haben mochte, sich nach Osten wandte, stieg eben das Tagesgestirn in leuchtender Pracht jenseits des Meeres, hinter den Gebirgen von Epirus, empor und verbreitete eine Flut ätherischen Lichts über Land und Meer. Unwillkürlich breitete Philipp die Arme aus, wie die Jünger des Pythagoras es taten, um das segnende Licht zu neuem edlen Leben in sich aufzunehmen. In seinem Herzen wurde es wieder hell und die quälenden Gedanken der Nacht und des Traumes zerflossen wie das Dämmerlicht des Morgens vor dem hohen Glanz.

„Ja, gross fühlen und gross denken, wie du einst, Pythagoras, das ist's, was den Menschen unabhängig macht vom Schicksal. Wieder der Natur sich nähern und in heiligem Einklang mit der Harmonie des Weltalls leben, wie ihr frühen Weisen es tatet, das reinigt vom Schmutz der faschen Zivilisation, und in den Stunden erhabener Naturvorgänge da tönen uns die Orakel wieder und Götterstimmen werden um uns laut. Nicht das Glück besitzen, aber es verdienen, darauf kommt es an, das ist noch mehr als das: erkenne dich selbst."

Und von seinem Gott ergriffen, setzte er sich nieder auf einen Säulenstumpf, zog ein kleines Buch, das er immer bei sich trug, hervor und schrieb die Rhythmen nieder, die durch seine Seele wogten; einen feurigen Hymnus des wahren Kultus, den von ihrer Geburtsstunde an die Menscheit in ewiger Sehnsucht nach „einem Höheren, Reineren, Unbekannten“ zu feiern gesucht hat, und der auch in den rohesten Formen das war, was sie adelt und über das Tier erhebt.

Als er den glühenden Erguss seiner Dichterseele beendet hatte, erhob er sich. In seinem Herzen wohnte wieder stiller Friede und er überschaute noch einmal das herrliche Bild, das nun im Sonnenlicht sich vor ihm ausbreitete. Dann stieg er die halb verfallnen Stufen hinunter, die wohl den Aufgang zum Tempel von der Seite des Meeres her gebildet hatten, von dem sie vielleicht in früheren Tagen ein weiterer Raum getrennt haben mochte, der nun durch die Welle hinweggespült war. Als er den Strand erreicht hatte, blieb er verwundert stehen, denn er sah, dass unter dem Unterbau des Tempels sich eine kleine Grotte wölbte, in der ein kristallheller Quell aus dem felsigen Untergrund in ein antikes, von Menschenhand behauenes Becken sprudelte, und dass an dem Brunnen eine hohe, schlanke Frauengestalt in der Landestracht stand und Wasser in zwei schön geformte kupferne Gefässe laufen liess. Sie hatte ihm den Rücken zugewendet und

stand unbeweglich, des Ausgangs ihres Geschäfts harrend. Philipp zögerte einen Augenblick, ob er sie stören solle, doch siegte der Wunsch, alles in dieser Gegend kennenzulernen, und die Hoffnung, hier vielleicht trinkbares Wasser zu finden und den brennenden Durst zu löschen, der ihn nach der langen Morgenwanderung quälte. Erst als er neben ihr stand, wandte die Frau ihr Gesicht ihm zu, denn in dem weichen Sand des Ufers hatte sie seinen Schritt nicht vernommen und er erkannte nun die junge Alexandra, deren wunderbare Schönheit ihn bei jenem Volksfest schon in Erstaunen gesetzt hatte. Ein züchtiges Erröten überflog bei seinem Anblick ihr Antlitz und rasch ergriff sie die erst halb gefüllten Krüge, wie um sich zu entfernen. Aber Philipp sagte, indem er sie ehrerbietig grüsste: „Wenn dies Trinkwasser ist, möchtest du mir wohl, o Alexandra, einen Trunk aus deinem Kruge gewähren? Ich bin schon seit vielen Stunden vom Hause entfernt und mich plagt der Durst."

Philipp hatte sie in ihrer Sprache angeredet, deren er bereits ganz mächtig war, und der sanfte Ton seiner Stimme und die bescheidne Bitte mochten sie wohl mit vollem Vertrauen erfüllen, denn sie reichte ihm einen der Krüge mit freundlichem Lächeln und sagte: „Trink o Herr, es ist treffliches, süsses Wasser. Gott segne dir den Trunk."

Philipp setzte den Krug an die Lippen, und während er das erquickende Nass in langen

Zügen schlürfte, sah er voll Bewunderung auf das herrliche Geschöpf, das in ruhig edler Haltung vor ihm stand, mit niedergeschlagenen Augen, geduldig wartend, bis er genug erfrischt sei.

„Ja, Nausikaa," dachte er, „so hat sie auch den verirrten Helden gelabt und wie ihr, so hat auch dieser die Natur den Stempel königlicher Würde aufgedrückt."

Dankend reichte er endlich den beinah geleerten Krug der Jungfrau, zog ihn aber, sich besinnend, wieder zurück, als sie ihn ergreifen wollte, und sagte: „Nein es ist recht und billig, dass ich ihn dir wieder fülle und ihn dir nach Hause trage, denn die Sonne steht schon hoch und der Weg da hinauf durch das dichte Gebüsch ist beschwerlich, noch dazu mit der Last von zwei gefüllten Krügen."

„Da hinauf gehe ich nicht," erwiderte sie lächelnd, wobei der schöne Mund zwei Reihen blendend weisser Zähne zeigte, „ich kenne einen guten Pfad hier längs des Meeres im Olivenschatten; jeden Morgen hole ich das Wasser an dieser Quelle und es wäre hart, müsste ich immer über die steile Höhe gehen. Dieser Pfad führt gerade zu unserem Weingarten und — auch zu deinem Olivenwald," setzte sie etwas zögernd hinzu.

„Ach ja, wir sollen ja Nachbarn sein," sagte Philipp rasch, „so sagte Signor Pietro, ich vergass es."

„Ich sah dich schon oft unter deinen Bäumen," versetzte sie.

„Darf ich mit dir gehen, damit ich den Weg kennen lerne und auch sehe, wo du wohnst? Ich möchte Euch ein guter Nachbar werden."

„Du kannst mir auf dem Wege folgen," versetzte sie ernst, fast streng, „so wirst du ihn kennen."

Dabei ergriff sie den einen vollen Krug und setzte ihn auf den Kopf, den andern wollte sie nehmen, um ihn in der Hand zu tragen, aber Philipp kam ihr zuvor, nahm ihn und sagte: „Ich werde nicht erlauben, dass du die zwei schweren Krüge trägst, diesen trag ich."

„Ich bins gewohnt," erwiderte sie, indem eine leichte Röte ihre Wangen färbte, „aber du bist ein Fremder, ein reicher Fürst" —

„Ich bin ein Mensch wie du, wie alle hier auf Korfu, und ich möchte Euch ein Freund und Helfer sein," versetzte Philipp. Alexandras dunkles Auge schaute ihn einen Augenblick ernst und prüfend an, dann sagte sie fest: „Ich vertraue dir!" und schritt voran auf einem schmalen, aber bequemen Pfad, der längs des Meeres, immer im Schatten der Oliven, hinführte. Philipp folgte ihr, den Krug tragend. Er bewunderte die hohe, edle Gestalt, wie sie mit sicherem und doch elastischem Schritt vor ihm herging, den schweren Krug mit untrüglicher Sicherheit auf dem Kopf wiegend, ohne ihn nur einmal mit der Hand zu stützen, eine prächtige Karyatide, wie sie kein griechischer Meissel schöner und würdevoller erschaffen hat. Sie wandte sich nicht einmal nach ihm um

und sprach nicht ein Wort, als wisse sie gar nicht, dass er ihr folge. Er ehrte ihre jungfräuliche Scheu, hielt sich immer in einer kleinen Entfernung von ihr und blieb stumm wie sie. Endlich langten sie an einer Umzäunung an, die den Einblick in einen Weingarten gewährte, in dessen Mitte ein ärmliches Häuschen stand. Hier wendete sich Alexandra um und sagte: „Ich danke dir, hier bin ich zu Haus."

Dabei wollte sie den Krug ergreifen. In dem Augenblick aber trat eine ältere Frau aus der Tür des Gartens, in der Philipp sogleich die Mutter Alexandras erkannte. Sie blieb befremdet und fast finster blickend stehen, als sie die Tochter in Begleitung eines Mannes sah. „Ich erwarte dich schon lange, du kommst spät," sagte sie streng.

Philipp trat mit ehrerbietigem Gruss auf sie zu und sprach: „Grüss dich Gott, edle Frau, ich traf deine Tochter beim Brunnen und sie erquickte mich mit einem Trunk Wasser. Sie zeigte mir den Weg, der hier herauf auch zu meinem Land führt und den ich nicht kannte. Willst du mir erlauben, Euer Freund zu sein, wie ich Euer Nachbar bin?"

Die Stirn der noch immer schönen Frau hatte sich geglättet und sie sagte: „Nun erkenne ich dich; da du ein Freund von Signor Pietro bist, wirst du ein rechtschaffner Mann sein; darum sei willkommen; tritt ein bei uns und ruhe aus von der Wanderung!"

Sie nahm ihm den Krug aus der Hand und

lud ihn mi tfreundlicher Gebärde ein, in den Garten zu treten. Philipp folgte der Aufforderung gern, denn sein grösster Wunsch war, zu den Einwohnern der Insel bald in ein vertrauensvolles, menschlich schönes Verhältnis zu treten. Zudem zog ihn eine warme Sympathie zu diesen Frauen hin, die so schön, so einfach-edel erschienen. Während er sich auf dem Sitz in einer Weinlaube, den die Mutter ihm anwies, niederliess, ging Alexandra mit den Krügen in das Haus. Die Mutter setzte sich zu Philipp und sprach mit ihm über seinen Ankauf, über die Art hier das Land zu bebauen; fragte warum er sein Vaterland verlassen habe und wurde immer zutraulicher, je mehr Philipps Antworten ihr die Überzeugung gaben, dass sie es mit einem edlen Manne zu tun habe.

Nun trat Alexandra wieder aus dem Hause und brachte einen irdenen Krug und Pokale, welche sie auf den steinernen Tisch in der Laube niedersetzte. Sie hatte das weisse Tuch vom Kopf genommen, sodass die dicken Flechten schwarzen Haares, mit rotem Band durchflochten, die den edlen Kopf wie eine Krone umgaben, voll sichtbar waren. Mit würdevoller Anmut schenkte sie einen Becher voll Wein aus dem Krug und kredenzte ihn dem Gast, der immer wieder in Gedanken sagte: „Nausikaa!“

„Es ist Wein aus unserem Garten, den wir selbst bereiten,“ sagte die Mutter und nahm auch ein gefülltes Glas, das die Tochter ihr reichte, um dem Fremden den gastlichen Gruss

zuzutrinken. Philipp lobte das Getränk und verschmähte es nicht, als Alexandra zum zweitenmal seinen Becher füllte. Indem ertönte ausserhalb des Gartens eine frische, jugendliche Tenorstimme, die ein neugriechisches Fischerlied sang.

„Das ist Jani," sagte Alexandra und wandte sich dem Eingang zu.

„Wer ist Jani?" fragte Philipp, nicht ohne eine gewisse unangenehme Empfindung, dass es möglicherweise ein Bräutigam sein könne.

„Es ist mein Sohn," versetzte die Mutter, „er ist unten am Strand gewesen zum Fischen, denn er steht im Dienst des Signor Demetrio, der ein reicher Padrone ist und nie selbst arbeitet, sondern die Burschen in Lohn nimmt. Jani bringt uns wohl etwas vom Fang zur Mahlzeit."

Alexandra war dem Bruder entgegen gegangen und trat nun mit ihm in die Laube. Er war ein prächtiger Bursche, hoch und schlank wie die Schwester, obwohl etwas jünger als diese. Der feine Oberkörper wiegte sich elastisch auf den kräftigen Beinen, die nur ein paar bis über die Knie aufgeschlagene, blaue leinene Hosen bedeckten, während das Hemd, die einzige Bekleidung des Oberkörpers, vorne offen, die Brust und den Hals frei liess. Eine kleine Mütze, unter der das schwarze Lockenhaar auf das blühende Antlitz herabfiel, bedeckte den Kopf; schwarze Augen glühten wie Kohlen über den bräunlichen Wangen, und über

dem lachenden Mund bildete sich ein schwarzes feines Bärtchen; kurz er war ganz das schöne Seitenstück zu der schönen Schwester, nur hatte er, statt des fast melancholisch ernsten Ausdrucks des Mädchens, die sprühendste Lebenslust in den Augen und auf den schwellenden Lippen. Freundlich grüsste er den Fremden und breitete dann ein Tuch auf dem Tisch vor der Mutter aus, worin es wie lauter Silber funkelte und kleine Fische, mit den Schwänzchen schnellend, angstvoll nach dem befreundeten Element suchten, ohne das der Tod ihrer wartete.

„Du hast sie doch nicht von des Padrone's Fang weggenommen?" fragte die Mutter und sah den Sohn scharf an. „Nein," erwiderte dieser lachend und die weissen Zähne zeigend, „heute ist der Namenstag der kleinen Filomena, des Padrone Töchterlein, da hat er uns jedem einen Teil des Fanges geschenkt und uns früh Feiertag gegeben. Ich wollte die Alexandra bitten, mir einen schönen Strauss zu binden, um ihn der Filomena zu bringen."

Die Mutter sagte ihm, er solle Blumen im Garten pflücken und sie der Schwester bringen, die sie zum Strausse binden würde. Der Bursche sprang fröhlich fort, dem Teil des Gartens zu, wo Blumen in Menge blühten; Alexandra nahm das Tuch mit den Fischen und trug sie in das Haus. Die Mutter wandte sich zu Philipp und sagte: „Die Filomena ist noch ein halbes Kind, aber schön und gut, und der Jani hat sie ins

Herz geschlossen, ich hab's schon lang gemerkt. Aber es macht mir Sorge, denn der Padrone ist ein reicher Mann und wird das einzige Kind nicht einem armen Fischer geben. Auch lässt er die Filomena lesen und schreiben lernen und da wird sie selbst, wenn sie noch zwei Jahre älter ist, den unwissenden Fischerbuben nicht wollen, sondern einen vornehmen Bürger aus Korfu."

Noch ehe Philipp den Gedanken aussprechen konnte, der in ihm aufblitzte, kehrten die Geschwister zurück. Alexandra setzte sich auf einen Stein, unfern von der Mutter und dem Gast, so dass dieser gerade das edle, fein geschnittne Profil des Mädchens sehen konnte. Jani schüttete ihr einen ganzen Blumenregen in den Schoss und kniete dann bei ihr nieder, ihr die einzelnen Blumen zu reichen, die sie kunstvoll zum schönsten Strausse band. Nichts konnte reizender sein als diese Gruppe der beiden schönen Wesen bei der anmutsvollen Beschäftigung; Philipps Auge weilte mit dem innigen Wohlgefallen darauf, das das Schöne in uns zu erwecken pflegt, und über den Gedanken, die sich in ihm regten, vergass er ganz das Reden und dass es doch auch Zeit sei zu gehen. So blieben sie alle eine Weile in lautloser Stille, bis Jani endlich aufsprang, den fertigen Strauss, den die Schwester ihm reichte, in die Höhe hielt und frohlockend ausrief: „Einen schöneren Strauss bekommt die Filomena von keinem!" Dann zeigte er ihn der

Mutter und dem Fremden. Philipp bewunderte die reizende Zusammenstellung der Blumen und sagte es mit freundlichen Worten dem Mädchen, der ein flüchtiges Rot bei diesem Lob die Wangen färbte.

„Nun geh ich, der Filomena die Blumen zu bringen," rief Jani, sprang in das Haus und kam bald darauf zurück, mit blendend weissen Strümpfen an den früher nackten Beinen, mit ausgeschnittnen Schuhen an den Füssen, weiten, blauen Hosen um die Schenkel, in einer Tuchjacke und einem hohen, roten Fez auf dem Kopf; die schwarzen Locken hatte er zierlich geglättet, Gesicht und Hände frisch gewaschen, und so geschmückt ergriff er den Strauss, um ihn Filomena zu bringen. Philipp sagte, er wolle mit ihm gehen, da sie beide denselben Weg hätten, nahm herzlichen Abschied von den Frauen und begab sich mit dem Burschen, der ihm die grösste Sympathie einflösste, auf den Weg. Er brachte alsbald das Gespräch auf den Padrone und dessen Tochter, und Jani verriet bald in unbefangenem aufrichtigem Geplauder, wie sehr sein Herz von der Anmut des kleinen Mädchens voll sei. Aber sie sei reich und vornehm und nun lasse der Vater sie auch lesen und schreiben lernen, da werde sie am Ende auch stolz werden und nichts mehr von ihm wissen wollen. Philipp fragte ihn, ob es ihn freuen würde, auch lesen und schreiben zu lernen, und als Jani es freudig bejahte, dann aber traurig hinzusetzte, daran

sei für ihn nicht zu denken, weil er den ganzen Tag am Strand und auf dem Meer sein müsse bei der Arbeit für den Signor Demetrio, da schlug Philipp ihm vor, den Dienst bei dem letzteren zu verlassen, bei ihm Gartenarbeit zu übernehmen und sein Schüler zu werden, wo er bald die Filomena an Wissen überflügeln solle. Auch versprach er ihm das doppelte des Lohnes, den er bei Demetrio erhielt, und da sie Nachbarn seien, könne er bei der Mutter und Schwester im Hause bleiben und nur den Tag bei ihm zubringen. Jani war einige Augenblicke sprachlos vor Überraschung, dann jubelte er plötzlich laut auf und sein Antlitz strahlte von Seligkeit. „O dann wird die Filomena mein und ich brauche Demetrio nicht mehr zu fürchten," rief er frohlockend und setzte hinzu: „Und du sollst sehen, Herr, dass ich deiner Güte nicht unwert bin," dabei beugte er sich und wollte Philipps Hand küssen. Dieser entzog sie ihm sanft, legte sie ihm auf die Schulter und sagte, indem er ihm liebevoll in die strahlenden, schwarzen Augen blickte:

„Sei ein braver, treuer Mensch, dann hast du an mir einen Freund, der dir in allem guten helfen wird."

Sie waren inzwischen bei Philipps Wohnung angelangt und dieser sagte dem Jüngling, er möge sich, sobald es schicklicher Weise tunlich sei, aus dem Dienste des Demetrio lösen und zu ihm kommen.

„O ich komme schon morgen," rief dieser

lachend, „dem Alten ist's einerlei, wann ich gehe, er findet zehn Fischer für einen. Ihm sag ich noch nichts von meinem Glück, aber sie soll es wissen.“ Mit warmem Händedruck verabschiedete er sich von Philipp und flog mehr als er ging den Abhang hinab, der auf der entgegengesetzten Seite von seiner Mutter Haus und der höher gelegenen Wohnung Philipps nach dem Meer hinunterführte. Noch ehe er das Ufer erreichte, blieb er in mässiger Höhe an einer Rosenhecke stehen, die einen, wie es schien, geräumigen Garten einfasste, in dem man ein für die Gegend stattliches Haus gewahrte. Sein Herz klopfte heftig von dem schnellen Lauf und den stürmischen Gedanken, die ihn bewegten und die er erst zur Ruhe bringen wollte. Aber plötzlich fuhr er zusammen, als eine helle Stimme hinter der Hecke leise doch vernehmlich seinen Namen rief. Rasch bog er einige Rosenzweige auseinander, ohne zu beachten, dass die Dornen ihm die Hände blutig ritzten, und sah nun wie in einem Rahmen ein reizendes, fast noch kindliches Mädchenantlitz, nicht so vollendet schön wie seine Schwester, aber voll Anmut und schalkhafter Heiterkeit in den schwarzen Augen und auf den purpurroten Lippen. „Jani, ich sah dich kommen,“ sagte sie, „ich dachte es doch, dass du meinen Festtag nicht vergässest; komm an's Gitter dort, wir können ungestört plaudern; der Vater hält sein Mittagschläfchen und nachher fährt er mit mir zur

Stadt, da soll ich mir kaufen was ich will, zum Geschenk.“ Eilig hüpfte sie zu dem einige Schritte davon entfernten Gittertor und Jani folgte von aussen, etwas beklommenen Herzens, denn er hatte ihr ja nichts als Blumen zu geben. Das Mädchen öffnete ihm die Gittertür und winkte ihm, rasch in einen dunklen Laubengang einzutreten, der sich längs der Hecke im Garten hinzog.

„Wie du schön bist, Filomena,“ sagte Jani, dem plötzlich sein ganzer Mut entschwunden schien, indem er auf die prächtige, neue Kleidung blickte, die die zierliche Gestalt des kaum fünfzehnjährigen Mädchens umgab, die goldgestickte, rote Sammtjacke, das silberne Mieder darunter mit silbernen Ketten, den dunkelblauen, fein gefältelten seidenen Rock, die silbergestickten Sammtschuhe und den gelben, mit Spitzen eingefassten Schleier, der mit grossen goldnen Zitternadeln auf dem Kopfe festgehalten wurde. „Ach Filomena,“ fuhr er verlegen fort, „ich habe dir nichts zu bringen zu deinem Fest als diesen Strauss.“ Das kleine Mädchen ergriff ihn hastig, sah ihn verschämt lächelnd an und sagte: „Du weisst's doch Jani, dass mir deine Blumen lieber sind als der Korallenschmuck, den mir der Vater heute kaufen will.“

„O Filomena!“ rief Jani mit wieder auflebender Freude, „ich möchte dir allen Schmuck der Welt schenken und wer weiss“ — er hielt inne, denn das Mädchen legte den Finger auf

den Mund und bedeutete ihn, nicht so laut zu sprechen, damit man ihr Geplauder nicht etwa höre und sie störe. Flüsternd berichtete nun Jani, was ihm soeben begegnet und welche Hoffnungen er für die Zukunft daran knüpfe. Filomena hörte ihm mit leuchtenden Blicken zu und als er geendet hatte, fragte sie: „Wie lange wirds sein, dass du so viel Geld erwirbst wie mein Vater und dass du lesen und schreiben kannst?“

„Ja das weiss ich nun nicht,“ erwiderte Jani betroffen, „lang wird's wohl werden und du vergissest mich vielleicht in der Zeit, oder der Vater gibt dich einem reichen Mann in der Stadt“ —

Filomena sah ihn mit einem schelmischen Lächeln an und sagte: „Glaubst du, dass ich nicht meinen Willen habe?“

„Ja schon, das glaub' ich wohl,“ versetzte Jani bekümmert, „aber ob du mich wollen wirst — wenn ich ein Pfand hätte, dass du mich wirklich liebst“ —

Wieder traf ihn ein schelmischer Blick aus den blitzenden Augen, dann aber schlug die Kleine die Augen nieder, zog eine dunkelrote Rose aus dem Strauss, den er ihr gegeben, und reichte sie hoch errötend dem Jüngling, ohne ihn anzusehen.

„O Filomena!“ rief Jani entzückt und machte eine Bewegung, als wollte er sie in seine Arme schliessen, aber das Mädchen sprang mit einer raschen Bewegung, wie eine kleine Eidechse,

zur Seite, rief: „Leb' wohl, Jani, der Vater wird wach sein, ich muss fort," und eilte den Laubengang hinunter, wo sie seinen Blicken entschwand. Jani drückte die Rose an seine Lippen und verliess den Garten, und die frohen Hoffnungen, die ihn beseelten, liessen ihn bald die Enttäuschung vergessen, dass es nicht die rosigen Lippen statt der Rose waren, die er geküsst hatte. Zu Hause erzählte er, was der fremde Herr ihm angeboten. Die Mutter wiegte mit ernstem Bedenken den Kopf und sagte dann: „Wenn der Herr so gut ist wie er aussieht und dir ein Freund sein will, dann bin ich's zufrieden; sonst bleib lieber arm, aber ein freier Mann; dienen ist oft schwer."

„Und was meinst du, Schwester?" fragte Jani, der mit besonderer Liebe an Alexandra hing.

„Tu es!" sagte sie und wendete sich ab, um ihr Erröten zu verbergen.

XL.

Philipp hatte alte Fundamente eines Baues vorgefunden, der einst wohl in den Zeiten venetianischer Herrschaft hier gestanden haben mochte, und hatte auch einiges Mauerwerk, das noch übrig war, benutzen können, so dass sein Wohnhaus schnell emporgestiegen war und, bereits von aussen fertig, nur noch innen der Vollendung bedurfte. Grosse luftige Räume

von edlen Verhältnissen waren dessen Hauptschmuck. Eine von Säulen getragene, weite Vorhalle mit herrlicher Aussicht auf das Meer und die Küsten des Festlands gewährte einen köstlichen, frischen Aufenthalt in den heissen Stunden; von da kam man in ein Atrium nach antikem Vorbild, in dessen Mitte ein Springquell in ein Marmorbecken fiel; daran schlossen sich die übrigen Gemächer, alles nach Philipps eigenem Plan und seiner Zeichnung geschaffen. Bei der Menge Arbeiter, die er gedungen hatte, stieg der Bau rasch empor. Er belebte die Leute durch seinen freundlichen Umgang und willig ordneten sich ihm alle unter, da er nie herrisch befahl, nie ungerecht forderte, durch seine milde Überlegenheit aber allen das Gefühl gab, dass er besser wisse, was geschehen müsse und wie alles zu machen sei. Nie forderte er übertriebene Anstrengung und wenn die frühe Feierstunde nahte, sammelte er die Arbeiter um sich, fragte nach ihren Bedürfnissen, gab praktischen Rat und, wo er wirkliche Not fand, reichliche Hilfe. Er suchte ihre Gedanken über gute und schöne Dinge zu wecken, ohne sie mit Wissen, was für sie keinen Wert hätte, zu beschweren, und ihre sittlichen Anschauungen zu veredeln, indem er sie lehrte, dass Güte und freundliches Helfen besser sei als Neid, Hass und Rache. In Fällen des Zwistes, der aufgeregten Leidenschaften, der Rivalität, schlug er ihnen vor, sich an ihn zu wenden und wenn sie Vertrauen zu ihm hätten, sich seinem Urteil

zu unterwerfen. Mehrere Fälle der Art waren schon vorgekommen und seine unbestechliche Gerechtigkeit, mit der versöhnenden Milde und Freundlichkeit seines Wesens, hatten sein Ansehn schon so befestigt, dass er einen fast allmächtigen Einfluss ausübte und dass in seiner Gegenwart jede Roheit, jede Gewalttat ausblieb, Sitte und liebreiches Betragen aber von selbst, wie die natürlichen Blüten einer gesunden Pflanze emporsprossten. So hatte er sich schon eine kleine Welt geschaffen, in der er durch die Macht seiner Persönlichkeit zum Segen herrschte. In Korfu traf er einen jungen deutschen Maler, den besondere Umstände dahin verschlagen hatten und den nun die Naturschönheiten der Insel sowohl, wie die fehlenden Mittel zur Rückreise hier festhielten. Sein grosses Talent, seine schöne Auffassung gefielen Philipp und er schlug dem jungen Mann vor, bei ihm zu bleiben, die Wände seiner Villa mit Fresken zu schmücken und, von ihm unterstützt, eine Zeichenschule zu errichten, um der natürlichen Begabung der Insulaner zu Hilfe zu kommen und ihren Sinn an edlen Vorlagen zu bilden, damit auch den einfachen Verhältnissen der Schmuck zuteil werde, den der Sinn für das Schöne auch selbst noch der Armut zu verleihen imstande ist. Kleinlichen Luxus dagegen, geschmackloses Anhäufen von Gegenständen, die an und für sich keinen Wert haben, schloss er auf das strengste von seinen Einrichtungen aus und

lehrte durch sein Beispiel auch andere, dies zu verschmähen.

Jani hatte, seinem Vorsatz gemäss, dem alten Demetrio den Dienst gekündigt und war bei Philipp eingetreten, der ihn bei den Gartenanlagen beschäftigte, wobei er jedoch nur wenig ordnete und der Natur, die hier so künstlerisch verfuhr, möglichst freies Spiel liess. Wie er es versprochen hatte, gab er dem Burschen nun auch täglich eine Stunde der Belehrung und freute sich an der gesunden Intelligenz, an dem raschen Verständnis und dem Lerneifer des Jünglings, der bald mit solch schwärmerischer Liebe an ihm hing, dass selbst Filomenas Bild darüber etwas in den Hintergrund trat. Wenn er abends zu Mutter und Schwester zurückkehrte, erzählte er die Vorgänge des Tages und liess seiner Begeisterung für Philipp freien Lauf. Die Mutter lächelte teilnehmend bei seinen feurigen Worten; Alexandras Augen aber leuchteten von einem inneren Licht und ihr wunderbares Antlitz übergoss sich mit Rosenglut, während sie sich tiefer auf ihre Arbeit bückte.

Nach einigen Tagen bat sie den Bruder, er möge sie abends zu lehren versuchen, was er am Tag gelernt; Jani willfahrte ihrem Wunsch mit Freuden und nahm eine sehr wichtige Miene an, da er bei der älteren Schwester als Lehrer auftreten sollte. In seiner Herzensfreude erzählte er es Philipp und lobte den grossen Verstand Alexandras, wie sie alles

gleich erfasse und behalte und wie sie ihn bald überflügeln werde. „Ja, wenn sie mit mir kommen dürfte zur Stunde," sagte er endlich etwas schüchtern, „ich glaube, es würde sie glücklich machen und sie verdient es, sie ist das beste Mädchen auf Korfu," rief er feurig, „ja selbst besser als die Filomena, die gar zu gerne neckt; sie könnte ja dafür auch im Garten arbeiten, denn sie versteht es und bestellt unseren Garten auch."

„Mein Freund, ich brauche keinen Lohn dafür," erwiderte Philipp lächelnd, „ich werde deiner guten Schwester gern helfen, nur muss es der Muttter und Alexandra recht sein. Sie ist zurückhaltend und sittsam und ich ehre sie dafür; vielleicht würde es ihrem Gefühl widersprechen, bei einem anderen Mann als dem Bruder zu lernen; auch möchte ich nicht, dass andere daran Anstoss nehmen und über Alexandra ungünstig urteilten."

„Ha, es soll einer wagen, über Janis Schwester zu reden!" rief der Jüngling und in seinen Augen flammte es wild.

„Nein, mein Freund, es solls auch keiner wagen," sagte Philipp ernst, „darum eben wollen wir nichts tun, was die Leute dazu veranlassen könnte, denn so wie Gelegenheit Diebe macht, so weckt auch unvorsichtiges Handeln oft die üble Nachrede auf; in allen Fällen ist es besser, die Menschen nicht zum bösen zu reizen. Ich wills überlegen und mit der Mutter sprechen, wenn Alexandra es wünscht."

„O, sie wünscht es so heiss, wie man es nur wünschen kann," rief Jani wieder. „Ich habs in ihren Augen gelesen, ich kenne sie so gut, sie sagts nur nicht, weil sie fürchtet, es könne dir missfallen."

Nein, missfallen konnte es ihm nicht, aber er fürchtete fast die Annäherung an dieses edel schöne Mädchen. Er fühlte, dass sie ihm hätte teuer werden können, wenn sein Herz frei gewesen wäre, aber es blutete aus einer Wunde, die nicht heilen wollte, und so männlich er dagegen ankämpfte, so konnte er doch oft der tiefen Sehnsucht kaum Herr werden, die ihn zu jener hohen Jungfrau zurückzog, in der er sein weibliches Ideal verwirklicht gefunden hatte. Nun wollte er aber auch nicht, dass das Mädchen für ihn in Liebe entbrenne; er hatte schon so schmerzlich darunter gelitten, Liebe zurückweisen zu müssen, er wollte das nicht noch einmal erleben. Er war deshalb auch noch nicht wieder zu den Frauen hinübergegangen, hatte sie nur einigemal am Gartenzaun, der ihren kleinen Weingarten von seiner Besitzung trennte, gegrüsst und einige Worte mit ihnen gewechselt. Nachdem er Jani bei seiner Arbeit zurückgelassen hatte, ging er gedankenvoll in den träumerischen Schatten seines Olivenwaldes, durch den jetzt einige von ihm angelegte, wohlgepflegte Pfade führten. Er gedachte der seltsamen Verwickelungen des Schicksals, das ihm das unerreichbare Ideal gezeigt hatte und ihm dadurch ein

anderes, minder vollkommnes Glück unmöglich machte. „Es soll wohl so sein," sagte er zu sich selbst, „mein Schicksal ist symbolisch. Das Ideal ist der Stern des Orients, der uns vorwärts leitet zu der Geburtsstätte der Erlösung, die sich nur durch Leiden und Entsagung und durch die ethische Tat vollzieht, in der das Selbst an das Kreuz geschlagen wird, um in Mitleid und Liebe für die anderen zu wirken."

Unter solchen Gedanken war er an das Ende des Waldes gelangt, wo dieser an den Weingarten von Janis Mutter anstiess. Hier bildeten Steineichen, mit den Ölbäumen vermischt, ein beinah undurchdringliches Laubdach, in dessen Schatten es sich in der heissen Mittagsstunde herrlich ruhen liess. Philipp hatte einen runden Platz unter den Bäumen aushauen lassen, der gleich einem Tempel von den uralten, kräftigen Baumstämmen wie mit Säulen umgeben war. In seiner Mitte hatte er einen kleinen Altar von Steinen aufgeschichtet und mit einer Marmorplatte bedeckt, die er bei den Ausgrabungen am Bau der Villa gefunden hatte und die in griechischer Sprache die Inschrift enthielt: „Den Göttern". Dieser kleine Hain war sein Lieblingsplatz, wenn die Stimmungen der Seele ihn hinwegdrängten aus der praktischen Tätigkeit; und manches Gedicht war schon hier entstanden, das zu den übrigen gelegt einer einstigen Veröffentlichung harrte. Er legte sich unter einen Baum nieder und zog seine Schreibtafel hervor.

Es klang ein erhaben schmerzlicher Rhythmus durch sein Gemüt. Er schrieb: „Den Göttern". Und sie wurden lebendig um ihn, jene dichterischen Gestalten, die die bildende Phantasie jugendlicher Völker geschaffen hatte; bis endlich eine ideale Jünglingsgestalt mit mildem Lächeln unter sie trat, eine Dornenkrone um das Haupt, von der ein Glanz in hellen Strahlen ausging. Vor dieser Erscheinung zerflossen die übrigen Gestalten wie Morgenwölkchen, wenn die Sonne aufgeht. Aber der Jüngling deutete prophetisch in die Zukunft und sagte: „Ich bin der letzte nicht, es kommen noch andere, noch Erhabenere und verkünden noch reinere, herrlichere Lehren." Melodisch flossen die rhythmischen Zeilen auf das Blatt hin, bis endlich die heise Mittagsstunde ihr Recht geltend machte; Schreibbuch und Griffel entfielen der Hand des Schreibenden, sein Kopf sank zurück auf das weiche Moos des Bodens, die Augen schlossen sich und tiefer Schlaf umfing ihn. Wie lange er geschlafen haben mochte, wusste er nicht, aber die Mittagshitze war schon vorüber und durch die Wipfel der Bäume säuselte ein frischer Hauch, der ihn weckte. Er schlug die Augen noch halb schlafbefangen auf und glaubte noch zu träumen, denn er sah in ein wunderschönes Antlitz, das über ihn gebeugt, ihn mit Sorge betrachtete. Im ersten Augenblick verwirrten sich seine Gedanken; jene ferne Zeit in der Betragne, die Grotte der Feen und das schöne Weib, das

ihn damals rettend angeblickt, dann sein Traum, der ihm eben die zweite Bianka zugeführt hatte — alles zog blitzschnell durch seine Gedanken hin, bald aber kehrte das volle Bewusstsein zurück. Er richtete sich halb auf und sagte verwundert, fast streng, zu der scheu Zurückweichenden: „Alexandra, du?“

Mit holder Purpurröte der Scham übergossen, stand das Mädchen zitternd und ängstlich vor ihm, dann aber fasste sie sich und sagte: „Vergib mir, Herr! ich sah von unserm Garten aus dich hier liegen und schlafen, da kam ich dich zu schützen.“ Sie sah so rein und sittsam aus, schien so bewegt, hier betroffen worden zu sein, dass Philipp den Unwillen, der ihn beschleichen wollte, schwinden fühlte, und er sagte freundlich: „Mich schützen, liebe Alexandra? und wovor? Hier droht mir doch keine Gefahr!“

„Doch Herr; du weisst es vielleicht nicht,“ sagte sie mit ihrer tiefen, melodischen Stimme und sah ganz ernst aus, „eine schlimmere Gefahr drohte dir als wenn eine Schlange oder ein Raubvogel dir genaht wären.“

„Ei was ist's, Alexandra?“ versetzte Philipp, der es nicht begreifen konnte, was sie meine, und in dem Augenblick, bestrickt von dem allmächtigen Zauber ihrer Schönheit, und in der weichen Stimmung, in die ihn seine dichterische Erregung, der Schlaf und die schmeichelnde Luft in diesem Wonnehain versetzt hatten, jener strengen Vorsätze nicht

gedachte. „Setz dich zu mir, liebes Mädchen," fuhr er fort, indem er ihre Hand ergriff und sie an seine Seite zog, „und erzähl mir, was für eine Gefahr mir drohte."

Ein leises Zittern ging durch Alexandras Körper, als seine Hand die ihre fasste und sie sich an seiner Seite im Moose niederliess.

„Nun, Alexandra?" fragte Philipp und sah sie liebevoll lächelnd an.

Sie senkte das Haupt ein wenig, um ihre Bewegung zu verbergen, dann hub sie mit gedämpfter Stimme an: „Du weisst wohl in deinem Lande nicht, dass hier bei uns noch Geister hausen? Sie sagen, es sind Götter und Gespenster aus uralter Zeit. In den Stämmen der alten Ölbäume wohnen sie und wenn der Hirt seine Ziegen und Schafe vorübertreibt und auf seiner Rohrpfeife bläst, dann kommen sie aus ihren Bäumen, denn man sagt, sie kennen den Flötenton aus alter, alter Zeit. Es sind wilde, schreckliche Wesen mit Schwänzen und auf dem Kopfe Bockshörner und Kränze von Efeu und Wein; sie necken die Herden und tanzen und springen mit ihnen. Was aber noch schlimmer ist, das sind die wilden Frauen, die auch dabei sind, teuflisch schön und ganz berauscht; die schwingen Tücher in den Händen und gerade in den Mittagsstunden führen sie ihre Tänze auf und lassen die Hirten oder sonstige Schläfer, die sie im Schatten ihrer Bäume finden, zusehen, auch wenn diese erwacht sind. Und es lockt die Männer dann,

sich mit in den Tanz der schönen Weiber zu mischen, aber wehe dem, der das tut! Er muss sterben! Liebesgram verzehrt ihn, denn die Nymphe, die er umfasst, saugt sein Blut in teuflischer Lust in ihren gespenstischen Leib, und er wird immer blässer und blässer und stirbt. Denn wer mit den Unsichtbaren Liebe getauscht, der kann auf Erden nicht mehr wandeln."

Alexandra sah sich bei diesen Worten um, als fürchte sie, ihre Erzählung könne die Gespenster herbeilocken, dann sagte sie noch leiser, indem sie ihren Kopf nahe zu ihm hinbeugte: „Du schliefst fest, ich sah über unseren Zaun und sah dich hier liegen; indem zog der Hirt draussen vorüber mit seiner Herde und blies auf seiner Rohrpfeife, da wurde mir so angst, die gespenstischen Frauen könnten kommen und dich umtanzen, und du könntest dich hinziehen lassen in ihre Arme, an ihre Lippen und — und — du müsstest dann sterben — da hielt's mich nicht drüben, ich eilte aus unserem Garten hierher, um bei dir zu wachen und mit den Teufelinnen zu kämpfen, dass sie dir kein Leid antun könnten."

Sie sah so heldenhaft aus bei diesen Worten und schaute so drohend nach den behexten Bäumen, als wolle sie die Feindinnen in ihr Baumgefängnis bannen, dass Philipps Blicke mit Bewunderung an ihrer Schönheit hingen und ein süsser Taumel seine Sinne befing, nicht gespenstische Wesen, sondern das schönste

Mädchen, in lebenswarmer Fülle, an sein Herz zu drücken. Schon zuckte sein Arm, sie zu umfangen und an sich zu ziehen, da fiel sein Blick auf das Schreibbuch, das neben ihm im Grase lag, mit dem Hymnus „den Göttern“ geweiht; der Zauberspuk der Sinne zerfloss wie der Nebeltanz der Dryaden und alles Heroische in seiner Seele war wieder wach.

„Meine liebe Alexandra, ich danke dir,“ sagte er, indem er sich rasch erhob, um das gefährliche Beisammensein auf dem weichen Moosteppich zu enden, „du hast mich schützen wollen, du edles Mädchen, indem du dich selbst einer Gefahr aussetztest. Aber, Liebe, ich fürchte diese Teufelswesen nicht, sieh her,“ fuhr er fort, indem er an den kleinen Altar trat, „diese Zeichen hier bedeuten: ‚Den Göttern‘. Das sind freundliche, gute Gewalten, in deren Schutz wir sicher sind vor allem Übel, wenn wir selbst gut und rein sind; jene Spukgestalten ergreifen uns nur, wenn wir das Böse in uns hegen und walten lassen. Wir beide aber sind gut, Alexandra, das Böse hat keine Macht über uns, soll es nie haben, nicht wahr?“

Alexandra sah ihn ernst an, in den wundervollen Augen glänzte es feucht, langsam sank sie auf die Knie vor dem Altar, faltete die Hände und ihre Lippen bewegten sich leise zu einem Gebet. Philipp betrachtete sie voll Rührung und betete auch in seinem Herzen, dass er nie der Versuchung nachgeben möge, den Frieden dieses edlen Wesens zu trüben.

„Was kann ich dir zu Liebe tun, Alexandra?“ fragte er, als sie sich erhoben hatte, „zum Danke, dass du mich so heldenmütig hast verteidigen wollen? Hast du einen Wunsch, den ich erfüllen kann?“

Sie schlug die Augen nieder und kämpfte sichtlich mit der Scheu, vielleicht eine zu grosse Bitte zu tun, endlich sagte sie leise: „Dürfte ich mit zu den Stunden kommen, die du dem Jani gibst, Herr?“

„Wir wollen mit der Mutter darüber reden, Liebe,“ erwiderte Philipp, „wenn sie es zufrieden ist, wird es mir eine Freude sein.“

Ein leuchtender Blick des Mädchens dankte ihm. Philipp ging mit ihr zu der Mutter und schlug vor, den Geschwistern die Stunde in ihrem Beisein geben zu wollen, wozu diese ihre Zustimmung gab. So geschah es nun und Philipp hatte reine Freude an der Gelehrigkeit seiner Schüler und an dem Eifer, den sie zeigten, worin die Schwester den Bruder noch übertraf. Da er der Sprache vollkommen mächtig war, konnte er sie nicht allein diese lesen und schreiben lehren, sondern er konnte ihnen auch aus dem Homer und der Geschichte von Hellas erzählen und die Flammen der Begeisterung in diesen naiven Naturkindern wecken für die Poesie und die Vergangenheit ihrer Heimat, von der sie bisher keine Ahnung gehabt hatten. Wenn er dann Alexandras Augen leuchten und auf ihren Wangen sich zarte Glut entzünden sah, freute er sich des

Gedankens, dass dies das Feuer des erwachenden Geistes bei ihr sei, und und dass sich kein anderes persönliches Gefühl darein mische, als die unbegrenzte Dankbarkeit für ihn, die er mit brüderlicher Neigung erwiderte.

XLI.

Immer noch hatte sich die Ankunft seines Vaters verzögert. Seine Briefe sprachen noch stets von der Erledigung wichtiger Geschäfte, die er durchaus beendigen müsse, ehe er der alten Heimat Lebewohl sage.

Der Bau der Villa war vollendet und Philipp teilte die Freude seiner Arbeiter über das schöne gelungene Werk. Auch mochte er ihnen nicht länger das Fest vorenthalten, das er ihnen bei Vollendung des Baues versprochen hatte, obgleich er gern die Ankunft des Vaters dazu abgewartet hätte. So bestimmte er denn den Tag und lud dazu die Arbeiter mit ihren Familien, sowie die ihm bekannten Bewohner der Umgegend und der Stadt Korfu ein. Natürlich waren Alexandra, ihre Mutter und Jani unter den Gästen, sowie der alte Demetrio mit der anmutigen Filomena, deren muntere Augen lachende Grüsse zu Jani hinübersandten, da dieser nicht wagte sie öffentlich anzureden. Der Sommer war schon weit vorgerückt und die Wärme gross, deshalb war das Fest auf die späteren Tagesstunden verlegt, wo erquickende

Kühle sich einzustellen pflegt. Der neue Bau war mit Blumengewinden verziert und sinniger Schmuck umgab den ganzen geräumigen Platz vor dem Hause, auf dem sich die Gäste versammelten. Als sich alle eingefunden hatten und die scheidende Sonne eben mit Purpurglut das Gebäude und die festlich geschmückte Menge überstrahlte, trat Philipp auf die oberste der Stufen, die zu der Säulenhalle des Eingangs führten, und sogleich stellte sich feierliches Schweigen unter den Versammelten ein, denn man sah, er wollte zu ihnen reden. Auch ertönte alsbald seine klare, melodische Stimme und er sagte:

„Ich heisse Euch willkommen, Freunde und Gehülfen, an der Wohnstätte, die ich mir gegründet, gute Nachbarn, zwischen denen ich zu leben wünsche, Bürger dieses schönen Eilands, das ich mir zur Heimat auersehen habe und dessen Wohlfahrt zu fördern mir eine heilige Pflicht sein soll! Nehmt mich an, ich bitte Euch, als einen der Euren. Lasst uns einen Bund schliessen, dass Hass, Neid und böses Wollen zwischen uns ersterben und das Gute freudig und stark unter uns aufwachse, wie dieser freundliche Bau aufgewachsen ist durch Eure bereite Hülfe. Denn wie ein Haus des festen Unterbaus bedarf, um sicher darin wohnen zu können, so kann ein edles Gemeinwesen nur gedeihen, wenn es auf dem Boden der Gerechtigkeit und der Nächstenliebe sich aufbaut. Lasst uns der Welt ein leuchtendes

Beispiel geben! Die Erde ist so schön, nur die Menschen stören den Gottesfrieden durch Ungerechtigkeit und Gewalt. Dieses Haus aber soll eine Stätte des Friedens sein, den drei Genien geweiht, deren Namen Ihr oben über dem Eingang seht: Dem Wahren, dem Guten und dem Schönen. Wer Frieden sucht, wer diese drei liebt, der betrete seine Schwelle und sei gastlich aufgenommen und möge keiner ungetröstet und anders als im Segen sie wieder verlassen."

Eben beleuchteten die letzten Sonnenstrahlen die drei inhaltschweren Worte, die golden über der Säulenhalle glänzten, und fielen auf des Redners Gestalt und auf sein edles Angesicht, dass es wie mit einer Glorie umgeben schien. Ein feierliches, religiöses Gefühl hatte die Versammlung ergriffen. Alle fühlten sich geehrt, als Philipp jetzt unter sie trat und jeden einzeln mit warmem Händedruck begrüsste. Aus Alexandras Augen brach ein stilles Leuchten, als er ihr die Hand reichte. Der junge Maler, der ganz hingerissen war von ihrer Schönheit und neben ihr stand, sagte zu Philipp: „Als Sie eben da oben waren und sprachen, da ist mir das Bild zu einer Bergpredigt in der Seele entstanden, denn anders als Sie kann ich mir Christus nun nicht mehr denken und was für Gruppen find ich hier ringsum! Diese Göttliche im Vordergrund," setzte er hinzu, auf Alexandra deutend, die ihn nicht verstand, da er deutsch sprach, und die nun wieder mit niedergeschlagenen

Augen in sittsamer Ruhe dastand. In dem Augenblick aber entstand eine Bewegung unter den Umstehenden; die Menge teilte sich, um einem jungen Mann Platz zu machen, der mit eiligen Schritten auf Philipp zukam. Dieser wandte sich dem Ankommenden entgegen —

„Graf Walther!“ rief er erstaunt und fand sich von Walthers Armen umschlossen, der ihn stürmisch an sein Herz drückte.

„Habe ich Sie endlich gefunden, Sie Flüchtling!“ rief Walther. Eigentlich sollte ich Ihnen zürnen, denn ist es wohl recht, so plötzlich ganz zu verschwinden und allen Menschen, die sich für Sie interessieren, kein Lebenszeichen mehr zu geben? Alle waren melancholisch über Ihr Verschwinden, auch meine Kusine, und hätte sie dann nicht die grosse Sorge gehabt —“

„Welche Sorge?“ fiel Philipp rasch ein, da er bis jetzt noch kein Wort hatte sagen können.

„Ach ja so, Sie wissen auch nichts von uns, wie wir nichts von Ihnen wussten,“ erwiderte Walther. „Mein Onkel war lebensgefährlich krank; die arme Bianka und ich haben schlimme Tage gehabt. Sonst wären wir ja längst in der Heimat.“

„Ich glaubte Sie seit lange dort,“ versetzte Philipp, „aber nun — wie ists mit ihm?“

„O hergestellt! Dort kommt er, auf Biankas Arm gestützt; er ist noch etwas schwach; wir haben Sie eben reden hören, es war“ — er stockte, denn Philipp eilte bereits in unaussprechlicher Erregung den Ankommenden ent-

gegen. Walthers Blicke fielen auf Alexandra und er blieb wie verzaubert stehen. „Welch' ein Wunder von Schönheit!“ dachte er. „Wär's möglich? Hätte der Baron Marcel Recht? Wäre dies die Kalypso, mit der unser viel gewanderter Odysseus sich hier zu einem Leben der Seligen hergeflüchtet hat? Bei Gott, das kann ich ihm nicht verdenken — ich möchte ihn beneiden!“

Alexandra bemerkte den unverhohlen glühende Bewunderung ausdrückenden Blick des Fremden. Mit edlem Anstand wandte sie sich von ihm ab, ergriff der Mutter Arm und ging mit ihr nach der anderen Seite des Platzes, um Filomena, die bei ihrem Vater stand, zu begrüssen. Jani folgte, entzückt dadurch Gelegenheit zu haben, sich der Kleinen zu nähern, was er bisher des strengen Vaters wegen nicht gewagt hatte. Philipp hatte inzwischen den Grafen erreicht, der von seiner Tochter geführt, langsam herankam. Der alte Herr hielt ihm die Hand entgegen und sagte: „Wir freuen uns Sie wiederzufinden.“

„Und Sie so wiederzufinden!“ setzte Bianka hinzu, indem ein zartes Erröten ihr Gesicht überzog.

Philipp stand einen Augenblick sprachlos vor ihr; Schmerz und Glück kämpften in seiner Seele, und die Liebe, die er durch edle Tätigkeit hatte besiegen wollen, wallte wieder in voller Glut empor. Zum Glück nahm der Graf sogleich das Wort und gab ihm so Zeit sich zu fassen. „Nachdem Sie Athen verlassen

hatten, wurde ich sehr krank und so verzögerte zich unsere Abreise bis vor wenigen Tagen, wo mich der Arzt endlich entliess. Meine Tochter hatte nun so sehr den Wunsch, die jonischen Inseln noch zu sehen, dass wir von einer zur anderen gefahren sind und gestern endlich hier ankamen. Bianka war so begierig, die ganze Odyssee zu durchleben, dass sie nicht das kleinste Eckchen unbesucht gelassen hat; es war, als hoffe sie dem herrlichen Dulder Odysseus selbst zu begegnen," setzte er lächelnd hinzu, indem er sich zu seiner Tochter wandte.

Sie fragte hocherrötend: „Nun und tat ich unrecht?"

„Nein mein Kind, gewiss nicht, es ist ja zauberisch schön auf diesen Inseln. Gestern kamen wir in Korfu an," sagte er wieder zu Philipp gewandt, „und heute erzählte uns der Wirt von einem Fremden, der sich hier angesiedelt habe und heute ein Fest gebe. Die Beschreibung und die Daten passten so, dass wir dachten, Sie müssten es sein, und da der Wirt sich erbot uns herzuführen, so kamen wir und sind froh uns nicht getäuscht zu haben."

Philipp hatte sich gefasst und führte die Gäste zu einem Ehrenplatz, von wo sie den Tänzen, die das junge Volk jetzt veranstaltete, zusehen konnten. Walther gesellte sich wieder zu ihnen; er war entzückt von allem was er sah und flüsterte seiner Kusine zu, indem er ihr Alexandra bezeichnete, die sich den Tanzenden nicht anschloss, sondern in ruhiger Haltung,

an einen Baumstamm gelehnt, ihnen zuschaute: „Sieh nur das göttlich schöne Geschöpf! Das wird wohl die künftige Herrin hier werden. Ich habe dort einen deutschen Maler gefunden, der hier arbeitet; er hat mir erzählt, Philipp erziehe sie sich und gebe ihr selbst Unterricht.“

Bianka bog rasch den Kopf nach der Seite, wo die Bezeichnete stand, und so entging dem Vetter der Ausdruck von Schmerz, der über ihr Gesicht flog. „Wie schön,“ sagte sie leise, indem sie Alexandra ansah, und ein sie selbst erschreckendes Weh zuckte durch ihr Herz. Ihr Auge weilte unablässig auf dem schönen Mädchen, während Walther sich in entzückten Ausrufungen erging über den „klassischen Tanz“, wie er ihn nannte, der in derselben Weise vor sich ging, wie beim Himmelfahrtsfest, und bei dem sich besonders Jani durch gewagte Sprünge und unermüdliches Bewegen auszeichnete, da Filomena im Chor der tanzenden Frauen war. Die Dämmerung sank bereits herab, da entzündeten sich auf einen Wink Philipps und unter Anordnung des Malers, Flammen, Fackeln und bengalische Feuer und warfen herrliche Lichteffekte auf den zauberischen Ort, auf die Tanzenden und die zuschauenden Gruppen. An reich besetzten Tischen waren Erfrischungen und Getränke in Fülle vorhanden und hier waltete Alexandras Mutter als verständige Hausfrau, da Philipp sie um diesen Liebesdienst gebeten hatte. Als der Tanz beendet war, erscholl plötzlich aus den Gebüschen ein herr-

licher Chorgesang, den der Maler, der sehr gut sang, heimlich einer Anzahl Jünglinge einstudiert hatte, um Philipp, den er hoch verehrte, eine Überraschung zu bereiten. Alles lauschte entzückt den schönen Klängen, die für die Eingebornen eine Offenbarung waren, da sie nur ihre nationalen unisono-Gesänge kannten.

Philipp hatte bisher immer nur flüchtige Worte mit dem Grafen und den Seinen gewechselt, da er teils seine übrigen Gäste nicht vernachlässigen, nicht um der vornehmer aussehenden Fremden willen kränken wollte, teils auch zu heftig bewegt war durch den Anblick Biankas, so dass er sie eher mied als suchte und trotz der Seligkeit, die ihm ihre Nähe gewährte, dennoch dem Schicksal zürnte, das ihm die neue schwere Prüfung auferlegte. Endlich aber erfasste Walther ihn beim Arm, führte ihn ein wenig bei Seite und sagte: „Nein lieber Freund, Sie müssen mir etwas Rede stehen, obgleich ich selbst ganz berauscht bin von den Wundern, die uns hier umgeben, besonders von der sinnberückenden Schönheit dieser Alexandra — sagen Sie mir, Lieber — mir können Sie es ja anvertrauen — ist das etwa die Heldin jenes nächtlichen Abenteuers, nach dem Sie so schnell aus Athen verschwanden? Sie kluger Mann, sich mit einem solchen Juwel in ein Paradies zu flüchten!“

Über Philipps Antlitz breitete sich düsterer Ernst und er fragte streng: „Was meinen Sie? Wovon reden Sie?“

„Nun werden Sie nicht böse, Liebster, Bester!“ versetzte Walther gutmütig lächelnd. „Baron Marcel erzählte mir so etwas von einer Begegnung —“

„Der Baron hat nach dem Schein geurteilt,“ sagte Philipp ernst, „es war eine Verirrte, die ich nach Haus geleitete und die ich nicht wiedergesehen habe. Jenes schöne Mädchen aber ist von hier, ein untadelhaftes, sittsames Wesen, das die höchste Achtung verdient.“

„O nicht Achtung allein, Anbetung!“ rief Walther in völliger Extase.

„Das sagen Sie, Graf Walther?“ fragte Philipp vorwurfsvoll, „der Verehrer Gräfin Biankas?“

„Ach mein Freund,“ erwiderte Walther mit gedämpfter Stimme, „das ist nun vorbei für immer; ich bin nur noch ihr Bruder, ihr Freund. Am Kranken- und, wie wir glaubten, Sterbebett ihres Vaters, da hat sie mir, auf dessen Schutz sie damals allein rechnen zu können glaubte, die Geschichte ihres Herzens anvertraut, weil sie nicht wollte, dass ich mit einer falschen Hoffnung ihr zur Seite stünde. Edel wie immer und wie alles von ihr, aber auch sehr phantastisch, wie ich es fürchtete, und vielleicht unmöglich, besonders der Ansichten meines Onkels wegen. Doch hab' ich ihr treue brüderliche Hilfe zugesagt und werde sie leisten, so weit ich's kann. Aber wir sprechen noch davon, denn nun wir Sie hier gefunden, bleiben wir jedenfalls ein paar Tage. Kommen Sie

doch jetzt ein wenig zu meiner Kusine; es sieht ja fast aus, als ob Sie sich nicht freuten, sie wiederzusehn, und Bianka hat doch ein grosses Interesse für Sie."

Dabei schritt er Philipp voran, dem Platz zu, wo der Graf und Bianka sassen. Philipp konnte nicht umhin zu folgen, obgleich er innerlich durch Walthers Mitteilungen noch gestörter, noch aufgeregter war als vorher. Bianka empfing ihn mit einem wehmütigen Lächeln, er fand sie bleicher aussehend als früher, aber fast noch schöner, wie verklärt von einem inneren Licht.

„Nein Freund," sagte der Graf, noch ehe Philipp Worte fand, „Sie müssen wirklich Zauberkraft besitzen, dass Sie in so kurzer Zeit sich solch eine Welt geschaffen haben. Unser junger Landsmann da," er bezeichnete den Maler, der sich selbst als Deutscher vorgestellt und, angezogen von Biankas hoher Schönheit, eifrig erzählend zu dem Vater gesprochen hatte, um dabei die Tochter ansehn zu können, „hat uns erzählt, wie Sie hier schaffen, leben und wirken. Sähe man es nicht vor Augen, man könnte es kaum glauben ein solches Idealwerk in unserer realistischen Zeit! Ich möchte fast meine Krankheit segnen, dass sie uns noch so lange zurückgehalten hat, um dies noch zu erleben. Aber Bianka möchte gern die Villa im Innern sehen, die Malereien, die der Herr ausgeführt hat; wollen Sie sie ihr zeigen? Ich bleibe indes hier und ruhe mich aus, der Landsmann leistet

mir Gesellschaft; ich habe einen Auftrag für ihn, den ich mit ihm besprechen möchte."

Der Maler wäre allerdings lieber auch mit der Tochter gegangen, allein er verbeugte sich gegen den Grafen und blieb. Philipp wandte sich zu Bianka, bot ihr seinen Arm und sagte: „Wenn es Ihnen Freude macht, Gräfin" —

Sie erhob sich, gab ihm den Arm und beide stiegen die Stufen zu der Säulenhalle empor, ohne zu reden. Philipps Herz pochte in ungestümen Schlägen, er fürchtete, seine Stimme würde seine Aufregung verraten und — seltsam — es war ihm, als bebe auch Biankas Hand, die auf seinem Arm ruhte und als suche auch sie vergebens nach einem beginnenden Wort. Erst als sie die Säulenhalle durchschritten hatten und nun in dem Atrium standen an dem Springquell, der murmelnd in das Marmorbecken fiel und in dem sich allein die Mondesstrahlen spiegelten, da hier keine Lampen und Fackeln brannten, erst da gelang es ihm, seiner Erregung soweit Herr zu werden, dass er zu sagen vermochte: „Nie hätte ich zu hoffen gewagt, dass ich Sie noch einmal in einer solchen festlichen Nacht würde geleiten dürfen."

„Ja, wir haben uns fast nur in ganz besonderen, auserwählten Momenten getroffen," sagte sie mit einer Stimme, in der auch eine kaum verhaltene Erregung durchklang, „und meine Ahnung hat mich nicht betrogen, dass wir Sie hier und wieder in auserwählter Stunde finden würden."

„So war es Ihr Wunsch, mir noch einmal zu begegnen?“ fragte er, indem sein dunkles Auge an ihrem Antlitz hing, das jetzt, vom Mondlicht hell bestrahlt, in geisterhafter Schönheit glänzte.

Sie schwieg einen Augenblick, dann sah sie ihn mit den klaren, reinen Augen an und sagte: „Ja, warum soll ich es leugnen? Ich wünschte zu sehen, ob Sie schon den Boden für die Verwirklichung Ihrer Ideale gefunden hätten, die — ja auch die meinen sind, nur dass ich bis jetzt weniger gross dachte, als Sie; denn wenn ich mir die Wahrheit eingestehe, so hatte die Hoffnung auf persönliches Glück noch einen zu grossen Anteil daran.“

„Das ist aber kein Unrecht, wenn das persönliche Glück dem Ideal nicht widerspricht,“ erwiderte Philipp, „im Gegenteil, wohl dem, dem die Götter beides vereint schenken. Mögen sie es — Ihnen geben,“ setzte er leise und innig hinzu.

Bianka wandte sich ab, so dass ihr Gesicht im Schatten war, aber es schien ihm, als träten Tränen in ihre Augen, ihr ganzes Wesen war von einer inneren Erregung durchzittert, die ihm nicht entging und seine eigne noch steigerte, obgleich er sie auf eine ihm nicht gehörende Sehnsucht deuten musste, und nur diese Überzeugung gab ihm noch die Kraft, sein überwallendes Gefühl zu beherrschen. Es war ihm selbst wie eine Erleichterung, als sie, wie um von aller Gefühlserregung abzulenken, sagte:

„Gehen wir weiter zu den Fresken des jungen Malers. Wenn alles hier so zauberisch schön ist wie dieses Atrium, dann haben Sie bei Ihrem Bau sich selbst als Künstler bewährt."

Sie gab ihm nicht wieder den Arm; es war, als scheuten sich beide vor der nahen Berührung. Er öffnete die Tür, die in einen grossen Saal führte, dessen Wände mit den Fresken des jungen Künstlers geschmückt waren. Am Tage empfing das Gemach das Licht von oben, jetzt aber war es durch Kandelaber mit daran hängenden Lampen von antiker Form magisch erleuchtet und machte einen überaus weihevollen Eindruck, obgleich die Gemälde erst halb vollendet waren. Mit einem Ausruf der Überraschung blieb Bianka vor der vollendeten Seite stehen. Naturgetreu erhob sich das Parthenon in der Mitte des Bildes, die erhabenste Ruine auf dem zauberischen Hintergrund einer meerbegrenzten Landschaft. Zwischen den Säulen heraus aber trat eine himmlische Gestalt, von weissem Gewande umflossen, das blonde Haar aufgelöst wie einen goldschimmernden Mantel darüber hängend. Es schien Pallas-Athene zu sein, aber sie hatte Harnisch, Helm, Schild und Speer abgelegt und wie ein Denkmal neben sich aufgehäuft, als Zeichen, dass das Zeitalter heroischer Waffentaten vorüber sei. Mit der Rechten hielt sie, nur noch Athene, den Ölzweig über die Erde, die nun aufblühte zum vollsten Segen und auf der eine veredelte Menschheit wandelte, das Leben selbst zum

Kunstwerk gestaltend. Unfern der Göttin aber kniete ein einsamer Wanderer, der von den Lippen der himmlischen Weisheit das Geheimnis des höheren Heldentums, das der heroischen Seele, empfing. Er trug unverkennkar Philipps Züge und Bianka konnte sich nicht verhehlen, dass bei der Erschaffung von Athenes Gestalt die Erinnerung an sie und jene erste Begegnung am Parthenon tätig gewesen sei, dass dies also nur Philipps Eingebung, die er dem Maler mitgeteilt hatte, sein konnte. Gerührt und ergriffen wendete sie sich zu Philipp und ihr Blick strahlte so seelenvoll, dass es ihm bis ins Herz hinunter drang.

„Mir sollte es die Erinnerung an jene schönste Stunde meines Lebens sein," stammelte er, „ich dachte nicht, dass Sie es je sehen würden, und andere verstehen ja die Beziehung nicht."

„Sagte ich Ihnen denn nicht, dass ich in Ihr Idealreich kommen würde?" versetzte sie leise.

„Ja — zu zweien," erwiderte er auch leise und mit einem unterdrückten Seufzer.

„Und da sind auch Sie zu zweien," rief sie, indem sie sich, wieder wie abwehrend, nach der anderen Seite wendete. Dort waren in nur kaum angedeuteten Umrissen heitere Gruppen zusammengestellt, die auf blumengeschmückter Erde im Elysium zu wandeln schienen. Ausgeführt und in unverkennbarer Ähnlichkeit war erst eine weibliche Gestalt, die in der Mitte

der Landschaft unter einem weithin schattenden Palmbaum sass und Rosen zum Kranze flocht, die ihr eine männliche Figur, deren Züge noch nicht zu erkennen waren, zu ihren Füssen sitzend, reichte.

„Die schöne Alexandra," sagte Bianka, „und dieses werden wohl Sie? Athene hat Ihnen Wort gehalten, wenigstens was die Schönheit betrifft, sonst weiss ich ja nichts von ihr."

„O sie ist eine edle, hochbegabte Natur," versetzte Philipp mit Wärme, „aber dies ist eine Laune meines Künstlers, der von ihrer Schönheit begeistert ist, und ich weiss noch gar nicht, ob nicht sein eigenes Bildnis da erscheinen soll."

Bianka erwiderte nichts und starrte, in träumerisches Sinnen verloren, auf das sprechend ähnliche Bild des schönen Mädchens. Auch Philipp vermochte nicht das Schweigen zu brechen. All seine Kraft schien ihn zu verlassen, er hätte ihr zu Füssen sinken mögen und sagen: „Sei mein oder lass mich sterben."

Da wandte sich Bianka plötzlich wieder nach dem Athene-Bild um, warf einen langen Blick darauf und sagte dann mit kaum vernehmbarer Stimme: „Ich werde meinem Vater sagen, dass wir morgen reisen; wir nehmen heute zum zweitenmal Abschied und — für immer. Aber Sie sind mir noch etwas schuldig — ein Andenken — haben Sie es vergessen?"

„Nein, gewiss nicht," sagte er, sich gewaltsam fassend, „ich erhielt es erst vor kurzem durch meinen Vater zugesandt und es sollte in diesen Tagen an Ihre deutsche Adresse abgehen, die Graf Walther mir gegeben. Ich wähnte Sie ja längst dort. Wollen Sie es jetzt empfangen?"

„Ja, ich bitte darum, es sei wieder unser Abschied," sagte sie.

Er schlug einen Vorhang zurück, der den Eingang in ein zweites kleineres Gemach verdeckte, das sich durch seine Ausstattung als sein Arbeitszimmer kennzeichnete und nur durch eine Kristallampe, die von der Decke herabhing, erleuchtet war.

„Lassen Sie mir auch hier die Erinnerung an Ihre Gegenwart," flüsterte er und sie traten ein. Es war die schönste Stätte für einen weisen Denker, die man finden konnte; er lud sie durch eine Handbewegung zum Niedersitzen auf dem Divan ein, ging an seinen Schreibtisch und schrieb etwas in ein dort liegendes Buch. Dann nahm er dasselbe, liess sich auf ein Knie vor ihr nieder und sagte, indem er es ihr überreichte: „Bianka — lassen Sie mich zum letztenmal Sie mit diesem teuren Namen nennen — das Buch führte uns zusammen, Sie gaben es mir als Ihr liebstes Eigentum bei unserem ersten Abschied, ich reiche es Ihnen nun bei diesem letzten mit der einzigen Bitte, dass Sie den nicht verachten, den ein unverschuldetes Schicksal verfolgt, der

aber trachtete, eines besseren Loses wert zu sein.“

Sie starrte ihn mit tränenerfüllten Augen an, als verstehe sie nicht, was er sage; dann nahm sie das Buch und sah auf das, was er geschrieben hatte; da stand: „Zur Erinnerung an die Begegnung im Parthenon mit dem Dichter.“

Ein Schrei entfuhr Biankas Mund, das Buch entfiel ihrer Hand und sie fragte zitternd: „Sie — Sie — der Dichter der Phädra?“

Philipp beugte bejahend das Haupt und sah stumm vor sich nieder in tiefem Seelenschmerz.

„Und das Schicksal des Helden?“ fragte sie wieder.

„Ist das meine,“ flüsterte er.

„Gott, Gott!“ rief sie und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Eine lange Pause folgte, dann sagte er traurig:

„Sie waren doch dem Dichter einst hold, ist das nun vorbei, da Sie wissen, wer er ist?“

Er erhob den Blick zu ihr, sie liess die Hände von ihrem Antlitz sinken und aus ihren Augen brach das Geständnis der Liebe so sonnenklar, dass es Philipps Herz mit einem Freudenschauer bis in den tiefsten Grund erschütterte, und er rief: „Bianka, ist's möglich?“

„Doppelt Geliebter!“ hauchte sie und beugte sich zu ihm nieder. Er umschlang die zarte Gestalt mit beiden Armen, sie sank an sein Herz und so hielten sie sich lange umfangen,

ohne Worte, ohne Erklärung alles verstehend, was rätselhaft geschienen hatte.

Endlich liess er sie los und sagte: „Ist's nicht ein Traum? Jener, den du liebtest, den du suchtest?"

„War der Dichter des wundersamen Hohenlieds, dem ich mich verlobt hatte in meinem Herzen; ich hatte mir geschworen, nie einem andern zu gehören, ich wollte ihn suchen, bis ich ihn gefunden hätte. Ich fühlte es, dass ich ihn finden würde, eine feste Stimme in meinem Innern sagte es mir. Als ich dich aber sah, wollte mein Herz zum Verräter werden an jenem; ich kämpfte dagegen an, um Treue zu halten, aber in den kummervollen Nächten an meines Vaters Krankenbett ward es mir klar, dass ich dich liebe, und vor der Sehnsucht nach dir verstummte mein phantastisches Gelübde; ich wollte dich wiederfinden, denn mir war es, als sei ich auch geliebt," setzte sie errötend hinzu.

„Vom ersten Augenblick an, als du blauäugige Himmlische, mir, wie von der Göttin gesandt, erschienst!" flüsterte Philipp, begeistert zu ihr aufschauend. „Und wie unsagbar habe ich gelitten, dass du mir unerreichbar schienst wie die Himmlischen, und wie fühlte ich, dass mir, inmitten der Verwirklichung meiner Ideale, dennoch das Höchste fehlen würde!"

„Aber sie — aber jene schöne Alexandra?" fragte Bianka mit plötzlich umdüsterter Stirn.

„Hätte es keine Bianka gegeben, so hätte

das schöne, edle Mädchen mir mit der Zeit vielleicht — etwas anderes als Schwester werden können, so nicht," sagte er, und schlug seine reinen Augen voll zu ihr auf.

„Ja, deinen Augen muss man glauben," versetzte sie selig lächelnd.

„Welch ein wunderbares Verhängnis," rief er, „eine Bianka wieder mein! Wäre ich ein Inder, so würde ich an die Seelenwanderung glauben und denken, das Wunderbarste habe sich ereignet. Aber nun ist alle Schuld gesühnt, nun ist alles Versöhnung."

„Hiess — sie — Bianka?" fragte sie.

Philipp nickte bejahend und beugte sich über die zarten Hände, die in den seinen ruhten, und drückte einen Kuss darauf. Aber plötzlich rief er: „Ach Gott, ich törichter, vorschneller Träumer! Wie konnte ich mich so schell der Hoffnung hingeben, dass das höchste Glück mir nun doch beschieden sei! Wird mein Verhängnis mich nicht auch da verfolgen? Wird dein Vater jemals unserem Bund seine Zustimmung geben? Wird er den Bastard Sohn nennen wollen? Und wird Bianka ohne den Segen ihres Vaters die Meine werden wollen?"

Bianka erbebte bei diesen Worten und das selige Lächeln verschwand von ihren Lippen. Sie schwieg einige Augenblicke, dann aber sagte sie voll milder Hoheit: „Es war diese Furcht, die mich bisher zurückhielt, meinem Vater den Traum meiner Seele zu offenbaren

und ihn zu bitten, mir zu seiner Verwirklichung zu verhelfen. Du aber trägst einen solchen Adelsbrief in deiner Seele, er steht so leuchtend auf deiner Stirn und in deinen Augen geschrieben, wie keine Zufälligkeit der Geburt ihn dir geben könnte. Mein Vater ist ein edler Mann, er kennt und liebt dich, er wird, auch wenn es ihm schwer wird, anerkennen, dass der Adel der Individualität höher ist als der der Geburt. Du bist legitim durch dich selbst; das sind die Menschen von Gottes Gnaden, vor denen das arme Gesetz der Welt in nichts zerfällt. Sollte aber, wider mein Erwarten, des Vaters Herz nicht zu erweichen sein, und hält mich meine Pflicht bei ihm zurück, dann nimm hier mein festes Wort, dass ich nie einem andern Manne angehören werde. Ich verlobe mich dir im Namen alles dessen, was uns heilig ist und als deine Verlobte werde ich, auch fern von dir, leben und sterben."

Der Ausdruck einer heiligen Ruhe, wie sie nach unwiderruflichen Entschlüssen in die Seele einzuziehen pflegt, hatte sich über ihr Antlitz verbreitet und ihre blauen Augen blickten nach oben, als schaue sie dort den Ort, an dem heilige Gelübde empfangen und besiegelt werden.

Philipp lag noch auf den Knieen vor ihr und sah sie in andächtiger Liebe an: „Ja, du sühnst ihre Schuld!" sagte er. „Geliebt von dir, ist mein Leben fortan gefeit gegen jegliche Versuchung, und das Glück dieser Stunde wird

mir helfen, auch den herbsten Schmerz zu tragen, ja selbst, wenn es sein muss, dir zu entsagen; denn nur der Mensch ist frei, der auch dem höchsten Glück entsagen und dennoch ungeirrt seine Bahn gehen kann."

Ihre Hände ruhten ineinander, die Blicke des einen senkten sich tief in die des andern und so blieben sie eine Weile ohne zu reden, erfüllt von der Liebe, die zugleich Religion ist und die dem Menschen die Gewissheit gibt, dass er nicht allein Materie ist.

So ganz waren sie weltentrückt, dass sie es nicht vernahmen, wie eilige Schritte sich nahten, nicht bemerkten, wie der Vorhang des Eingangs aufgehoben wurde und Alexandra, in das Gemach tretend, wie versteinert stehen blieb, als sie die Gräfin und den auf den Knieen Liegenden gewahrte. Dann aber sagte sie: „Herr, man sucht dich," und eilte wieder fort, während Philipp sich erschrocken rasch erhob und zum Eingang schritt. Da rief eine Stimme: „Mein Sohn, mein Sohn!" und er fand sich in den Armen seines Vaters, der ihn fest an sein Herz drückte.

„Vater!" stammelte Philipp und in dem Augenblick stieg in seiner Seele die Erinnerung an jenes furchtbare Finden im fernen Norden auf. Über die Jahre hinweg reihte sich ein Moment an den andern und angstvoll zitterte die Frage durch seine Seele, was ihm jetzt dieses Zusammentreffen bedeute.

Alfred gewahrte im Sturm der Gefühle und

des Entzückens, den Sohn wieder in seinem Arm zu haben, die Mädchengestalt nicht, die im Dämmerlicht des Gemachs verborgen, in tiefer Rührung der Szene zuschaute. Noch ehe Philipp Zeit fand, ihn zu ihr hinzuführen, rief der Vater: „Mein Philipp, ich brachte dir noch jemand mit," schob den Vorhang abermals zurück und liess eine verschleierte Frau herein, die ihre Arme nach Philipp ausstreckte. Alfred schlug ihren Schleier zurück und der Sohn erblickte ein sanftes, bleiches Antlitz und Augen, die sich in sehnsüchtiger Liebe auf ihn richteten. Er starrte sie nur einen Augenblick lang an, dann rief er: „Mutter — du!" und sank in die Arme Margarethens, die ihn mit unaufhaltsam strömenden Tränen, voll Inbrunst an ihr Herz schloss.

Philipp, von so viel Eindrücken überwältigt, konnte sich kaum den ihn umschlingenden Armen der Mutter entwinden, um sich zu Bianka zu wenden, die, tief ergriffen, nicht wusste, wie sie sich verhalten sollte. Doch in dem Augenblick stürzte der junge Maler in das Zimmer und rief: „O kommen Sie, kommen Sie schnell — ein Unglück ist geschehen" —

„Gott, mein Vater?" fragte Bianka bebend, indem sie aus dem Hintergrund des Zimmers hervortrat.

„Nein — nein, Gräfin, Ihr Vater ist wohl," rief der Maler, indem er Philipps Arm ergriff und diesen eilends fortzog. Bestürzt, verlegen, verwirrt, standen sich Alfred, Margarethe und

Bianka gegenüber. Nach einem Moment peinlichen Schweigens fasste sich Alfred und sagte, indem er sich gegen Bianka verbeugte: „Wenn die Damen hier bleiben wollen — ich möchte meinem Sohn nach und hören, was es gibt und ob nicht Hilfe zu leisten ist“ —

Bianka fühlte sich gleich zu dem edel aussehenden Manne, dem Vater ihres Geliebten, den sie schon aus der Erzählung des Gedichts kannte uud verehrte, hingezogen; aber mädchenhafte Scheu und der Gedanke, dass ihr eigner Vater erst eingewilligt haben müsse, hielten sie zurück; sie erwiderte daher nur, sie wolle sich zu ihrem Vater begeben. Alfred bat Margarethe, hier zu verweilen und bot Bianka den Arm, um sie hinaus zu geleiten. Sie nahm es an und ihr Herz schlug freudig, als sie an der Seite dessen, der ihr nun auch schon wie ein Vater schien, dahinschritt, während Alfred das schöne Wesen voll Bewunderung betrachtete und in Gedanken überlegte, was das Zusammensein, in dem er sie mit Philipp getroffen, bedeute. Doch wechselten sie nur wenige gleichgültige Worte miteinander, da jeder zu sehr mit seinen eignen aufgeregten Gefühlen beschäftigt war. Als sie aus der Säulenhalle in den Garten traten, sahen sie eine grosse Bewegung unter den Gästen; der Tanz hatte aufgehört; man lief hin und her; man rief und sprach; aber weder Bianka noch Alfred, da sie der Sprache nicht mächtig waren, verstanden, wovon die Rede sei. Der alte Graf kam seiner Tochter

entgegen, erstaunt, sie am Arme eines fremden Herrn zu sehen. Bianka erklärte mit wenigen Worten, was der Herr für Philipp sei, und mit dem feinen Takt, der ihr eigen war, vermittelte sie, obgleich selbst noch unbekannt, lächelnd die Bekanntschaft dieser beiden, die bereits anfingen in ihrem Herzen auf gleicher Stufe zu stehen. Die Frage nach dem Vorgefallenen war natürlich der erste Gegenstand des Gesprächs. Der alte Graf sagte, er wisse nicht, um was es sich handle, da er nicht verstünde, was man rufe; sein Neffe Walther sei nur plötzlich herbeigestürzt, nachdem er ihn eine Weile aus den Augen verloren gehabt habe, und hätte, da er die Landessprache sprechen könne, einigen der Anwesenden etwas mitgeteilt, worauf ein grosser Tumult entstanden wäre und viele Personen, von Walther geführt, in den Olivenwald geeilt seien, während der junge Maler, ohne ihm Aufklärung zu geben, ins Haus gesprungen wäre und alsbald mit Philipp zurückkehrend, diesen in Hast, dem Zuge der übrigen folgend, fortgerissen habe. Der Graf setzte hinzu, er wünsche jetzt in die Stadt zurückzukehren, da er noch sehr der Ruhe bedürfe nach seiner Krankheit, nur wolle er die Rückkehr seines Korfuer Wirts abwarten, der mit den Andern gegangen sei und versprochen habe, alsbald mit Nachricht zurückzukommen. Inzwischen fing er an, zu Alfred von dessen Sohn zu sprechen, wie wert der treffliche junge Mann ihnen geworden, und wie

erfreut sie gewesen seien, ihn hier wiederzufinden. Alfred hörte das Lob mit leuchtenden Augen und Biankas Herz war zum Zerspringen voll von seliger Hoffnung, von Furcht und Bangen.

Da kehrte der Wirt mit der Nachricht zurück, ein junges Mädchen habe sich gefährlich verwundet, sie lebe aber noch, man habe sie in ihr Haus gebracht und nach dem Arzt geschickt; zugleich meldete er, der Wagen sei bereit, die Herrschaften nach der Stadt zurückzuführen, und Graf Walther lasse sagen, man möge ohne ihn zurückkehren, er werde später allein kommen. Der Graf erklärte, abfahren zu wollen, da man doch nicht helfen könne, trug Alfred auf, seinen Sohn zu grüssen und ihm sein Bedauern auszusprechen, dass sein schönes Fest so trüb geendet habe. Zugleich äusserte er den Wunsch, Vater und Sohn noch wiederzusehen, da er sich einige Tage auf Korfu aufhalten werde. Bianka folgte ihm, obwohl es ihr fast unerträglich war, Philipp nicht noch zu sehen, und ihr dies alles als ein schlimmes Zeichen erschien. Aber gewohnt, stets der nächsten Pflicht zu folgen, zögerte sie nicht einen Augenblick, nur als Alfred, der sie an den Wagen begleitete, sich von ihr verabschiedete, reichte sie ihm rasch die Hand und ihr Blick sprach so beredt zu ihm, dass er fühlte, hier knüpfe sich ein geistiges Band, und unwillkürlich die feine Hand drückte, die sich in die seine legte, während sein Auge ihr

die Antwort gab, dass seine ganze Sympathie ihr gehöre und dass sie auf ihn bauen könne.

XLII.

Während Alfred zu Margarethe zurückkehrte und die Gäste sich allmählich still und betroffen entfernten, kehrten Philipp und Walther, Arm in Arm, langsam durch den Olivenwald zurück und Philipp sagte: „Nun erzählen Sie mir alles; wie wurden Sie Zeuge dieser unseligen Tat?“

„Ach Bester, ich will Ihnen nur gestehen,“ hub Walther an, „dass mich die wunderbare Schönheit dieses Mädchens, ihre Sittsamkeit, ihr edler Anstand, so bezaubert haben, dass dieser Abend genügt hat, eine feurige Neigung in mir zu entzünden; Sie wissen ja, in ein verschmähtes Herz zieht leicht tröstend eine neue Liebe ein. Ich hatte den ganzen Abend nur Augen für dies Götterbild; mit dem bisschen, was ich von der Sprache weiss, suchte ich sie in ein Gespräch zu verwickeln, mich ihr zu nähern, sie aber war zurückhaltend und hoheitsvoll wie eine Königin; nur als ich von Ihnen sprach und Ihr Lob sang nach allen Richtungen hin, da flammte es plötzlich über das herrliche Antlitz und in ihren Augen leuchtete ein Glanz auf, der mir mehr verriet, als Worte sagen können. Ich sah, dass ihr Herz bereits entschieden hatte, und wie könnte es auch anders

sein, wenn sie Sie täglich sah und bei Ihnen lernte? Ich gestehe es, ich fühlte bereits Neid und Eifersucht, wenn ich mir dachte, wie Sie, in Ihrem Paradiese hier, mit dieser Göttin ein Leben der Seligen führen würden. Ich hatte Sie mit meiner Kusine in das Haus gehn sehn, gerade als ich bei Alexandra stand, und ich bemerkte auch, dass sie es sah und dass ihre Blicke Ihnen traurig folgten. Nun erschienen plötzlich ein fremder Herr und eine Dame, die von der Stadt heraufgefahren kamen. Alexandra stand dem Ort zunächst, wo sie ausstiegen, der Herr wandte sich an sie mit der Frage nach Ihnen, und mit einer Hast, die sonst gar nicht zu ihrem bescheidnen, ernsten Verhalten passt, erbot sie sich, die Fremden in das Haus zu führen. Ich überlegte noch, wer wohl diese sein könnten, da sah ich Alexandra allein aus dem Hause kommen und nach dem Walde zueilend, beinah laufend, sich entfernen. Niemand hatte es in der allgemeinen Festfreude bemerkt, mich aber zog die magnetische Gewalt, die sie auf mich ausübte, und ein unbestimmtes Gefühl, dass ich sie nicht aus den Augen verlieren dürfe, ihr nach; vielleicht hoffte ich auch, in der Einsamkeit des Waldes werde es mir eher möglich sein, sie zu einem längeren Gespräch zu bewegen, oder — was weiss ich — mir ihre Gunst zu erwerben."

„Einmal im Walde, in dem von den vielen Lichtern dort nur eine feenhafte Dämmerung herrschte, eilte sie so schnell voran, dass ich

kaum folgen konnte. Es war, als ob Verzweiflung sie triebe; ein paar Augenblicke entschwand sie meinen Blicken ganz, bis ich auf einen im Wald ausgehauenen, tempelartig runden Platz hinaustrat, in dessen Mitte sich, wie es mir schien, ein kleiner Altar erhob. Hier sah ich das Mädchen niedergesunken wie im Gebet, ich blieb einen Augenblick im Schatten der Bäume stehen, um sie nicht zu stören, da ich nicht ahnen konnte, was ihre Seele bewege. Da erhob sie sich plötzlich, riss das Hemd vorne auf, das den Busen bedeckte, erhob den Arm — in der Hand blitzte ein Stahl — mit einem Schrei sprang ich auf sie zu, fasste ihren Arm, aber schon hatte er die zarte Brust erreicht, nur abgewendet hatte ich den Stoss vom Herzen, nach dem er zielte; ein dunkler Blutstrom quoll über den jungfräulichen Busen, ich hielt sie im Arm und rief: „O Alexandra, warum hast du das getan?“

„Als Opfer — den — bösen — Geistern für — sein — Glück — er liebt“ — mehr brachte sie nicht hervor, mit edler Scham griff sie noch nach dem Hemd, es über die entblösste Brust zu ziehn, dann schloss sie die Augen und die Sinne vergingen ihr. Ich war in Verzweiflung; nach Hilfe rufen konnte ich nicht, meine Stimme wäre ungehört verhallt. Ich legte sie sanft auf den Boden, drückte mein Taschentuch fest auf die Wunde und — o mein Freund, Sie ahnen nicht, was in mir vorging, als ich diesen göttergleichen, jung-

fräulichen Busen berührte — dann stürzte ich fort, rief die Mutter, den Bruder, andere folgten — leider, denn nun wird die Sache ruchbar werden; der Bruder und ich trugen sie in das Haus, die Mutter, eine verständige energische Frau, wusste gleich, trotz ihres Jammers, einen notdürftigen Verband anzulegen, der Bruder lief in die Stadt, den Arzt zu holen. Ich konnte sie natürlich nicht mehr sehen, da die Mutter sie mit Hilfe einiger Frauen auf ihr Lager gebracht hatte und keinem Mann den Zutritt gestattete, bis Sie kamen und mit der Mutter sprachen. Und nun uns der Arzt versichert hat, dass die Wunde nicht tödlich sei, dass sie gerettet werden würde — nun — mein Freund, habe ich eine Frage an Sie — lieben Sie dieses göttliche Geschöpf? Werden Sie sie zu Ihrer Frau machen? Dann bleibt mir nichts übrig, als mich so schnell als möglich zu entfernen, denn ich fühle es, dieser Abend hat eine Leidenschaft in mir entzündet, vielleicht noch grösser als meine Jugendliebe für Bianka war, und könnte ich die Liebe dieser Mädchens erwerben, ich würde sie zur Gräfin Walther machen und mich geehrt fühlen, meinem Stammbaum diese Krone der Schöpfung einzureihen. Aber — das Mädchen liebt Sie und wie könnt' es anders sein? Sie lieben sie sicher auch und deshalb begreife ich nicht, was das Mädchen plötzlich ergriffen hat. Ob es Eifersucht war? Ob sie dachte, Sie liebten meine Kusine?

„Dann dachte sie recht," versetzte Philipp,

„ja lieber Walther, Sie müssen alles wissen.“ Und nun erzählte er ihm, was zwischen Bianka und ihm vorgefallen. Walther fiel ihm um den Hals und rief entzückt: „Ist's möglich — Sie — Sie — der Dichter der Phädra? O, welche wunderbare Verkettungen des Schicksals! Bianka hatte mir ihre romantische Liebe für jenen Dichter gestanden und ich hatte ihr meine Hilfe zugesagt, um ihn zu suchen. Dass wir ihn hier — in Ihnen finden würden, nie hätte ich das gedacht — o, ich bin glücklich, dass Sie es sind — Ihnen allein gönne ich Bianka; Sie sind ihrer wert und — vielleicht wird mir nun Alexandra erhalten.“

„Ach, mein Freund,“ versetzte Philipp, „zu viel ist auf mich eingestürmt diesen Abend: die höchste Seligkeit in Biankas Liebe, meine Eltern, die ich noch kaum begrüsst, und nun dies schreckliche Ereignis, das einen dunklen Schatten über all das Licht wirft, mir einen bittern Schmerz bereitet und mir wie eine Mahnung des Schicksals erscheint, nicht an das Glück zu glauben; denn wird Biankas Vater je in unseren Bund willigen?“

Walther schwieg betroffen einige Augenblicke und sagte dann: „Es ist wahr, es wird schwer sein. Baron Marcel erzählte meinem Onkel und mir, als die Rede von Ihnen war, dass Sie nicht in legitimer Ehe geboren sind, und mein Onkel sagte nachher zu mir, es vermindere seine Achtung für Sie keineswegs, aber er sei doch nun fast froh, dass Sie sich

entfernt hätten, denn bei so viel persönlichen Vorzügen hätte es sich doch ereignen können, dass Bianka eine Neigung für Sie gefasst hätte, und da eine Verbindung demnach doch unmöglich sei, so wäre es besser, dass die Gefahr durch Ihre Abreise beseitigt wäre. Nur Biankas dringender Wunsch vermochte ihn auch, die jonischen Inseln nachher noch zu durchsuchen. Ich erkläre mir nun, dass die geheime Hoffnung Sie zu finden, ihr treibendes Motiv war, aber mein Onkel dachte wohl kaum, Sie zu finden, und heute, als wir vermuteten, Sie müssten es sein, von dem man uns erzählte, willigte er nur ein, weil Bianka darauf bestand, das Fest sehen zu wollen."

„Ich wusste es wohl," sagte Philipp und lehnte sich, wie unfähig weiter zu gehen, an einen Baumstamm. „Es ist mein Schicksal, die Momente der höchsten Seligkeit mit dem bitteren Kelch der Entsagung bezahlen zu müssen. Arme Alexandra, dein Opfer war umsonst! Die bösen Geister, denen wir zur Beute werden, sind nicht allein die Folgen unsrer eignen Taten, sondern auch die der Taten anderer, die auf unser Haupt fallen. Sie zu sühnen durch ein heroisches Leben, ist die ethische Tat, die das Schicksal von uns verlangt; ob man dabei glücklich sei, darauf kommt es jener dunkeln Macht nicht an, so wenig wie es der Natur darauf ankommt, ob sie in Sturm und Ungewittern tausend Blüten knickt und reiche Ernten zerstört."

„Verzagen Sie noch nicht, teurer Freund!“ sagte Walther, indem er Philipps Hand liebevoll drückte. „Mein Onkel ist, trotz seiner Vorurteile, doch ein edler Mann, er wird begreifen —“

„Wird er seine Tochter als die Tochter einer Frau sehen wollen, die mit einem Kommunard verheiratet und ihm nach Kaledonien gefolgt war?“ versetzte Philipp nicht ohne Bitterkeit. „Aber, o Gott,“ fuhr er fort, indem er sich gewaltsam aufraffte, „ich vergesse in selbstsüchtigem Schmerz, dass jene Armen auf mich warten, dass ich sie kaum gesehen, noch nichts von ihrem Ergehen gehört habe; ich muss fort, hin zu ihnen“ —

„Erlauben Sie mir, dass ich mit Ihnen gehe,“ sagte Walther, „ich glaube, wir sind beide viel zu bewegt, um diese Nacht zur Ruhe zu kommen, auch haben Sie Jani ja aufgetragen, Nachrichten über das Befinden der Schwester zu bringen; ich verlange danach, sie auch zu wissen und dann — möchte ich Ihren Vater und — Ihre Mutter kennen lernen, ich kann dann besser beurteilen, wie mein Onkel“ —

„Gut, gut, kommen Sie,“ unterbrach ihn Philipp und lehnte sich aufs neue auf Walthers Arm, denn er fühlte sich zu Tode matt.

Im Hause kam ihnen Alfred entgegen, besorgt nach dem Vorgefallenen fragend. Philipp erklärte es ihm mit wenig Worten, ohne die Ursache der Tat zu erwähnen, stellte dann Walther vor und fragte nach seiner Mutter.

Sie begaben sich zu ihr in das kleine Gemach. Sie sank aufs neue, keines Wortes mächtig, in Philipps Arme und Mutter und Sohn hielten sich lange umschlossen, einer an des andern Herzen Ruhe und Stärkung findend. Endlich bat Alfred den Sohn, die Mutter zur Ruhe zu geleiten, da sie völlig erschöpft sei und er die allzu grosse Aufregung für sie fürchte. Margarethe, durch die Anwesenheit des Fremden verschüchtert, gab nach, obgleich es ihr schwer wurde, sich von dem heissgeliebten, so lang entbehrten Sohn zu trennen. Philipp räumte ihr sein Schlafgemach ein und kehrte dann zu dem Vater und Walther zurück. Der letztere hatte inzwischen Alfred mit dem Stand der Dinge in Beziehung auf Bianka und deren Vater bekanntgemacht, und als Philipp wiederkam, sagte er zu diesem: „Ich hoffe, Sie werden mich keiner Indiskretion zeihen, denn von diesem Abend an sind Sie mir noch teurer als zuvor, teuer wie nur ein Bruder es sein kann. Nun wollen wir gemeinschaftlich mit Ihrem Vater überlegen, was zu tun ist.“

Philipp schüttelte traurig das Haupt und sagte: „Ich habe keine Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang; es war in den Sternen geschrieben, dass ich entbehren sollte, was die Menschen in ihrem Gesetz Glück genannt haben, um mir selbst den Begriff einer höheren sittlichen Weltordnung zu bilden. Verzeih, mein Vater,“ fügte er dann rasch hinzu, als er sah, welch eine tiefe Traurigkeit sich in dessen

Zügen malte, warf seine Arme um des Vaters Hals und liess sein Haupt auf dessen Schulter sinken: „du weisst es, wie tief ich fühle, was ich dir danke; ja auch das, dass du mich ins Leben riefst; denn du bereitetest mir dadurch die Möglichkeit, den hohen Kampf zu kämpfen, der den ewigen Gedanken aus den brutalen Fesseln der Materie befreit."

„O mein Sohn," versetzte Alfred, „du hast gesühnt, was ich verschuldete, aber ich habe, wenn auch spät, doch auch noch äusserlich gut zu machen versucht. Vor deinem brüderlichen Freund hier darf ich jetzt alles sagen, denn solche Augenblicke wie diese einen die Menschen schnell im höchsten Sinn. Nichts kann dich mehr adeln, mein Philipp, als du es selbst getan; aber du bist nun auch nach menschlichem Gesetz mein legitimer Sohn, denn deine Mutter ist meine rechtmässige Frau."

Philipp erhob den Kopf und starrte seinen Vater an, als verstehe er nicht, was dieser sage. Alfred begann von neuem: „Ja, die edle Dulderin nimmt endlich den Platz ein, der ihr längst gebührte."

„Und Martin?" unterbrach ihn Philipp.

„Er ist in Neu-Kaledonien gestorben. Deine Mutter hat bei ihm ausgehalten, treu ihrem Schwur am Altare, und ihm die Augen zugedrückt. Sie ist der gute Engel jener Unglücklichen gewesen, die dort einen edlen Irrtum büssen. Als ich Martins Tod erfuhr, stand mein Entschluss sogleich fest, mich mit ihr ge-

setzlich zu verbinden. Deshalb verzögerte sich mein Herkommen so sehr; denn ich musste ihre Rückkehr von dort abwarten, musste all den legalen Formalitäten genügen, musste die Bedenken Margarethens überwinden, deren Bescheidenheit und Zartgefühl gegen ihr eignes Herz kämpften, indem sie meinte, ich brächte ein Opfer, das zu tun, was mir im Gegenteil die höchste Befriedigung gewährte und mich mit mir selbst versöhnte. Dir schrieb ich nichts davon, teils um dich nicht zu beunruhigen, besonders aber um dir die Überraschung rein und freudig vorzubehalten. Aber nun," sagte er, sich plötzlich unterbrechend und mit der Hand vor die Stirn schlagend, „nun habe ich am Ende wieder unwissentlich getan, was deinem Glück im Wege steht" — — er schwieg und sah kummervoll vor sich hin. Philipp und Walther errieten, was er meinte; dass er die Möglichkeit der Verbindung mit Bianka noch erschwert habe durch seine Verbindung mit der Frau des Volks, die mit einem Kommunemitglied verbunden gewesen war und unter den Verbannten der Kommune gelebt hatte.

„O das ändert vieles," rief Walther, dessen gutes Herz die Pein der Freunde wie seine eigne empfand. „Mein Onkel hat die Ideen seiner Zeit, die Ehrfurcht vor allem Herkömmlichen, Gesetzmässigen, Legitimen im Sinne der Welt. Er brauchte vielleicht gar nicht zu wissen, dass in Ihren Verhältnissen jemals etwas anders war" — —

„Nein, mein Freund," sagte Philipp, „auch selbst das höchste Glück soll nicht auf dem Grunde einer Täuschung aufgebaut werden. Bianka könnte auch nie glücklich sein, wenn sie gegen den Willen ihres Vaters die meine würde. Er ist ein edler Mann, wir wollen es versuchen, ob wahre Menschenwürde und adelige Gesinnung vor ihm nicht den Sieg davontragen über die Ansichten, die an und für sich ja berechtigt sind, die aber nicht zur bindenden Formel werden dürfen, wenn eine höher berechtigte, vom Geist geweihte Forderung ihnen gegenüber tritt. Wenn es aber nicht sein sollte, dann müssen Bianka und ich die Kraft finden zu entsagen."

„Du hast recht, mein Philipp, wie immer," versetzte Alfred, „aber auch hier überlass es mir, meine Schuld zu sühnen. Ich werde morgen mit dem Grafen sprechen und ich glaube nicht, dass er dann euch, den Schuldlosen, Reinen, das verdiente Glück versagen kann."

Sie wurden durch die Ankunft Janis unterbrochen, der gelaufen kam, um zu verkünden, dass der Arzt versichert habe, die Wunde der Schwester sei nicht gefährlich und werde mit sorgfältiger Pflege bald heilen; sie sei jetzt ganz bei Besinnung und bereue ihre rasche Tat. Philipp empfahl ihm, dass alles genau geschehen müsse, was der Arzt sage, dass er für alle Ausgaben sorgen werde und dass er Alexandra bitte, um seiner Ruhe willen bald

zu genesen. Dann sagte er dem Vater und Walther gute Nacht, da er selbst dringend der Stille und Sammlung bedurfte nach den Erschütterungen dieser Nacht. Die beiden blieben noch lange im Gespräch miteinander, und als sie beim Grauen des Morgens sich zu kurzer Ruhe begaben, sagte Walther, indem er Alfred die Hand reichte: „Ja, solchen Menschen zu begegnen wie Ihnen und Ihrem Sohn, das macht besser, das erhebt die Menschheit in unserer Achtung. Lassen Sie mich Ihren zweiten Sohn sein und Ihnen helfen, Philipps und Biankas Glück zu gründen. Ich gehe voraus, um meinen Onkel vorzubereiten und günstig zu stimmen."

Am Morgen, als Philipp mit seinen Eltern zusammenkam, fanden diese ihn bleich und ermattet aussehend, aber ruhig und gefasst. Mit zärtlicher Sorgfalt bemühte er sich um seine Mutter und bemerkte mit inniger Befriedigung, dass ihr Wesen nicht, wie er gefürchtet hatte, im langen Verkehr mit rohen Menschen gelitten hatte, sondern dass im Gegenteil das reine, stille Bewusstsein treu erfüllter, segenspendender Pflicht ihrem demütigen Wesen den Abglanz einer inneren Würde aufgedrückt hatte, der wie ein milder Abendschein das sanfte Antlitz verklärte und anziehend machte. Dabei überstrahlte das Glück, die beiden ihr teuersten Menschen nun für immer zu besitzen, sie mit solcher Anmut, dass Philipp fühlte, Biankas hoher Sinn werde sich nicht weigern, diese einfache gute Frau als Mutter zu lieben.

Beruhigt über diesen Punkt erklärte er den Eltern, dass er in die Stadt gehen wolle, um die Entscheidung seines Schicksals aus dem Munde des Grafen zu vernehmen. Alfred aber bestand darauf, dass er es ihm überlassen solle, „denn," sagte er, „deinem liebevollen Herzen würde es widerstreben mich anzuklagen, und doch bin ich der einzig Schuldige. Von mir muss er das hören, und ist er ein edler Mann, so darf er dir das Glück des Lebens nicht vorenthalten. Kann er nicht Herr seiner Vorurteile werden, so wird es dir weniger bitter sein, aus meinem Munde das versagende Wort zu vernehmen als aus seinem."

Philipp gab nach und Alfred begab sich in die Stadt. Walther kam ihm entgegen und teilte ihm mit, dass Bianka ihrem Vater bereits das volle Geständnis ihrer Liebe gemacht und ihm erzählt habe, dass sie in Philipp den Dichter gefunden hätte, dem längst ihre geheime Neigung galt. Der Graf sei sehr erschüttert und habe bis jetzt nur Einwände erhoben. Bianka fürchte für seine Gesundheit, da er noch schwach sei von seiner Krankheit, und habe ihm gesagt, dass, wenn er nicht freudig einwilligen könnte, sie bei ihm bleiben und auf ihre Verbindung mit Philipp verzichten, aber nie einem anderen Manne angehören werde.

Alfred bat, ihn bei dem Grafen zu melden. Es dauerte einige Zeit bis Walter wieder erschien; er führte ihn zu dem Onkel und liess ihn mit diesem allein. Der Graf empfing

ihn ernst und kalt und sagte: „Ich weiss, weshalb Sie kommen, es bedarf keiner Einleitung, meine Tochter hat mir alles gesagt. Ich bin schmerzlich betroffen, ich will es gestehen. Nicht, dass ich gegen die Persönlichkeit Ihres Sohnes etwas einzuwenden hätte, im Gegenteil, er hat mir wahre Sympathie und Achtung eingeflösst. Aber ich bin ein Freund der historischen Entwicklung, der durch Alter und Herkommen geheiligten Verhältnisse, der Legitimität in Staat und — Familie. Bianka ist mein einziges Kind, ich habe auf sie all die Liebe, die sonst auf eine ganze Familie verteilt gewesen wäre, konzentriert, sie zu einer Zierde ihres Geschlechts erzogen, gehofft, sie mit einem edlen — ebenbürtigen Gatten vermählt, in eine durch schöne, legitime Bande verbundene Familie treten zu sehen. — Nun hat ihr vielleicht allzu idealistischer Sinn, ihre jungfräuliche Phantasie sich in eine schwärmerische Liebe zu dem Dichter der „Phädra“ eingesponnen. Diese Liebe wäre wohl mit der Zeit an dem heiteren Licht einer schönen Wirklichkeit wie ein Traumbild zerflossen, aber der Zufall will es — wenn anders dies wahr ist, dass Ihr Sohn jener Dichter ist“ —

„Herr Graf,“ unterbrach ihn Alfred, „Sie werden nicht glauben, dass mein Sohn sich einen Namen anmasst, der —“

„Nein, ich will nicht an der Wahrheit dieser Behauptung zweifeln,“ — fiel der Graf ihm ins Wort, „aber es war natürlich, dass mit der

Voreingenommenheit für das Gedicht die unleugbar ausgezeichnete Persönlichkeit Ihres Sohnes dem Gefühle eine Stärke geben musste, die es sonst vielleicht nie erlangt hätte. Dennoch glaube ich, dass die Heimat, die Macht angeborner, werter und schöner Verhältnisse, die weite Entfernung von diesem Traum des Südens es erreichen werden, das Gemüt meiner Tochter zu beruhigen und dass ihr starker, edler Wille dazu beitragen wird, sie bald in eine Lebensstellung zu führen, die ihrer Herkunft und meinen Wünschen für sie entspricht. Ich möchte Sie nicht verletzen, aber Ihr Zartgefühl wird Ihnen sagen, dass trotz der Achtung und — ich wills nicht leugnen, der Sympathie, die mir die Persönlichkeit Ihres Sohnes einflösst, ich doch mit allen Wünschen für mein einziges Kind Verhältnissen fern bleiben muss, die — jener Sanktion entbehren, die die Legitimität den menschlichen Verbindungen gibt."

Der Graf schwieg und ging mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab. Alfred schwieg auch einige Augenblicke und kämpfte mit der tiefen Bewegung seines Innern, dann sagte er: „Ich weiss es und habe schwer genug dafür gebüsst, dass unsere Taten unser Schicksal werden und dass nichts uns loslässt von der Kette, die die eine Tat mit ihren Folgen oft um unser ganzes Leben schlingt. Je tiefer ich aber dieses eherne Gesetz als das Fatum meines Lebens erkannte, je mehr habe

ich gestrebt den alten Fluch aufzuheben, den jener Gott des Zorns ausgesprochen hat: dass die Sünde der Väter an den kommenden Geschlechtern gerächt werden soll. Ich hatte es nicht vermocht, ein furchtbares Verhängnis von meinem edlen Kinde abzuwenden. Sie kennen seine Geschichte aus dem Gedicht, das eine wahre Begebenheit schildert. Jetzt hoffte ich das letzte getan zu haben, um sein Geschick auch in den Augen der Welt klar und legal zu machen. Seine Mutter ist jetzt mein mir gesetzlich angetrautes Weib, er ist mein legitimer Sohn —"

„Der Sohn der Witwe eines Kommunard!" murmelte der Graf, indem er in einen Sessel sank und sein Gesicht in den Händen barg.

„Ja," sagte Alfred innig und mit Rührung, „eine Frau, die durch ihre Demut, ihren Heldenmut und ihre reine Güte viele ihres Geschlechts beschämt. Kein edles Wesen braucht sich zu scheuen, mit ihr in Verbindung zu treten. So hoffte ich endlich den Fehltritt unbesonnener Jugend ganz gesühnt zu haben. Tausende begehen ihn, ohne sich deshalb anzuklagen, auch in Ihren Kreisen, Herr Graf. Meine einzige Rechtfertigung ist die, dass ich das unschuldige Opfer jenes Fehltritts von jeher dem Schicksal entreissen wollte, das die meisten solcher Opfer trifft. Die Natur hat mein Streben über Verdienst belohnt, denn ich darf es sagen, mein Sohn ist ein vollendeter Mensch. Er darf ohne Scheu vor jedes noch so hoch stehende

weibliche Wesen treten und sie zur Gefährtin seines Lebens verlangen, denn sein Adel ruht in ihm selbst; aber auch seine äusseren Verhältnisse sind in jeder Beziehung den besten ebenbürtig. Meine Familie ist aus altem, deutschem Adel. Durch Unglücksfälle ging das Vermögen meines Grossvaters verloren. Entfernte, in Frankreich lebende Verwandte zogen ihn als Teilnehmer in ein grosses Bankgeschäft; mein noch in Deutschland geborener Vater wurde in Frankreich naturalisiert, verheiratete sich mit einer Französin, und so kam es, dass er und ich, obgleich wir mehr deutsches Element in uns hatten als französisches, uns als Franzosen betrachten lernten. Mein Sohn erbt jetzt mit vollem Recht einen adligen Namen, sein Vermögen erlaubt ihm, sich eine Existenz nach eigenem Ideal zu schaffen —"

„Und warum tut er das nicht in einem geordneten Staatsleben, wo er sich in den einmal bestehenden Verhältnissen zum Guten betätigen könnte?" fragte der Graf, ohne aufzusehen.

„Das ist seine Sache," erwiderte Alfred. „Zu tief hat er in die Abgründe unserer heutigen Zustände geschaut, um sich als Handelnder da hineinzustellen, wo seine reine Seele kaum imstande wäre, sich vom Schmutze frei zu halten. Er will in seinem Privatleben seinem Ideal gemäss leben, im näheren Kreise auf seine Art auf die Menschen wirken. Aber auch in weitere Kreise wird seine Stimme dringen, und rein, uneingeengt von den Fesseln der Verhältnisse, wird sie

den Kultus des Ideals verkünden in seinen herrlichen Gedichten. Sie haben die Wirkung seiner ersten Schöpfung in Ihrer nächsten Nähe erlebt; was er jetzt bald zu veröffentlichen denkt, wird tausend Seelen begeistern und einen Samen edler Kultur ausstreuen, dessen Tragweite man nicht berechnen kann. Entscheiden Sie nun, Herr Graf. Soll noch einmal an dem alten Fluch das Schicksal zweier Geschöpfe scheitern, die in ihrer Vereinigung das höchste Ideal eines menschlichen Bundes darstellen würden? Soll die Sühne, die ich mit ganzer Seele, mit dem tiefsten Bewusstsein dessen, was mir zu tun oblag, vollzogen habe, umsonst gewesen sein und soll der Schuldlose noch einmal das Opfer werden?"

Alfred schwieg. Es entstand eine lange Pause, während der er in schmerzlicher Spannung, aber in der würdevollen Haltung des Mannes, der die höchste Pflicht der Selbstverleugnung erfüllt hat, des Ausgangs harrte. Der Graf war tief in Gedanken verloren. Endlich erhob er sich, trat vor Alfred hin und sah ihn mit einem langen, tiefen Blick an; dann reichte er ihm die Hand und sagte: „Sie und Ihr Sohn sind seltne Menschen. Ja, ich erkenne es, es gibt etwas, das über allen durch das Herkommen geheiligten, legitimen Rechten steht, es ist das Recht der freien Individualität, die sich durch ihren inneren Adel legitimiert. Vielleicht habe ich meine Tochter, ohne es zu wollen, auch zu dieser Freiheit erzogen und muss sich ihr Geschick

deshalb ohne alle äussere Rücksicht, nur einer idealen Forderung gemäss, entscheiden.“

Alfred hielt die Hand des Grafen fest, und indem ein Strahl hoher Freude sein Angesicht verklärte, versetzte er voll Wärme: „Oh geben Sie ein grosses Beispiel! Was wir Legitimität und geheiligtes Herkommen nannten, waren Formen, die der Geist, der in der Menschheit lebt und wirkt, sich geschaffen hatte, um seine Stufe der Erkenntnis damit zu bezeichnen. Er hat das Recht, sie zu zerbrechen und zu erneuern, sobald eine höhere Erkenntnis ihm aufgegangen ist. Die grossen, die guten Menschen sind es, die diese höhere Erkenntnis, der Menge vorschreitend, finden und, sei es durch das Opfer oder das Beispiel ihres Lebens, einführen in die Zeitlichkeit als einen Samen, der fortwirkt und einst Frucht edlerer Gesittung bringt, auch wenn es anfangs nicht so scheint. So könnte auch von dem Bunde unserer herrlichen Kinder und ihrem Wirken hier ein Kulturgedanke ausgehen, der in weiten Kreisen still befruchtend fortwirkte, wenn — wenn Sie Ihren Segen dazu geben, denn nur dann will Philipp an sein Glück glauben und o h n e den ist er bereit zu entsagen.“

Ein Händedruck des Grafen war zunächst seine einzige Antwort; er zog aus seiner Reisetasche ein Etui, öffnete es und blickte es lange an; dann hielt er es Alfred hin. „Ihre Tochter?“ fragte dieser. „Nein, ihre Mutter,“ erwiderte der Graf, indem eine Träne langsam über seine

Wange rollte. „Bei jedem grossen Entschluss meines Lebens frag ich dies geliebte Antlitz und ich fühle es, sie bittet jetzo für ihr Kind. So sei es denn," fuhr er fort, indem ein tiefer Seufzer sich seiner Brust entrang, „doch eine Bedingung stelle ich: Bianka begleitet mich in die Heimat und in Jahresfrist, wenn ihr Herz noch ebenso fühlt wie jetzt, mag sie Ihres Sohnes Gattin werden. Inzwischen können sie sich durch schriftlichen Verkehr noch näher kennen lernen. Ich glaube, das ist nicht zu hart und ich habe eben eine so starke Mahnung an das Grab gehabt, dass ich mir mein Kind wohl noch etwas vorbehalten darf."

Er reichte Alfred abermals die Hand, die dieser in tiefer Bewegung drückte, indem er ihm im Namen seines Sohnes dankte und versicherte, dieser werde sich ohne Murren seinem Beschluss unterwerfen.

„Nun muss ich aber zunächst meinen armen Walther sehen," sagte der Graf, „ihm geht seine Lebenshoffnung damit zu Grabe, und ich bin es ihm schuldig, ihn vor allem einzuweihen." Er rief Walther herbei und wollte ihm mit grosser Schonung das Vorgefallene mitteilen. Walther aber fiel ihm um den Hals und rief: „Ach liebster Onkel, ich weiss ja alles und bin schon längst nichts mehr als Biankas treuester Bruder; aber es lebe die neue Zeit, die Sie so edel einweihen, Onkel! Sie werden auch mir Ihren Segen nicht verweigern, wenn, wie ich hoffe, ich Ihnen demnächst eine göttergleiche Phäaken-

tochter, vielleicht in direkter Linie von Nausikaa abstammend, als Nichte zuführe."

„Wie? du auch?" fragte der Graf, indem sich unwillkürlich ein Lächeln auf seinen Lippen zeigte.

„Ach Onkel," rief Walther fröhlich, „ich bekehre mich zu Ihrer Wissenschaft, denn die Inschrift, die im Olymp auf Alexandras Antlitz geschrieben wurde, werde ich durch das ganze Leben zu entziffern nicht müde werden."

„Ho, ho, Herr Neffe," versetzte der Graf, dessen Stimmung durch das fröhliche Intermezzo sichtlich erheitert war, „die Probezeit, die Bianka auszuhalten hat, wird auch für dich nicht zu lang sein!"

„Wir wollen sehen, Onkel, ob ich's aushalte!" erwiderte Walther. „Erst muss sie ja auch genesen und dann muss ich erst um ihre Liebe werben, die einem anderen gehörte, und das wird nicht so schnell gehen, denn man sagt, die Frauen dieses Landes lieben stark und fest. Aber ich habe schon meinen Plan gemacht und habe heute Morgen bereits an die Baronin Emilie geschrieben, die mir eine wohlwollende Freundin geworden ist, ob sie das herrliche Mädchen, wenn sie genesen ist, eine Zeitlang zu sich nehmen will, damit sie von jenem ersten Schmerz heile und sich an die Formen des Lebens, das sie an meiner Seite erwartet, gewöhne. Dort würde ich sie treffen, wenn ich aus Deutschland wiederkehre, und was Emilie zu meinen Gunsten vorbereitet hat, vollenden."

„Ich merk' es wohl, ich bin auf klassischem Boden, wo das Wunderbare noch ins Leben hineinspielt und Götter Menschengestalt annehmen, um sich mit Sterblichen zu verbinden," sagte der Graf, mit gutmütigem Lächeln den Kopf schüttelnd. „Aber jetzt muss ich zu Bianka, ihr meine Entscheidung mitzuteilen."

„Und ich zu meinem Sohn, dem diese Stunden sich zu Ewigkeiten ausgedehnt haben werden," versetzte Alfred. „Wann darf er kommen, aus Ihrem Munde die Verheissung seines Glücks zu hören?"

„Wir kommen am Abend hinaus zu Ihnen," erwiderte der Graf, „ich habe vieles mit Bianka, mit Walther zu besprechen und bedarf einiger Stunden der Ruhe und Sammlung für mich selbst."

Herzlich trennten sich die Männer, und Walther, der Alfred zur Treppe begleitete, flüsterte diesem fröhlich zu: „Sagen Sie Ihrem Sohn nur, ich werde schon Sorge tragen, dass dies Jahr nicht volle zwölf Monate habe."

XLIII.

Die Sonne sank schon in Purpurgluten gegen den Horizont hinab, als Philipp unter der Säulenhalle seines Hauses hervortrat, um den Gästen entgegenzugehen, deren Nahen das Rollen eines Wagens ihm verkündet hatte. Er war bleich vor tiefer Erregung, aber auf seinem

Antlitz lag es wie Verklärung, und wohl hatte sein Vater recht gehabt zu sagen: er ist ein vollendeter Mensch.

Am Eingang der Besitzung hielt ein Wagen und ihm entstiegen Walther, der Graf und Bianka. Sie war einfach, ganz in weiss gekleidet, wie an jenem Abend ihrer ersten Begegnung am Parthenon. Als Philipp vor ihr stand, reichte sie ihm die Hand, unfähig ein Wort zu sagen, aber ihren Mund umspielte ein seliges Lächeln und aus ihren Augen brach ein Leuchten, das mehr sagte als Worte. Philipp fasste ihre Hand und hielt sie mit einer unwillkürlichen Bewegung dem Grafen entgegen. Dieser fühlte sich von dem unsagbar edlen Ausdruck in Philipps Antlitz völlig besiegt; gerührt drückte er die beiden Hände in den seinen und sagte: „Ich gebe Ihnen das Beste, was ich habe, mein Freund, aber ich fühl' es, Sie sind dessen wert."

Damit schloss er Philipp in seine Arme und drückte ihn fest an seine Brust.

Nun trat auch Alfred mit Margarethe aus der Säulenhalle hervor. Diese hielt sich bebend und schüchtern an ihres Mannes Seite; sie fürchtete diesen Augenblick, es schien ihr, als gehöre sie nicht in diesen Kreis. Der Graf aber, da er einmal sich selbst überwunden hatte, ging mit der vollendeten Grazie des wahren Edelmanns auf sie zu, und indem er ihr Bianka vorstellte, sagte er: „Ich hoffe, Sie werden meiner Tochter das lang entbehrte Glück gewähren, eine liebende Mutter zu besitzen."

Bianka schlang die Arme um Margarethens Hals und küsste das sanfte, bleiche Antlitz, das ein Strahl himmlischer Freude mit jugendlichem Rot färbte.

„Das Beste, was in mir ist, danke ich ihr," sagte Philipp, der hinzugetreten war und die Hand der Mutter hielt.

„O es ist zu viel Glück für mein geringes Verdienst!" flüsterte Margarethe, während Tränen seliger Rührung über ihre Wangen flossen.

Mit heiteren Worten brach Walther nun den Bann der elegischen Stimmung, der alle gefangen hielt. Er schlug vor, das Haus zu besehen, in dem seine Kusine künftig wohnen werde. Alle waren freudig überrascht von den herrlichen, künsterischen Räumen und von den Fresken, als sie in den grossen Saal traten.

„Euch hat wahrlich Athene zusammengeführt!" rief Walther, indem er das Parthenonbild betrachtete. Dann wandte er sich nach der anderen Seite und: „Alexandra!" rief er voll Entzücken, als er das Bild der Schönen erblickte. „Ah, und der Jüngling zu ihren Füssen ist noch nicht ausgeführt — o das werde ich nun ohne Widerrede! Sie, mein lieber Philipp, haben genug an einer Himmlischen, die Menschengestalt in ihrem Tempel annahm, um Sie zu beglücken; ich begnüge mich mit dem göttlichsten der irdischen Weiber und will ewig zu ihren Füssen sitzen und Rosenkränze winden."

Alle lachten und setzten dann die Wanderung durch das Haus fort; ausser Philipp und Bianka, die sich danach sehnten, allein miteinander zu sein und die kurze Zeit des Zusammenseins, die ihnen noch gegönnt war, mit dem unendlichen Inhalt ihres Seelenglücks zu füllen. Sie traten wieder hinaus aus dem Haus und gingen Hand in Hand durch den Olivenhain bis zu dem Platz, wo der kleine Altar stand mit der Inschrift: „Den Göttern."

„Hier hat sich Alexandra für mein Glück geopfert," sagte Philipp, „und die Götter haben dieses edle Opfer angenommen und mir ein Glück gegeben, so gross und so rein, wie ich es nie zu träumen gewagt habe; und auch sie wird glücklich werden und uns eine geliebte Schwester, als Walthers Gattin."

„O ich will zu ihr, sie in meine Arme schliessen, sie um Vergebung bitten, dass ich das höchste Glück von ihr genommen," rief Bianka und wollte wegeilen.

„Nein, jetzt nicht, Teure," sagte Philipp, sie sanft zurückhaltend, „noch möchte es ihr wehe tun; aber wenn du wiederkehrst, dann soll der Doppelbund sich hier schliessen, dann wird sie beglückt werden durch deine Liebe."

„Aber wird nicht in der langen Zeit, die wir noch ausharren müssen, die Nähe dieses schönen, edlen, liebenden Wesens —" sagte Bianka zögernd.

„O sprich es nicht aus!" versetzte er, sie unterbrechend. „Die vollkommene Liebe ist

auch der vollkommene Glaube, und so wie ich keinen Augenblick daran zweifle, dass Heimat, glänzende Verhältnisse, Lockungen aller Art nichts über deine Liebe vermögen werden, so zweifle auch nicht an mir. Wem das Leben überhaupt eine sittliche Bedeutung hat, wem die Liebe ein Teil seiner Selbstvollendung ist, der kann nicht schwanken, und was das Herz einmal erwählt hat, das muss es ewig halten."

Jetzt flammte es feurig am Himmel auf, die Sonne sank hinab, purpurn glänzte das Meer herauf hinter den Bäumen, Rosenglut überzog den Himmel und märchenhaft schimmerte es durch das feine Laub der Oliven. Philipps und Biankas Hände ruhten ineinander und ihre Blicke begegneten sich in stiller, unnennbarer Liebe.

„Und wenn wir sterben müssten in diesem Augenblick und uns auflösen in diese Harmonie und Schönheit, die uns umgibt, es wäre auch Seligkeit," sagte Bianka.

„Lass uns zum Leben und Sterben bereit sein!" versetzte er, indem er ihre beiden Hände an sein Herz zog. „In jedem Augenblick erfülle uns das Bewusstsein, dass das Leben eine ethische Tat sein soll; die Liebe erleuchte uns wie ein himmlisches Morgenrot, das Mitleid wandle den alten Fluch des Elends in Trost und Frieden und das Schicksal finde uns gefasst."

Am folgenden Tag begab sich der Graf mit seiner Tochter und Walther auf das Schiff,

das sie der Heimat entgegenführen sollte. Philipp begleitete sie an Bord.

„Wie anders war es, als ich in Athen dem Schiffe nachsah, das dich fortführte!“ sagte Bianka. „Damals fühlt' ich es zuerst, dass ich dich liebte, und glaubte dich zugleich auf ewig verloren. Nun ist das Scheiden auch schwer, aber die Hoffnung schwebt mit leichten Schwingen um den Kiel und jede Welle flüstert es mir zu: übers Jahr bringen wir dich wieder.“

Philipp hatte seine Eltern gebeten, ihn nicht vor Abend zu erwarten. Nachdem er das Schiff, das Bianka entführte, hatte verschwinden sehn, brachte er den Tag in Einsamkeit in jener Tempelruine zu, wo er einst Alexandra gefunden, und wieder entfloss seiner Seele ein Hymnus, der seinem Gemüt erhabene Fassung gab.

Nach einigen Tagen erhielt er einen Brief mit dem Poststempel Athen. Er enthielt folgendes:

„Mein teurer Freund!“

So darf ich Sie nun mit stiller Zuversicht nennen. Durch Graf Walther erfuhr ich endlich, wo Sie weilen und wie sich Ihr Geschick erfüllt. Ich nahm es hin als eine Busse, die Sie mir auferlegten, dass Sie so völlig aus meinem Gesichtskreis verschwunden waren. Ich habe die Prüfun gbestanden und ich hoffe, Ihrer Freundschaft wert zu sein. Marcels Zärtlichkeit und sein rührendes Vertrauen haben mir meine Pflicht gegen ihn wieder teuer gemacht

und in meinen Kindern ehre ich nun Wesen, die ich nach Ihrem Beispiel erziehen möchte. Dass Sie der Vereinigung mit der Gräfin Bianka entgegengehen, erfuhr ich durch Walther. Ich will meine Schwäche gestehen: es war der letzte Kampf, den ich zu überwinden hatte, aber ich habe gesiegt und wünsche Ihnen das reinste Glück. Nun habe ich eine Bitte: senden Sie mir, sobald sie ganz genesen ist, die schöne Alexandra zu, damit ich sie für Graf Walther erziehe. Ich will sie wie eine Schwester empfangen. Wir haben Sie beide geliebt, nur sie schöner, selbstloser als ich. Das wird das Band sein zwischen ihr und mir und es wird mich beglücken, die Wunde dieses jungen Herzens heilen zu helfen, indem ich sie dem Glück an Walthers Seite entgegenführe. Mich aber lassen Sie hoffen, dass, wenn wir uns einst wiedersehen, Ihr sanfter Blick mir sagen wird, dass Sie mit mir zufrieden sind.

Emilie."

Im gleichen Verlag erschien:

Wanda von Sacher-Masoch
Meine Lebensbeichte

Memoiren mit 2 Porträts

Umschlag und Einband von Karl Zander.

6. Auflage. Geh. M. 5.—, Geb. M. 6.—

Jeder vorurteilslose Mensch hat die Pflicht, dieses Testament zu kennen. Es gibt keine bessere Quelle, menschliche Leiden und Leidenschaften zu studieren! Münchener Zeitung.

Dieses starke Buch sei jedem reifen, vorurteilslosen Menschen dringend zur Lektüre empfohlen. Auf seinen Blättern wird ein Frauenschicksal aufgerollt, das im ganzen von einer Hoheit und im einzelnen von einem Reichtum ist, wie es nur ganz wenige Bekenntnisbücher der modernen Weltliteratur aufzuweisen vermögen. Hier erzählt eine Frau ihr Leben, das uns, die wir ihr folgen, folgen müssen, wie ein fortlaufendes Abenteuer, wie eine einzige grosse Sensation erscheint. Wie gesagt: das Buch ist nur für reife Menschen geschrieben. Diese werden es aber nicht ohne lebhafte innere Anteilnahme und nicht ohne grossen Genuss lesen. Denn es ist glänzend geschrieben. Rheinisch-Westfäl.-Zeitung.

Man ist erschüttert von diesen Erinnerungen, die wirklich „Lebensbeichte" genannt werden müssen, weil die Verfasserin voll des strengsten Mutes der Wahrhaftigkeit in keinem Punkte mit der Wahrheit zurückhält. Und sie zeigen erschreckend deutlich, dass das Leben doch immer wieder viel bunter und mannigfaltiger gestaltet, als es die ausschweifendste Phantasie eines Dichters zu tun imstande ist. Schwabacher Tageblatt.

Wie dies Buch ist, musste es sein, und es könnte in seiner Art garnicht vorzüglicher sein. Jedenfalls entwickelte sich diese Frau unter der schweren Hand, die fast ein Leben lang auf ihr lag, zu einem reichen und reifen Menschen, der uns als Frucht dies Buch brachte. Es geht oft eine schwüle Luft durch das Buch, steht doch in seinem Mittelpunkt Sacher-Masoch. Lehrreich und wertvoll aber ist es für jeden, der die Menschen und ihre Schicksale liebt, auch wenn es wilde, verschlungene Pfade geht und die Sonne nur selten über diesen Wegen lacht. Frankfurter Zeitung.

Dora Hohlfeld
Die arme Josefa

Ein Wort von Kommen und Gehen

Roman. Umschlag und Einband von
René Reinicke. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—

„Die arme Josefa" gestaltete eine Dichterin. Ich halte diesen Roman für einen der allerbesten dieses Jahres?
Der Kunstwart.

„Die arme Josefa" ist ein Roman von höchst persönlicher Eigenart, ein Buch, das dem Besten in der Romanliteratur ebenbürtig zur Seite gestellt werden muss. Hamburger Fremdenblatt.

Von einem Buche möchte ich erzählen, einem schönen starken Buch, fest verwurzelt im Boden der Heimat, aber durch die Kraft der Gestaltung, durch das kühne, schöpferische Erfassen der Idee emportragend zu der Höhe mächtig ergreifender, über den Schlagworten stehender Ewigkeitskunst! Ein Menschenlos hat Dora Hohlfeld unvergesslich gestaltet . . . Wie der Glockenschlag einer schönen, schwermütigen Lebensstunde wirkt dieses Buch.
Rheinisch-Westfälische Zeitung.

Die Droste-Hülshoff ist tot, Dora Hohlfeld lebt! Eine ungewöhnliche Gestaltungskraft . . . Das Buch liest sich wie ein schwermütiges Märchen . . . Das Buch ist eine poetische Tat von Bedeutung. Frankfurter Zeitung.

Ein seltsames Buch, aber ein gutes Buch! Dora Hohlfeld hat ihren eigenen Stil bereits gefunden. Ihre Sprache ist ernst und doch voll herben Reizes.
Schlesische Zeitung.

Ein Stil, der einfach prächtig ist. Funkelnd im Bild, sehr melodisch, hat er etwas von der Frische einer Mädchenstimme. Unzweifelhaft: ein Roman, der sicherlich seinen Weg gehen wird. Die Zeit.

Druck von Gottfr. Pätz in Naumburg a. S.

HT009657927